Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

THE GIFT OF

Dr H E. Oletz.

830.6
B58

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Seite
Klippen des Glücks. Roman von Adolph Streckfuß. (Fortsetzung)	5
Wandlungen. Novelle von Adolph Katsch	119
Der erste Khedive. Biographische Skizze von Schmidt-Weißenfels	184
Neujahrsbräuche. Von Oswald Heim	199
Die Stadt Peter's des Großen. Bilder aus der russischen Metropole. Von Hasso Harden	215
Der Buchsweiler Weiberkrieg. Eine geschichtliche Begebenheit aus dem Elsaß. Von Anton Ohorn	228
Der hygienische Nutzen der Zimmerpflanzen. Von Dr. Boehnke-Reich	243
Mannigfaltiges:	
Antwort einer Königin	250
Die letzten Augenblicke des französischen Generals Moreau ꝛc.	251
Abenteuer eines Schafes	251
Eine Urtheilsfällung des Kaisers Rudolph von Habsburg	253
Ueber die Höhengrenzen des Baumwuchses ꝛc.	254
Kriegsgebräuche	255
Ein Heirathsvermittler, welcher übel ankam ꝛc.	256

Klippen des Glücks.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Egon fühlte sich nach der Unterredung mit seinem Vater so müde, so körperlich und geistig matt, daß es ihm ganz unmöglich war, auch nur einen bestimmten Gedanken zu fassen. Er sank auf das Sopha, den Kopf vergrub er in die Kissen, er mochte nichts sehen, nichts hören, nichts denken; so versank er in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, in einen Zustand des halben Wachens, halben Träumens. Bilder aus seinem vergangenen Leben zogen nicht klar und bestimmt, sondern nebelhaft verschwommen an seinem Geiste vorüber. Er sah sich als Kind in trostloser Einsamkeit in dem reichgeschmückten Kinderzimmer, es war ihm, als fühlte er noch einmal die brennende Sehnsucht nach Liebe, die den unglücklichen Knaben erfüllt hatte, den Neid, den dieser gefaßt hatte gegen andere Kinder, denen es vergönnt war, die Mutter oder den Vater zärtlich küssen zu dürfen; dann sah er sich wieder als Jüngling unter der wüsten Stu-

dentenschaar, die er um sich gesammelt hatte, unter den jammervollen Schmeichlern, die sich seine Freunde nannten, so lange er mit vollen Händen das Geld für ihre nichtswürdigen Lustbarkeiten vergeuden konnte; er sah sich in der Gesellschaft, im Kreise schöner Damen, der gefeierte Held des Abends, auf den die Mütter und die Töchter Jagd machten mit liebenswürdigen Worten, mit reizendem Lächeln, den sie zu fesseln suchten und der sie Alle, Alle von ganzem Herzen verachtete. Er sah sich am Seeufer, wie er dem Bekenntniß Pechmayer's lauschte, es war ihm, als ergreife ihn abermals jene bittere Laune, die Lust zu dem tollen Abenteuer; alle diese Bilder waren verschwommen, nebelhaft, dann aber entwickelte sich plötzlich vor seinem Geiste mit wunderbarer Klarheit das Bild Lieschens. Er sah sie, wie er sie an jenem Nachmittag gesehen hatte, als sie von ihm seinen Rath eingeholt, als sie voll Vertrauen sich an ihn gewendet hatte. So treu und wahr, so innig, ja liebevoll hatte sie damals zu ihm aufgeschaut, der Blick war ihm tief in's Herz gedrungen. Wie hatte er ihn nur jemals vergessen können!

Und wie damals die Wirklichkeit, so übte heute die Erinnerung einen zauberhaften Einfluß auf ihn aus; er fühlte sich plötzlich gekräftigt, gestärkt zum ferneren Kampfe gegen das Leben, die dumpfe Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte, als alle seine Zukunftspläne morsch zusammenbrachen, verflog, er fühlte, daß es unwürdig sei, sich niederbeugen zu lassen durch einen Schicksalsschlag.

Er schämte sich, daß er stundenlang verzagt und thatenlos verträumt, daß ihm wieder, wie so oft früher, die

Selbstbeherrschung gefehlt, daß er sich willenlos dem Einfluß des Augenblickes hingegeben hatte.

„Die Erinnerung an Dich soll mir der Leitstern für mein Leben sein!“ sagte er sich.

Er richtete sich auf, zur rechten Zeit, denn draußen auf dem Korridor ertönten nahende Männerschritte, die Flügelthüre wurde weit geöffnet, und in derselben erschien ein noch immer, trotz seiner Jahre, schöner, stattlicher Herr, welchem der Geheimrath v. Ernau auf dem Fuße folgte. Egon erkannte den Eintretenden augenblicklich, obgleich er ihn nie zuvor gesehen hatte, war ihm doch das reizendjugendliche Ebenbild des älteren Mannes nur zu wohl bekannt, waren ihm doch diese Züge nur zu vertraut.

„Mein Sohn Egon, Herr v. Massenburg.“ sagte der Geheimrath vorstellend. Werner v. Massenburg aber entzog sich dieser Vorstellung, er bot Egon formlos die Hand und sagte, die größte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit in seinen Ton legend:

„Sie müssen mir schon verzeihen, Herr v. Ernau, daß ich, jede Förmlichkeit bei Seite setzend, zu Ihnen eingedrungen bin, ohne zu fragen, ob Sie mir diesen Besuch gestatten, ja, ohne mich nur melden zu lassen; ich habe dafür nur die Entschuldigung der übergroßen Freude, welche ich empfand, als mein verehrter Freund, Ihr Herr Vater, mir mittheilte, daß unsere Trauer um Sie beendet ist, daß Sie dem Leben wiedergegeben sind. Ich mußte Sie sofort recht von Herzen begrüßen, Herr v. Ernau, ich konnte nicht anders, meine Freude war zu groß.“

Wodurch fühlte sich Egon bei dieser herzlichen Anrede

verletzt? Er vermochte es nicht zu sagen. Erschien ihm doch die Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter, während Herr v. Massenburg sprach, fast noch größer als zuvor; der Vater hätte ihm daher sympathisch erscheinen müssen, aber er fühlte sich durch denselben zurückgestoßen, jedes der freundlichen Worte erschien ihm wie eine bewußte Lüge, er vermochte nur einige höfliche, frostige Worte auf den herzlichen Gruß zu erwiedern.

Werner v. Massenburg ließ sich durch diesen kühlen Empfang nicht zurückschrecken, er zeigte eine unveränderte herzliche Freundlichkeit, er drückte, nachdem er auf Einladung des Geheimraths auf dem Sopha Platz genommen hatte, dem auf einem Lehnsessel gegenüber sitzenden Egon noch einmal kräftig die Hand und sprach noch einmal in warmen Worten seine große Freude darüber aus, daß der Todtgesagte sich unter den Lebenden wieder eingefunden habe, und daß es noch Zeit sei, alles das Unheil wieder gut zu machen, welches leicht aus einer längeren Fortdauer des Glaubens, Egon sei aus dem Leben geschieden, hätte entstehen können.

„Ihr Herr Vater weiß," sagte er, „wie tief schmerzlich es mir war, daß alle die schönen Pläne, welche wir Beide für eine innige Verbindung unserer Familien entworfen hatten, vernichtet sein sollten, um so glücklicher bin ich, daß mir jetzt diese schöne Hoffnung von Neuem erblüht."

„Wenn ich nicht irre, ist Fräulein v. Massenburg mit einem Herrn v. Wangen verlobt?" fragte Egon mit scharfem Tone.

„Allerdings," erwiederte Massenburg ohne alle Verlegenheit. „Bei der traurigen Lage, in welcher meine Tochter sich befand, mußte ich daran denken, ein Mittel zur Wiederherstellung ihres gefährdeten Rufes zu finden. Ein sehr wohlhabender junger Gutsbesitzer, ein redlicher, aber sehr unbedeutender junger Mann, bat mich um die Hand meiner Tochter; es wurde mir schwer, meine Einwilligung zu geben, noch schwerer ist es meiner Tochter geworden, die so viel Liebes und Gutes von Ihnen gehört hat, daß sie sich sehr glücklich bei dem Gedanken fühlte, die Gemahlin eines so hervorragenden jungen Mannes zu werden. Sie weigerte sich zuerst entschieden, Herrn v. Wangen ihr Jawort zu geben; sie betrachte sich, so schrieb sie mir, als die trauernde Wittwe des ihr und dem Leben so früh Entrissenen, erst auf meinen ausdrücklichen Befehl hat sie sich als gehorsame Tochter gefügt. Die Voraussetzung, unter welcher sowohl ich als Bertha, wie Herr v. Wangen sehr wohl weiß, unsere Zustimmung zur Verlobung gegeben haben, ist jetzt durch Ihre Wiederkehr hinfällig geworden, diese Verlobung ist daher an sich nichtig, ich habe mich freudig bereit erklärt, sie sofort zu lösen, als mir soeben Ihr Herr Vater Ihre Bereitwilligkeit, auf unsere alten Verabredungen zurückzugehen, mitgetheilt hat."

„Aber Fräulein v. Massenburg und Herr v. Wangen?" fragte Egon.

„Bertha wird glücklich darüber sein, daß sie befreit wird von einem verhaßten Ehebund, und Herr v. Wangen wird sich in das Unabänderliche fügen müssen. Noch heute werde ich ihm und Bertha dies schreiben, und mit wahrer

Herzensfreude begrüße ich Sie, mein theurer Herr v. Ernau, als meinen lieben künftigen Schwiegersohn."

Er wollte wieder die Hand Egon's ergreifen, dieser aber zog sie zurück. Er war empört über die Lüge, welche Herr v. Massenburg mit geläufiger Zunge aussprach; er hatte es ja aus Bertha's eigenem Munde gehört, wie sie über ihre Verbindung mit Herrn Egon v. Ernau und über diesen dachte.

„Ich bedaure, Herr v. Massenburg," sagte Egon ruhig aber sehr entschieden, „daß ich auf die Bezeichnung, mit welcher Sie mich beehren, keinen Anspruch machen darf. Es widerspricht meinem Begriff von Ehre, die Veranlassung zu sein, daß eine schon veröffentlichte Verlobung gelöst wird."

„Welche neue Marotte!" rief der Geheimrath erzürnt. „Weshalb hast Du mich denn zu Herrn v. Massenburg geschickt?"

„Ich habe Dich nicht geschickt, Papa."

„Aber Du hast geschwiegen, als ich Dir sagte, daß ich die Auflösung der Verlobung bewirken wolle."

„Ich erinnere mich nicht, ein Wort davon gehört zu haben."

„Das begreife, wer da kann!" sagte der Geheimrath sehr entrüstet. „Du treibst die Rücksichtslosigkeit zu weit. Ich habe jetzt wohl als Vater das Recht, zu fordern, daß Du mein Wort einlösest. Ich habe es Dir ausdrücklich gesagt, daß ich die Auflösung der Dir so unangenehmen Verlobung bewirken wolle. Um Deinetwegen, um Deinen Wunsch zu erfüllen, bin ich sofort nach Tisch zu Herrn v. Massen-

burg gefahren, ſogar mein Mittagsſchläfchen habe ich um Deinetwegen aufgegeben, und nun willſt Du mich im Stich laſſen, weil Dir wieder eine tolle Idee durch den Kopf fliegt. Das dulde ich nicht!“

„In der That, Herr v. Ernau,“ ſo nahm jetzt auch Herr v. Maſſenburg das Wort, „Ihr Herr Vater hat wohl ein Recht, zu zürnen, wenn wirklich Ihre Worte ernſt gemeint ſind, aber ich glaube es nicht. Ich achte das Zartgefühl, welches Sie bedenklich macht, der Urheber der Auflöſung einer geſchloſſenen Verlobung zu ſein, aber ich bin überzeugt, Sie werden Ihr an ſich gerechtfertigtes Bedenken fallen laſſen, wenn Sie ruhig überlegen. Die Verlobung mit Herrn v. Wangen iſt für meine Tochter nur ein überaus trauriges Mittel geweſen, um ſich einem Skandal zu entziehen, den Sie, Herr v. Ernau, Sie dürfen mir wegen dieſer Offenheit nicht zürnen, veranlaßt haben. Ein überaus trauriges Mittel, ſagte ich, denn meine Tochter weiß, daß ſie auf ihr Lebensglück verzichtet, indem ſie einem ungeliebten, unbedeutenden, geiſtig tief unter ihr ſtehenden Manne ihre Hand reicht. Iſt es nicht Ihre Pflicht, Herr v. Ernau, das, was Sie verſchuldet, wenn es noch möglich iſt, wieder gut zu machen? Sie können meine Tochter bewahren vor einem unglücklichen Leben, wollen Sie jetzt zögern, dies zu thun, weil — eine leere Form verletzt werden muß, ja, eine leere Form, denn nichts Anderes iſt dieſe Verlobung, die ihren Urſprung nur dem Zwange verdankt, den mein Wille auf meine Tochter ausgeübt hat.“

Herr v. Maſſenburg ſprach die Wahrheit, Egon wußte

es nur zu wohl, Bertha liebte ihren jetzigen Verlobten nicht, vielleicht war sie wirklich nur einem Zwange gewichen, als sie ihr Jawort gegeben hatte, er wußte auch, daß sie freudig ihre Verlobung lösen werde, wenn sie erfuhr, wer wirklich der Herr v. Ernau sei. Dem unbedeutenden, niedrig geborenen Kandidaten Gottlieb Pechmayer schlug ihr Herz entgegen, das hatte ihm manch' feuriger Blick aus dem schönen dunklen Auge gesagt, mancher Blick, der ihm die Ruhe seiner Nächte geraubt hatte. Noch war Bertha ihm nicht verloren, durch ein einziges Wort der Zustimmung konnte er sich ihren Besitz erringen, sie wurde sein Weib, wenn er ja sagte, ein Ja, ein einfaches Ja.

Eine brennende Lust, dies Ja zu sagen, erwachte in ihm.

„Die Erinnerung an Dich soll mir der Leitstern für mein künftiges Leben sein!" Das Wort, welches er vor wenigen Minuten halblaut gesprochen, tönte in ihm wieder, er sah Lieschen vor sich, sie schaute ihn an mit einem tief traurigen Blick. Ja, sie trauerte darüber, daß er noch schwanken konnte, wo das Gebot der Pflicht so klar war, daß er wieder im Begriffe stand, der Lockung des Augenblickes zu folgen, daß er nicht vermochte, sich selbst, seine eigenen glühenden Wünsche zu beherrschen.

„Die Erinnerung an Dich soll mein Leitstern sein!" Ein Lächeln flog über sein Gesicht, er schwankte nicht mehr.

„Ich bedaure es tief," sagte er ernst und entschieden, „wenn ich die Veranlassung bin, daß Fräulein v. Massen-

burg eine Verbindung schließt, zu welcher sie nur der Wille ihres Vaters zwingt, trotzdem aber werde ich mich niemals dazu herbeilassen, in das Recht des Herrn v. Wangen einzugreifen. Für mich ist eine Verlobung keine leere Form, und ich will hoffen, auch nicht für Fräulein v. Massenburg. Wäre die junge Dame wirklich im Stande, ein Gelöbniß, welches sie soeben erst, wenn auch durch traurige Verhältnisse dazu veranlaßt, abgelegt hat, freventlich zu brechen, um eine andere Verlobung einzugehen, dann würden unsere Anschauungen über Ehre und Recht zu weit auseinander gehen, als daß es mir möglich wäre, an ein Gelöbniß der Treue gegen mich zu glauben. Es würde schon eine Beleidigung für Fräulein v. Massenburg sein, ihr eine Auflösung ihrer Verlobung zuzumuthen. Ich werde dazu keinenfalls Veranlassung geben, und bitte Sie, Herr v. Massenburg, dies als meinen unwiderruflichen Beschluß zu betrachten!"

„Der Mensch ist unberechenbar in seinen Schrullen," rief der Geheimrath empört aus. „Er weiß nicht, was er redet. Kümmern Sie sich nicht um ihn, Freund Massenburg, morgen wird er wieder anders denken. Ist nur erst die Verlobung gelöst, dann —"

„Du irrst, Vater. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich gebe Dir und Herrn v. Massenburg hiedurch mein Ehrenwort, daß, auch wenn die Verlobung der jungen Dame mit Herrn v. Wangen gelöst wird, ich niemals meine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr geben werde."

Herr v. Massenburg warf Egon einen wüthenden Blick zu. „Nach dieser bündigen Erklärung," sagte er aufstehend,

„habe ich keine Veranlaſſung, über dieſen Gegenſtand noch ein Wort zu verlieren, und bedaure nur, daß ich mich habe verleiten laſſen, Ihrer Aufforderung zu folgen, Herr Geheimrath!“

In ſehr kalter, förmlicher Weiſe verabſchiedete er ſich von Egon. Der Geheimrath folgte ihm, ohne dem Sohne, über deſſen Verhalten er auf's Tiefſte empört war, nur einen Abſchiedsgruß zu gönnen.

Als Egon ſich allein ſah, athmete er recht aus tiefſter Bruſt frei auf. Er fühlte ſich durchdrungen von einem Gefühl innerer Befriedigung. Zum erſten Male in ſeinem Leben war es ihm gelungen, ſeine eigene Luſt und Leidenſchaft der Pflicht unterzuordnen, ſich ſelbſt zu bezwingen, er fühlte, daß mit dieſem Moment ein neues Leben für ihn beginne.

20.

Das Herrenhaus von Linau, ſo war der frühere polniſche Name des Rittergutes Linowo germaniſirt worden, machte durchaus keinen beſonderen Eindruck; manches ſächſiſche Bauernhaus ſieht ſtattlicher aus, als das einſtöckige Wohnhaus des großen Rittergutes, welches Hugo v. Wangen von ſeinem Vater geerbt hatte und in welchem er mit ſeiner jungen ſchönen Frau reſidirte, ſeit er der ſelbſtſtändige Herr der Güter geworden war. Vor dem Tode des Vaters hatte er auf einem Vorwerke in einem noch weniger comfortablen Hauſe ſein erſtes Heim aufſchlagen müſſen, denn Herr v. Wangen's Vater meinte, ein junges Ehepaar müſſe ſich glücklich fühlen auch in kleinen Räumen. Große

Gesellschaften brauchten junge Leute nicht bei sich zu sehen, sie müßten sich selbst genug sein; es sei gar nicht gut, wenn ein Gutsbesitzer gleich beim ersten Beginn seiner Etablirung aus dem Vollen wirthschaften könne, im Anfang müsse er sich einschränken lernen, das Geld ausgeben lerne er später immer noch frühzeitig genug.

Nach diesem Grundsatze hatte Wangen's Vater das einfache kleine Wohnhaus auf dem Vorwerke für seinen einzigen Sohn eingerichtet, als dieser sich verheirathete, und Hugo v. Wangen würde zum Leidwesen seiner schönen lebenslustigen jungen Frau wohl noch manches Jahr unter den beschränktesten Verhältnissen haben wirthschaften müssen, wenn sein Vater nicht schon zwei Jahre nach seiner Verheirathung gestorben wäre und ihm seinen ganzen großen Grundbesitz hinterlassen hätte.

Der alte Herr hinterließ nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, ein Kind von zwölf Jahren. Er hatte in seinem Testament bestimmt, daß sein Sohn Hugo die sämmtlichen Güter erben, dafür aber die Verpflichtung übernehmen solle, seine Schwester, deren Erbtheil hypothekarisch auf die Güter eingetragen werden müßte, in seinem Hause zu erziehen.

Mit Freuden erfüllte Hugo v. Wangen die ihm durch das väterliche Testament auferlegte Verpflichtung; er hatte seine kleine Schwester recht von Herzen lieb, und auch ohne das Testament des Vaters würde er sie sicherlich nicht von sich gelassen haben, hatte er doch seiner Mutter, die kurz nach der Geburt des Töchterchens gestorben war, auf dem Sterbebette kurz vor ihrem Tode das heilige Ver-

ſprechen gegeben, daß er dem kleinen Klärchen ein treuer Bruder ſein wolle. —

Seit dem Tode des Vaters bewohnte Hugo v. Wangen mit ſeiner Frau und ſeiner Schweſter Klara das Herrenhaus von Linau. Für ihn war es groß genug, wie es auch für ſeinen Vater viele Jahre lang vollſtändig ausreichend geweſen war; enthielt es doch zu jeder Seite des quer durch das ganze Haus gehenden Flures oder Vorſaales, der auch als Speiſeſaal benützt werden konnte, vier große Zimmer und außerdem vier hübſche Manſardenzimmer; die große Küche lag im Keller und ſtand durch eine Treppe direkt mit dem Vorſaal in Verbindung. Von den vier Zimmern zur rechten Seite des Flures, wenn man vom Hof aus in den Vorſaal trat, waren zwei, welche vom Hof aus ihren eigenen Eingang hatten, für den Verwalter als Wohn- und Schlafzimmer, zwei für die männliche und weibliche Hausdienerſchaft, den Kutſcher, den Bedienten, die Köchin, das Stubenmädchen und die Kammerjungfer der gnädigen Frau eingerichtet, da blieben dann für die Herrſchaft noch zur linken Seite des Flures vier große Zimmer und außerdem drei Manſardenzimmer, denn eines der letzteren war der Wirthſchafterin angewieſen.

In dieſen Räumen hatte der alte Herr v. Wangen viele Jahre glücklich mit ſeiner Familie gelebt und ſogar ein gaſtfreies Haus geführt. Zwei Manſardenzimmer waren als Fremdenſtuben eingerichtet und wurden ſelten leer von Gäſten, im dritten wohnten die Kinder mit der alten Kinderfrau, von den vier Zimmern unten war eines, das, von welchem eine kleine Treppe hinauf nach der Kinder-

ſtube führte, das Schlafzimmer, und die übrigen drei waren zugleich Wohn- und Geſellſchaftszimmer; große eigene Geſellſchaftsräume brauchte der alte Herr nicht, denn die guten Nachbarn und die Freunde und Verwandten, welche ſich häufig in ſeinem gaſtlichen Hauſe vereinten, fühlten ſich am wohlſten in den gemüthlich eingerichteten Wohnzimmern. Sie machten keinen Anſpruch auf ein prächtiges, der neueſten Mode genügendes Mobiliar, wie es in manchem anderen Schloß nahe wohnender Edelleute zu ſchauen war, ihnen gefielen die altmodiſchen, aber ſehr bequemen Möbel des Herrn v. Wangen viel beſſer.

In die allerdings den Anſprüchen, welche in neuerer Zeit an ein vornehmes Haus gemacht werden, keineswegs genügende Elternwohnung war Hugo v. Wangen mit ſeiner jungen Frau gezogen. Ihm genügte ſie, er fühlte ſich in ihr heimiſch, ihm waren alle die alten Möbel, an welche ſich ſeine ſchönſten Kindheitserinnerungen knüpften, eng an's Herz gewachſen, Bertha aber fand ſie abſcheulich. Sie ſprach energiſch den Wunſch aus, der ganze alte Plunder ſolle durch ein neues, eines Herrn v. Wangen würdiges Mobiliar erſetzt werden. Hiezu war indeſſen Wangen nicht zu bewegen. Mit ſchwerem Herzen gab er es zu, daß das ſchönſte der Zimmer, das, aus welchem eine Flügelthüre hinaus nach einem in den Garten hinein gebauten Altan führte, als Bertha's Wohnzimmer ganz ihrem Geſchmack gemäß prachtvoll eingerichtet wurde, aber in den übrigen Räumen blieben die alten, unmodernen Möbel, von denen er ſich nicht trennen konnte und die nun ſeltſam genug mit den modernen Prunkmöbeln im Gartenſalon kon-

traſtirten. Die altmodiſchen, häßlichen Zimmer vermied deshalb Bertha ſoviel ſie es irgend konnte, ſie hielt ſich ſtets nur in ihrem Gartenſalon, und wenn das Wetter es irgend erlaubte, auf dem mit einem leichten Zinkdach überſpannten, elegant gebauten Altan auf; hier wohnte ſie, hier empfing ſie auch die Beſuche, welche nach alter Gewohnheit in Linau ſelten fehlten.

In der Ausſchmückung des Altans hatte Bertha ganz ihrer Luſt folgen können, er glich einem mit dem höchſten Comfort, aber zugleich höchſt geſchmackvoll eingerichteten Wohnzimmer, deſſen Glaswände, je nachdem die Witterung es erforderte, durch eine kunſtvolle Maſchinerie ſich verſenkten oder erhoben, ſo daß der Altan ſelbſt im Winter geheizt und benutzt werden konnte, während an heißen Sommertagen die Glaswände ganz oder theilweiſe verſenkt wurden, je nachdem ein friſcher Luftzug erwünſcht oder nicht angenehm war.

An dem glühend heißen Auguſtnachmittag, an welchem wir Bertha im Herrenhaus von Linau wiederfinden, waren die Glaswände vollſtändig verſenkt, nicht das leiſeſte Lüftchen hatte ſich die nachläſſig auf dem Schaukelſtuhl ſich Wiegende entgehen laſſen mögen; ſie fächelte ſich mit einem prachtvollen Spitzenfächer, aber die drückend ſchwere Luft erſchien ihr dadurch nur noch unerträglicher.

Kein Lüftchen wehte, eine vollſtändige Windſtille herrſchte, und doch ſtiegen von Südweſten her feſt zuſammengeballte ſchwarze Wolkenmaſſen langſam am Himmel empor; ſchon hatte die Abendſonne ſich hinter ihnen verſteckt, ſchon erhoben ſie ſich über das hohe Gebüſch,

welches den breiten, vor dem Altan liegenden Rasenplatz im Garten begrenzte.

„Es ist unerträglich schwül und heiß!“ seufzte Bertha, den Roman, in welchem sie gelesen hatte, bei Seite legend, denn selbst für die leichte Beschäftigung nahm ihr die drückende Schwüle Lust und Kraft. „Man vergeht in diesem entsetzlichen Klima entweder vor Hitze oder vor Kälte. Man friert oder man siedet, einen schönen, milden, lauen Sommerabend gibt es in diesem abscheulichen Westpreußen nicht.“

Sprach sie die Worte zu sich selbst oder richtete sie dieselben an die junge Dame, welche etwas entfernt von ihr an dem in der Mitte des geräumigen Altans stehenden runden Tisch saß und eben eifrig beschäftigt war, der kleinen Klara eine Zeichnung zu korrigiren, welche diese nach einem auf dem Tisch vor ihr stehenden Arbeitskästchen etwas fehlerhaft in der Perspektive gemacht hatte. Es war schwer zu bestimmen, denn Bertha schaute, während sie sprach, die junge Dame nicht an, sie blickte hinaus nach dem Garten und wehte sich mit dem Fächer frische Luft zu. Sie hatte trotzdem eine Antwort erwartet, und als sie eine solche nicht erhielt, richtete sich ihr Blick schnell der jungen Dame zu; die zuerst langsame Bewegung ihres Fächers wurde schneller und ein eigenthümlich scharfer Zug legte sich um den feingeschnittenen Mund.

„Elise!“

Der Ruf des Namens erklang so schneidend befehlend, daß die Angerufene, welche sich eben zu der Zeichnung niederbeugte, erschreckt jäh empor fuhr. Eine dunkle Purpur-

röthe flog über ihr reizendes Geſicht, ihre Lippen öffneten ſich leicht zu einer Entgegnung, aber noch im rechten Moment beſann ſie ſich, ſie preßte die Lippen feſt zuſammen, kein Wort ließ ſie laut werden, ſo ſehr auch der ſcharfe Ruf eine Frage nach ſeiner Urſache gerechtfertigt hätte. Sie verließ ihren Platz und trat zu Bertha, dem an ſie ergangenen Rufe folgend.

„Kannſt Du keine Antwort geben, wenn ich zu Dir ſpreche?“ fragte Bertha mit ſcharfem Tone.

„Verzeih', ich hatte nicht geglaubt, daß die Bemerkung an mich gerichtet ſei,“ entgegnete die ſo unfreundlich Angeredete.

„Wirklich eine eigenthümliche Entſchuldigung! Zu wem ſollte ich wohl ſprechen, als zu Dir? Oder meinſt Du, ich ſei albern genug, hier Monologe zu halten? Ich muß Dich ſchon bitten, künftig meinen Worten eine etwas größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ich liebe es nicht, in den Wind zu ſprechen.“

Jedes Wort wurde von Bertha ſcharf betont und mit der Abſicht zu kränken geſprochen; es erreichte auch ſeinen Zweck, wieder färbte ſich für einen Augenblick das Geſicht der jungen Dame mit einer fliegenden Röthe, aber wieder unterdrückte ſie eine ihr auf der Zunge ſchwebende Entgegnung, ſie antwortete nicht, aber ihre Schülerin trat für ſie ein.

Auf Klara ſchienen die gegen ihre Lehrerin gerichteten unfreundlichen Worte einen viel tieferen Eindruck zu machen, als auf die Beleidigte ſelbſt; ſie legte den Bleiſtift nieder, ſprang auf und ſtellte ſich, die zarte kleine

Gestalt so hoch aufrichtend, wie nur irgend möglich, vor ihre Schwägerin, mit blitzenden Augen betrachtete sie diese, und daß sie bereit war, mit ihr den Streit aufzunehmen, das erklang aus dem trotzigen Tone, mit welchem sie sagte:

„Was fällt Dir ein, Bertha? Was hat Elise gethan, daß Du sie so anfährst? Daß sie Deine alberne Bemerkung über unser Westpreußen nicht beantwortet hat? Die konnte auch an mich gerichtet sein, und ich würde Dir schon gebührend geantwortet haben, wenn ich nicht mit meiner schlechten Zeichnung so eifrig beschäftigt gewesen wäre."

Die Kleine war reizend, als sie so trotzig und herausfordernd vor Bertha stand, sie hatte Elisens Hand ergriffen und hielt diese fest.

„Das ist ja allerliebst!" entgegnete Bertha, ihre kleine Schwägerin mit einem verächtlichen Blick musternd und sich dann wieder zu der Lehrerin wendend. „Deine Erziehungsmethode scheint vortreffliche Früchte zu tragen, beste Elise! Kaum vierzehn Tage hast Du sie angewendet und schon hast Du es dahin gebracht, daß dieses unartige Kind die Achtung gegen die Frau des Bruders und Vormundes in so unziemlicher Weise verletzt. Ich gratulire Dir zu solchen Resultaten, welche mich zwingen werden, von Hugo zu fordern, daß er Klara zu einer strengeren Erziehung in irgend ein Institut schickt."

„Versuch' es doch!" erwiederte Klara höhnisch. „So große Macht Du auch über meinen lieben Hugo leider hast, das wird Dir doch nicht gelingen, Du müßtest denn das Testament meines guten alten Papa umwerfen können."

„Schweig', ich ſpreche nicht mehr mit Dir!"

„Ich aber ſpreche mit Dir und werde immer ſo mit Dir ſprechen, wenn Du mit Deinen giftigen Worten recht abſichtlich die gute Eliſe zu beleidigen und zu kränken ſuchſt. Ich leide das nicht! Ich bin kein kleines Kind mehr und ich weiß ganz genau, welche Rechte ich hier im Hauſe habe."

„Klärchen, ich bitte Dich —"

„Laß mich nur reden, Eliſe!" fuhr Klara fort, die ſanfte Mahnung Eliſens unterbrechend, „einmal muß es doch geſchehen. Ich habe es mir oft genug vorgenommen in den vierzehn Tagen, ſeit Du bei uns biſt, wenn ich hörte, wie Bertha Dich bei jeder nur denkbaren Gelegenheit zu kränken ſuchte durch ihre ſpitzen Bemerkungen. Bis jetzt habe ich geſchwiegen, nun aber ſchweige ich nicht mehr!"

„Thue es mir zu liebe, Klärchen!" ſagte Eliſe bittend. „Ich bitte Dich recht ſehr darum. Du haſt gehört, welche Vorwürfe mir Bertha gemacht hat, und vielleicht mit Recht, weil ich die Veranlaſſung geweſen bin, daß Du ſcharf und heftig zu ihr geſprochen haſt. Wenn Du mich lieb haſt, Klärchen, dann bitte Bertha um Verzeihung für Deine harten Worte!"

„Die?! Nimmermehr. Ich habe Dich ſo recht von Herzen lieb, ſo lieb, ich kann es gar nicht ſagen wie; aber das kann ich nicht thun! Sie hat viel, viel mehr verdient für ihre Bosheit und ihre Undankbarkeit gegen Dich als das, was ich ihr geſagt habe."

„Solche Frechheit iſt nicht zu ertragen!" rief Bertha

tief empört. „Glücklicherweise kommt dort Hugo, er wird wohl wissen, was er sich selbst und seiner Frau schuldig ist.“

Hugo v. Wangen kehrte von einer kleinen Reise zurück, welche er nach G. gemacht hatte. Er war am frühen Morgen fortgefahren, hatte die Geschäfte besorgt, die ihn nach der Stadt gerufen hatten, und war dann eiligst nach Linau zurückgekehrt, um vor dem Ausbruch des im Westen drohenden Wetters zu Haus zu sein. Er war im Hofe vorgefahren und kam jetzt sehr heiter und vergnügt durch die Gartenstube nach dem Altan.

Mit Hugo v. Wangen war in vier Jahren eine große Veränderung vorgegangen; aus dem schmächtigen, schüchternen Jüngling war ein vollkräftiger, tüchtiger Mann geworden. Nur der gutmüthige Ausdruck seines freundlichen Gesichtes war unverändert geblieben, ja, er hatte sich in den vier Jahren noch vertieft. Hugo v. Wangen war kein schöner Mann, aber er hatte ein gewinnendes, angenehmes Aeußere.

Er war, als er auf den Altan trat, über seine unverhofft frühzeitige Rückkehr aus der Stadt und die schnelle Beendigung seiner Geschäfte so vergnügt, daß er die finstere, auf der sonst so glatten Stirne seiner Frau ruhende Wolke gar nicht bemerkte.

„Glücklich daheim noch vor dem Unwetter!“ rief er heiter. „Guten Tag, Frauchen!“ Dabei beugte er sich zu der im Schaukelstuhl Sitzenden nieder, gab ihr einen tüchtigen Kuß, dann nahm er Klara beim Kopf und küßte sie, um endlich die Lehrerin mit einer leichten Ver-

beugung und einem herzlichen „Guten Tag, Fräulein Lieschen!“ zu begrüßen.

„Wie oft ſoll ich Dich bitten, dieſe vertrauliche und für eine junge Dame von einundzwanzig Jahren gänzlich unpaſſende Anrede zu unterlaſſen!“ herrſchte ihn Bertha mit ſcharfer Stimme an.

„Nun ja, Frauchen, Du haſt Recht,“ erwiederte er gutmüthig, „ich hatte mich wieder vergeſſen! Das Fräulein Lieschen liegt mir noch von alter Zeit her auf der Zunge, und ich denke, Fräulein Lieschen nimmt es mir nicht übel, wenn es mir hie und da wieder entſchlüpft; aber ich will mich ſchon beſſern, alſo guten Tag, mein gnädiges Fräulein v. Oſternau.“

„Das gnädige Fräulein wirſt Du wohl thun, bei der Stellung, welche Eliſe in unſerem Hauſe einnimmt, fortzulaſſen!“

„Wie Du willſt, Frauchen, ſagen wir alſo, guten Tag, Fräulein v. Oſternau; wir wollen uns über ſolche Förmlichkeiten den Kopf nicht weiter zerbrechen, jede Anrede iſt ja wohl recht, wenn ſie nur gut gemeint iſt. Mach' kein ſo grimmiges Geſicht, Frauchen, ich thue ja, was Du willſt. Verdirb' mir wenigſtens heute den vergnügten Abend nicht. Denk' Dir nur, ich habe heute eine große Freude gehabt, ich habe einen alten lieben Bekannten, ja ich kann ſagen, einen alten lieben Freund ganz unvermuthet in G. wieder geſehen. Rathe einmal, Frauchen, Du kennſt ihn auch, und auch Sie, Fräulein Lieschen, wollte ich ſagen, Fräulein v. Oſternau!“

Bertha hatte keine Luſt, zu rathen, ſie wartete nur

auf eine günstige Gelegenheit, um ihre Klagen gegen Elise und Klara zu erheben, und kümmerte sich wenig um den wiedergefundenen, ihr jedenfalls höchst gleichgiltigen Freund ihres Mannes; aber ihr Interesse wurde doch erregt, als Wangen eifrig fortfuhr:

„Nein, Ihr könnt es nicht errathen! Denkt Euch, als ich eben von G. fortfahren wollte, ich saß schon im Wagen, wer kommt da im Sturmschritt die Straße herunter, ebenfalls in höchster Eile? Storting, mein alter lieber Freund Storting! Ich sprang aus dem Wagen heraus, wir haben uns umarmt und wahrhaftig auf offener Straße einen Kuß gegeben, so erfreut waren wir Beide! Wie gern hätte ich ein Stündchen mit ihm geplaudert, aber es ging nicht, das recht bedenklich drohende Wetter am Himmel litt es nicht, ich mußte fort und auch er hatte die höchste Eile, wenn er vor Ausbruch des Wetters nach Plagnitz kommen wollte, da er noch einige Geschäfte in G. zu besorgen hatte."

„Plagnitz?" fragte Bertha erstaunt. „Ist das nicht das Gut des Herrn v. Ernau?"

„Ganz richtig, und das ist gerade das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte, Storting ist jetzt Oberinspektor beim Herrn v. Ernau."

Als der Name Ernau ausgesprochen wurde, horchte Elise hoch auf.

„Herr v. Ernau!" sagte sie. „Verzeihung, Herr v. Wangen, ist dies derselbe Herr v. Ernau —" sie unterbrach sich plötzlich, ihr Blick fiel auf Bertha, — „ich meine," fuhr sie verlegen fort, „der Herr Doktor v. Ernau, der —"

„Sie brauchen nicht so verlegen zu werden, Fräulein v. Osternau," fiel Wangen lachend ein, „Sie können ruhig fragen, ist dies derselbe Herr v. Ernau, der vor vier Jahren so grenzenlos thöricht war, sich vor der Verlobung mit der reizendsten Braut zu flüchten, der damals todt gesagt wurde, wieder auferstanden und dann wieder in alle Welt gegangen ist? Ich bin ihm für seine tollen Streiche viel zu dankbar, und ich denke, mein Frauchen auch, als daß uns eine Erinnerung an ihn unangenehm sein könnte, ich bin sogar ganz ordentlich neugierig darauf, ihn kennen zu lernen."

„Er wohnt hier in der Nachbarschaft?" fragte Elise, welche die tiefe Erregung, mit welcher sie auf eine Antwort wartete, kaum zu verbergen vermochte.

„Sein Hauptgut Plagnitz liegt kaum zwei Meilen von Linau, bis jetzt aber wohnt er noch nicht dort. Wo er sich aufhält, weiß kein Mensch. Alle Rechenschaftsberichte, Gelder und Briefe von Plagnitz werden nach Berlin an das Comptoir des Geheimraths v. Ernau, seines Vaters, geschickt. Herr v. Ernau selbst hat sich bis jetzt um die Bewirthschaftung seiner Güter nur wenig bekümmert, wenn nicht auf seine Veranlassung von dem Comptoir in Berlin die vor einigen Jahren gestellte Forderung sehr eingehender und ausführlicher Rechenschaftsberichte erfolgt ist. Nur zweimal ist er, wie mir der alte Administrator Sieveking erzählt hat, überhaupt in Plagnitz gewesen, das letzte Mal vor etwa vier Jahren. Damals hat er das ganze Gut und sämmtliche Vorwerke genau besichtigt, sich nach allen Kleinigkeiten der Bewirthschaftung erkundigt,

sich viele Notizen in seine Brieftasche geschrieben, dabei aber hat er es belassen, nicht einen einzigen Befehl hat er ertheilt, ja nicht einmal einen Wunsch hat er ausgesprochen. Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt hat er dem Administrator gesagt, er trete jetzt eine größere landwirthschaftliche Reise an, er beabsichtige in Zukunft die Bewirthschaftung seiner Güter selbstständig zu führen, ehe er dies aber unternehme, müsse er sich eine gründliche Kenntniß der Landwirthschaft verschaffen. Er ist dann abgereist und hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen. Er muß ein ganz sonderbarer Kauz sein, ich bin wirklich neugierig, ihn kennen zu lernen, endlich einmal wird er doch wohl zurückkehren. Was meinst Du, Frauchen, Dir würde es doch gewiß ebenfalls Vergnügen machen, dies Wunderthier einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

„Er ist mir gänzlich gleichgiltig!" erwiederte Bertha, verächtlich mit den Schultern zuckend.

„Mir nicht. Ich bin nur neugierig, wie Storting sich mit dem abenteuerlichen Menschen stellen wird, er hat ihn auch noch nicht gesehen, ja er hat nicht einmal im Briefwechsel mit ihm gestanden. Vor fünf Wochen las er in einer landwirthschaftlichen Zeitung, daß auf dem Rittergute Plagnitz die Stellung eines Oberinspektors besetzt werden solle, nähere Auskunft werde im Comptoir des Bankhauses A. C. Ernau & Comp. in Berlin ertheilt. Er richtete eine einfache briefliche Anfrage an das Comptoir über die Bedingungen, unter welchen die Stelle vergeben werden solle, er fügte hinzu, daß er gern eine Oberinspektor-

ſtelle auf einem größeren Gute annehmen würde, und daß er bereit ſei, die Zeugniſſe, aus denen ſeine Befähigung zur Leitung einer größeren Wirthſchaft hervorgehe, einzuſenden. Erſt vierzehn Tage nach Abſendung ſeines Briefes erhielt er die ihn höchlichſt überraſchende Antwort: jede Bedingung, welche er ſelbſt ſtellen möge, werde von vornherein acceptirt, er möge die Höhe des Gehaltes beſtimmen, welches er beanſpruche, eine Einſendung ſeiner Zeugniſſe ſei unnöthig. Gewünſcht werde nur, daß er die Stelle bald antrete, er möge ſo ſchnell wie möglich nach Plagnitz reiſen und ſich dem Adminiſtrator Herrn Sieveking vorſtellen, der angewieſen ſei, auf jede von ihm gewünſchte Bedingung hin den Engagementsvertrag mit ihm abzuſchließen. Dreihundert Mark Reiſegeld waren dem Briefe beigelegt. Natürlich reiste Storting auf dieſen Brief hin ſofort nach Plagnitz; der alte Sieveking, der ſeit längerer Zeit krank und einer kräftigen Unterſtützung dringend bedürftig iſt, empfing ihn mit außerordentlicher Zuvorkommenheit, er hatte in der That von dem Comptoir die Anweiſung erhalten, Herrn Storting auf jede von dieſem geſtellte Bedingung hin als Oberinſpektor zu engagiren, und ſo iſt denn Herr Storting ſeit etwa vierzehn Tagen als Oberinſpektor in Plagnitz angeſtellt worden, ohne daß der Adminiſtrator verlangt hätte, ſeine Zeugniſſe nur anzuſehen."

„Er verdient ſolches Vertrauen!" ſagte Eliſe ernſt. „Er iſt ein redlicher, vortrefflicher Menſch! Einſichtsvoll, unermüdlich thätig, ein tüchtiger Landwirth, und dabei ſtets beſcheiden und anſpruchslos. Mein guter Vater ſchenkte ihm auch das vollſte Vertrauen."

„Gewiß verdient er es, das weiß ich ja am beſten,“ beſtätigte Wangen, „hätte ich gewußt, daß er frei ſei, dann hätte ich ihn mir ſicher um jeden Preis engagirt; aber woher kennen die Herren im Ernau'ſchen Comptoir ſeine vortrefflichen Eigenſchaften? Es iſt unerhört, einen Oberinſpektor zu engagiren, deſſen Zeugniſſe man nicht einmal geſehen hat.“

Eliſe antwortete nicht; aber ihr Lächeln zeigte, daß ſie wohl eigene Gedanken über den Zuſammenhang dieſes ſeltſamen Engagements habe, welches für Wangen ſo unbegreiflich war, daß er gar nicht darüber fortkommen konnte. Er kam, während er weiter von ſeiner kurzen Begegnung mit Storting erzählte, immer wieder darauf zurück, wie unverſtändlich es auch dieſem ſei, daß er ein ſo unbedingtes Vertrauen gefunden habe. Leider habe ihm Storting in kurzen fünf Minuten, länger habe er ja nicht Zeit zum Plaudern gehabt, nichts Weiteres über ſein Leben in Plagnitz erzählen können, er werde dies aber hoffentlich bald nachholen, denn in den nächſten Tagen werde er, Wangen, nach Plagnitz hinüberreiten, um recht eingehend mit dem alten Freunde ſich über die alten ſchönen Zeiten zu unterhalten.

Fräulein Eliſe ſeufzte leiſe bei der Erwähnung der ſchönen alten Zeit, dafür warf ihr Bertha einen bitterböſen Blick zu; auch ſie erinnerte ſich in dieſem Augenblick der alten Zeit, welche für ſie gar nicht ſchön geweſen war, und mit dieſer Erinnerung wurde zugleich die an die eben erlebte häßliche Scene, an ihren Streit mit Klara wieder erweckt.

„Wir haben uns nun wohl lange genug mit Deinem Herrn Storting beschäftigt," sagte sie unfreundlich. „Du hast durch die Erzählung von Deinem Zusammentreffen mit ihm mich unterbrochen; ich war, als ich Dich kommen sah, eben im Begriff, Dich aufzufordern, ein ernstes Wort mit Deiner Schwester und auch mit Elise zu sprechen. Ich hoffe, Du wirst Deine Frau gegen eine Behandlung in Schutz nehmen, die ganz unerträglich ist."

„Ich soll Dich in Schutz nehmen, Frauchen!" fragte Wangen, bald Bertha, bald Elise, bald Klärchen fragend anschauend. „Was in aller Welt ist denn hier vorgegangen?"

„Klara hat sich in einer wahrhaft empörenden Weise gegen mich betragen, und da sie dabei durch Elise unterstützt wird —"

„Das ist eine Lüge!" fiel Klara keck ein.

„Schweig', ich spreche jetzt mit Deinem Bruder und Vormund!"

„Nein, ich schweige nicht, wenn Du lügst! Elise hat auf alle Deine Nichtswürdigkeiten nicht ein Wort erwiedert, sie hat mich sogar aufgefordert, Dich um Verzeihung zu bitten. Du selbst hast den Streit mit mir angefangen, Du hast mir gedroht, Du würdest von Hugo fordern, daß er mich aus dem Hause fort in eine strenge Erziehungsanstalt schicke —"

„Das fordere ich allerdings von ihm!" rief jetzt Bertha mit schriller, kreischender Stimme im höchsten Zorn. „Du hörst es jetzt selbst, Hugo, wie dies abscheuliche kleine Geschöpf sich gegen mich, Deine Frau, auflehnt! Ihr

Trotz muß durch Strenge gebändigt werden. Sie muß fort aus dem Hause, ich kann nicht mit ihr zusammen leben!"

„Frauchen, ich bitte Dich, beruhige Dich," sagte Wangen, gutmüthig Bertha's Hand ergreifend, aber sie riß sich zornig von ihm los.

„Ich verlange von Dir einen männlichen Entschluß zum Schutze Deiner Frau," fuhr sie fort. „Klara muß aus dem Hause, sie oder ich!"

So heftig hatte Hugo v. Wangen seine Frau noch gar nicht gesehen, aber der Zorn stand ihr gut. Sie erschien ihm wunderschön mit ihren blitzenden schwarzen Augen, ihren glühenden Wangen, ihrem trotzig aufgeworfenen Munde. Jähzornige Menschen waren ihm eigentlich zuwider, er war selbst so gutmüthig und ruhig, daß er gar nicht recht begreifen konnte, wie sich die Menschen wegen Kleinigkeiten ärgern und in Zorn gerathen konnten, aber bei seiner reizenden Frau fand er selbst den Zorn liebenswürdig. Lächelnd sagte er:

„Frauchen, Frauchen! Dein Eifer reißt Dich fort, wenn Du wieder ruhig bist, wirst Du anders denken. Fräulein v. Osternau, wollen Sie die Güte haben, mich mit meiner Frau ein Viertelstündchen allein zu lassen?"

Elise verbeugte sich zustimmend, sie nahm Klara bei der Hand und führte sie mit sich fort. Die Kleine folgte ihr gern, in der Thüre der Gartenstube aber drehte sie sich noch einmal um und schaute Bertha mit einem keck herausfordernden Blick spöttisch lachend an.

„Sieh' nur das abscheuliche Geschöpf an, es wagt

noch, mich auszulachen!" ſagte Bertha in voller Wuth. „Ich erkläre Dir, ich kann nicht mit ihm zuſammen in einem Hauſe leben. Klara muß fort, ich dulde ſie nicht mehr im Hauſe!"

„Du wirſt Vernunft annehmen, Frauchen," erwiederte Wangen mit unverändert gemüthlicher Ruhe, „wenn Du Dich ein wenig beruhigt haſt. Du weißt, daß ich gern jeden Deiner Wünſche erfülle, wenn ich es irgend kann, aber Du mußt von mir auch nicht das Unmögliche verlangen. Klara iſt meine einzige Schweſter, ich habe meiner ſterbenden Mutter verſprochen, ihr einſt den Vater zu erſetzen, dem Vater, ſie nicht von mir zu laſſen, bis ſie die Frau eines tüchtigen Mannes wird. Solche Verſprechen kann ich nicht brechen!"

„Dann behalte Deine Schweſter bei Dir; ich bleibe mit dem Geſchöpf nicht in einem Hauſe!"

„Aber Bertha, ich bitte Dich, ſei doch vernünftig. Klara iſt ein ſo liebevolles, gutes Kind! Ein bischen keck und naſeweis wohl, aber herzensgut! Wenn Du ſie nur ein wenig freundlicher behandeln wollteſt, würde ſie Dir mit der größten Freudigkeit gehorchen! Du ſiehſt ja, wie ſchnell und innig ſie ſich an Lieschen angeſchloſſen hat."

„Das iſt es eben! Beide ſind gegen mich verbündet. Eliſe haßt mich! Schon als ſie noch ein halbes Kind war, damals in Schloß Oſternau, hat ſie eine unüberwindliche Abneigung gegen mich gehabt und ſie offen gezeigt. Ich werde es ihr nie vergeſſen, daß ich damals gezwungen war, ihr Liebe und Freundſchaft zu heucheln, und daß ſie mich mit giftigem Spott zurückgewieſen und

keine Gelegenheit verſäumt hat, mich zu ärgern und zu kränken! Das gedenke ich ihr! Damals war ich abhängig von ihr, heute iſt ſie es von mir! Heute muß ſie Demuth und Freundlichkeit heucheln, wenn ihr auch das ſtolze Herz bei jeder Demüthigung vor Wuth berſten möchte!“

„Frauchen, was ſprichſt Du da? Wüßte ich nicht, wie gut und liebenswerth Du biſt, dann könnte ich wirklich an Deinem Herzen zweifeln. Aber ich kenne Dich ja beſſer! Von Dir iſt ja der Vorſchlag ausgegangen, Lieschen als Erzieherin für Klara in unſer Haus zu rufen und ihr ein ſo hohes Gehalt zu bieten, daß ſie ihre arme Mutter reichlich unterſtützen kann. Du haſt für Dein gutes Herz das beſte Zeugniß abgelegt, indem Du nicht dulden wollteſt, daß das unglückliche Mädchen ſich bei Fremden eine Stelle ſuche!“

Ein eigenthümliches, häßliches Lächeln ſpielte um Bertha's feinen Mund, als Wangen ſo ſprach.

„Laſſen wir Eliſe,“ ſagte ſie, „mit ihr will ich ſchon fertig werden, ſie kann ja in unſerem Hauſe als meine Geſellſchafterin bleiben, auch wenn Klara fort iſt; aber Klara muß aus dem Hauſe!“

„Ich ſagte Dir, daß ich mein Verſprechen nicht brechen kann; ſelbſt wenn ich wollte, ſo könnte ich es nicht, dafür hat der Vater in ſeinem Teſtament geſorgt. Ich wollte Dich nicht gern kränken und habe deshalb bis jetzt Anſtand genommen, Dich über die Einzelnheiten des Teſtamentes zu unterrichten, aber es kann nichts helfen, Du mußt es endlich doch erfahren, daß wir Klara gar nicht aus dem

Hauſe ſchicken können, wenn wir uns den Beſitz der Güter erhalten wollen."

„Erkläre Dich deutlicher! Ich will und muß endlich wiſſen, was in dieſem Teſtament ſteht!"

„Es wäre mir lieber, ich brauchte es Dir nicht zu ſagen, aber Du ſollſt es erfahren. Ich darf es Dir nicht verhehlen, mein Vater hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens gegen Dich ein gewiſſes Mißtrauen gefaßt, welches ich nicht zu beſeitigen vermochte. Er glaubte, Du werdeſt Deinen Einfluß auf mich aufbieten, damit ich nach ſeinem Tode mit Dir nach Berlin überſiedele; Du ſeieſt vergnügungsſüchtig und herzlos, ſagte er mir, Klara werde Dir für Deine Pläne im Wege ſtehen, Du werdeſt mich gegen ſie einzunehmen, die kleine Schweſter aus meinem Herzen zu verdrängen ſuchen. Ich habe vergeblich mich bemüht, ſein Mißtrauen zu beſiegen; ich ſei zu ſchwach gegen Dich, meinte er, ich ſei weiches Wachs in Deiner Hand, Du könnteſt mich zu Allem bewegen!"

„Ein liebenswürdiger Schwiegerpapa!" murmelte Bertha. „Ich weiß es, er haßte mich, wie ich —" ſie vollendete den Satz nicht. „Fahre fort!"

„Sein Mißtrauen war leider unbeſieglich, er hat ihm Ausdruck in ſeinem Teſtament gegeben. Noch bin ich nicht der Beſitzer der Güter, nur ihre Erträgniſſe gehören mir, ſo lange Klara in meinem Hauſe erzogen wird. Erſt mit dem Tage, an welchem Klara ſich verheirathet oder mündig wird, werden die Güter mein freies Eigenthum, wenn Klara ſo lange in meinem Hauſe gelebt hat. Der Vater, der die großen Erziehungsinſtitute haßte und oft geſagt

hat, die jungen Mädchen würden in denselben nur verdorben und zu frivolen Balldamen erzogen, hat in dem Testamente ausdrücklich verboten, daß ich Klara zur Erziehung in ein solches Institut schicke. Verletze ich diese Bestimmungen des Testamentes, dann wird Klara die Universalerbin, die Güter werden gerichtlich taxirt und ich erhalte nur den gesetzlich mir zukommenden Pflichttheil von der Erbschaft. Derselbe Fall tritt ein, wenn Klara durch unfreundliche Behandlung von mir oder meiner Frau — das Testament bestimmt dies ausdrücklich — gezwungen wird, vor ihrer Verheirathung oder ihrer Mündigkeit mein Haus zu verlassen; ob Klara hiezu wirklich durch meine oder meiner Frau Schuld berechtigt ist, hat ein Schiedsgericht zu entscheiden. Der Vater hat alle in einem solchen Falle nur denkbaren Möglichkeiten vorausgesehen, das Testament ist unter Beihilfe eines vortrefflichen Juristen, des Justizrath Herder, abgefaßt, es zeigt keine Lücke und ist unumstößlich, ich würde nichts dagegen thun können, auch wenn ich so pietätlos wäre, den letzten Willen meines Vaters mißachten zu wollen."

„Kennt Klara die Bestimmungen des Testaments?"

„Ich glaube wohl, daß ihr der Justizrath die Hauptbestimmungen mitgetheilt hat. Er ist ihr Taufpathe, und sie ist sein Liebling. Gegen Dich, ich kann es Dir nicht verhehlen, hat er stets ein Vorurtheil gehabt; ich glaube, Du hast ihn, den alten Freund des Vaters, etwas von oben herab behandelt und ihn hiedurch schwer beleidigt. Ich denke, Frauchen, Du wirst nun wohl einsehen, daß ich Klara nicht in ein Institut bringen könnte, auch wenn

ich es wollte; aber ich gestehe Dir offen, ich vermöchte es auch nicht über das Herz zu bringen, wenn ich es dürfte. Klara ist ein so herziges Kind, versuch' es nur einmal, ihr Herz zu gewinnen, glaube mir, es wird Dir leicht werden und Du wirst dann selbst Deine Freude daran haben, daß sie in unserem Hause lebt."

„Ich soll wohl die Hand noch küssen, die mich schlägt?" erwiederte Bertha bitter. „Ich hasse dieses abscheuliche Geschöpf, und jetzt um so tiefer, da ich weiß, daß ich gezwungen bin, es zu dulden! Aber sei ohne Sorgen, ich werde Deiner Schwester keine Gelegenheit geben, die Macht, welche sie besitzt, zu gebrauchen. Ich werde so freundlich und liebenswürdig gegen sie sein, daß kein Schiedsrichter auf der Welt es wagen soll, ihr das Recht zu ertheilen, unser Haus zu verlassen und Dich dadurch um Dein Erbtheil zu betrügen. Das ist ihre Absicht, ich durchschaue sie, deshalb lehnt sie sich auf gegen mich. Die schlaue kleine Schlange kennt ihre Rechte und will sie gebrauchen; aber es soll ihr nicht gelingen!"

Wangen fühlte sich tief verletzt durch die lieblosen Worte seiner Frau; es war nicht das erste Mal, daß ihn ein banger Zweifel an ihrer Herzensgüte überkam; er hatte denselben stets unterdrückt und sich gutmüthig selbst darüber Vorwürfe gemacht, wenn ein einziges freundliches Wort ihn leicht wieder versöhnt hatte, heute aber vermochte er so leicht sich nicht zu beruhigen; es kränkte ihn zu sehr, daß Bertha offen ihren Haß gegen Klara, seinen Herzensliebling, aussprach.

21.

Der Regen praſſelte gegen die hinaufgeſchraubten Glaswände des Altans, Blitz auf Blitz zuckte durch das Dunkel der Nacht, die gewaltigen Donnerſchläge ließen das alte Herrenhaus von Linau in ſeinen Grundfeſten erzittern.

Hugo v. Wangen ging unruhig in dem weiten Raum auf und nieder. Schon ſeit mehr als zwei Stunden wüthete das Unwetter, der Regen floß in Strömen, man hörte im Altan das dumpfe Rauſchen eines vom Gutshof nach dem tiefer liegenden Garten ſich ergießenden wilden Baches, der ſich aus den abfließenden Waſſermaſſen gebildet hatte.

Wangen war ernſtlich beſorgt. Er erwartete ſeinen Inſpektor, den er mit drei Geſpannen nach der Station R. geſchickt hatte, um dort auf dem Bahnhof Getreide abzuliefern und einige Frachtgüter zurückzubringen; die Wagen hätten ſchon ſeit mindeſtens einer Stunde in Linau zurück ſein müſſen, aber ſie kamen nicht und kamen nicht. Er hatte Befehl gegeben, daß ihm die Rückkunft ſofort gemeldet werde, aber keine Meldung erfolgte.

„Das Wetter wird immer fürchterlicher," ſagte Wangen, und ein Blitzſtrahl, der blendend niederzuckte und dem faſt unmittelbar ein krachender, das ganze Haus erſchütternder Donnerſchlag folgte, beſtätigte ſeine Worte. Die Scheiben der Glaswand klirrten ſo laut, als ſollten ſie zerbrechen, und zugleich heulte der Sturm ſo gewaltig, daß er die laut geſprochenen Worte faſt übertönte.

„Du machſt mich nervös, wenn Du ſo ruhelos wie ein

wildes Thier im Käfig umherläufſt," erwiederte Bertha unmuthig. „Setz' Dich doch nur endlich zu uns; durch Deine Unruhe beſſerſt Du nichts."

Wangen hörte ſie nicht, mit immer größeren Schritten ging er auf und nieder, ſeine Unruhe wuchs mit jeder Minute.

„Wenn den Leuten nur kein Unglück paſſirt iſt!" ſagte er angſtvoll. „Der Dombrowker Damm iſt ohnehin unſicher und ſogar gefährlich, wenn er von einem ſo entſetzlichen Regen durchweicht wird."

„Aengſtige Dich doch nicht, Hugo," erwiederte Klara, die feine Stickerei, mit welcher ſie beſchäftigt war, niederlegend und ihren Platz am runden Tiſch verlaſſend. Sie hing ſich an des Bruders Arm und ſchaute liebevoll zu ihm auf, indem ſie ihm bei ſeiner ruheloſen Wanderung folgte. „Herr Kämpf iſt ja bei den Leuten, er iſt ſo umſichtig, er ſorgt gewiß dafür, daß ihnen nichts zuſtößt. Wahrſcheinlich iſt er gar nicht unterwegs, ſondern wartet das Wetter auf der Station ab."

„Unſer Klärchen hat Recht," erwiederte Bertha freundlich Klara zunickend. Sie war, ſeit ihre kleine Schwägerin zum Abendeſſen mit Eliſe wieder nach dem Altan gekommen war, voll Liebenswürdigkeit; die harten Worte, welche ſie erſt vor ſo kurzer Zeit mit Klara gewechſelt hatte, ſchien ſie ganz vergeſſen zu haben, und auch Eliſe erhielt einen Antheil von der Freundlichkeit, mit welcher Bertha jede Gelegenheit benützte, um den häßlichen letzten Streit vergeſſen zu machen. „Herr Kämpf wartet gewiß auf der Station; er hat das Wetter heraufziehen

ſehen; es ſtand ja während des ganzen Nachmittags am Himmel!"

„Eben deshalb wird er gefahren ſein! Es zog anfangs ſo langſam und dann plötzlich mit fürchterlicher Schnelligkeit herauf. Es hat ihn ſicherlich unterwegs getroffen und —"

Er unterbrach ſich hoch aufhorchend; der Regen hatte augenblicklich etwas nachgelaſſen, er praſſelte nicht mehr ſo heftig und dröhnend gegen die Scheiben der Glaswand. Wangen hörte jetzt laut und deutlich das Rollen eines ſchnell über das Pflaſter des Hofes fahrenden Wagens.

Der Wagen hielt, im nächſten Moment wurde die Thüre des Gartenſalons geöffnet und mit eiligen Schritten kam durch denſelben der Inſpektor Kämpf nach dem Altan. Das Waſſer lief in Strömen nieder von ſeinem vollſtändig durchnäßten und beſchmutzten Ueberrock, es bildete große Pfützen auf dem Fußboden überall da, wo er den Fuß niedergeſetzt hatte, die ſchwarzen Haare hingen ihm in naſſen Strähnen über die gebräunte Stirne.

„Gott ſei Dank, Sie ſind glücklich zurück," rief Wangen, dem Inſpektor entgegeneilend, dann aber, als er dem jungen Manne in's Geſicht ſchaute und bemerkte, wie tief verſtört derſelbe bald ihn, bald die Damen anſchaute, hielt er ſeinen Schritt an.

„Wir ſind zurück, Herr v. Wangen," erwiederte der Inſpektor ſehr ernſt. „Die Geſpanne folgen mir auf dem Fuße, der erſte Wagen hält ſchon vor der Thür; wir haben kein Unglück genommen, aber — ich fürchte die gnädige Frau und die gnädigen Fräulein zu erſchrecken,

aber — es iſt doch ein großes Unglück geſchehen. Ein Fremder, der kurze Zeit vor uns von der Station in einem Einſpänner abgefahren, iſt mit dem Wagen vom Dombrowker Damm abgeſtürzt. Der Kutſcher iſt todt, und auch der fremde Herr gibt kaum noch ein Lebenszeichen von ſich. Er iſt wohl während des Herabfallens aus dem Wagen mit dem Kopf auf einen Stein geſtürzt; auf der Stirne hat er eine tiefe Wunde. Neben ihm lag unten am Damm ſein kleiner Reiſekoffer. Wir haben ihn auf den erſten Wagen gehoben und auf das Stroh gebettet, den unglücklichen Kutſcher haben wir auf den zweiten Wagen gelegt, ihm iſt nicht mehr zu helfen. Pferd und Wagen mußten wir im Stiche laſſen. Wir konnten bei dem fürchterlichen Wetter uns nicht zu lange aufhalten. So haben wir denn nur noch den Reiſekoffer des Fremden mitgenommen und dann ſind wir langſam hierher gefahren. Vielleicht iſt der fremde Herr noch zu retten; aber ich fürchte — doch da bringen ihn die Leute eben in den Vorſaal."

Draußen in dem Vorſaal ließ ſich ein wirres Geräuſch von Männertritten und durcheinander tönenden Stimmen hören. Wangen wartete eine weitere Erklärung nicht ab, er eilte nach dem Vorſaal, der Inſpektor, Eliſe und Klara folgten ihm, zuletzt auch Bertha, welche ſich erſt aus ihrem Schaukelſtuhl erhob, als ſie allein auf dem Altan zurückblieb.

In dem großen Vorſaal hatte ſich die geſammte Dienerſchaft des Hauſes und das Hofgeſinde, die Knechte und Mägde verſammelt, mit wunderbarer Schnelligkeit war

durch Haus und Hof die Schreckensnachricht von dem Unglücksfall gedrungen. Die mit den Wagen von der Station zurückkehrenden Knechte hatten den fremden Herrn, der kaum noch ein wahrnehmbares Zeichen des Lebens gab, von dem ersten Wagen heruntergehoben und vorsichtig in's Haus getragen, hier hatten sie ihn auf ein schnell aus dem von dem Wagen mitgebrachten Stroh bereitetes Lager gebettet. Die Knechte und Mägde standen rings um das dürftige Lager und schauten halb neugierig, halb angstvoll nieder auf den leblosen Fremden. Sie flüsterten miteinander, ein lautes Wort wagte selbst die vorlaute Kammerjungfer nicht zu sprechen.

Wer mochte der Unglückliche wohl sein, der so starr und leblos auf dem Strohbund lag, als sei auch er schon entschlummert zum langen Schlaf, wie der arme Knecht, dessen Leiche noch draußen auf dem zweiten Wagen sich befand.

Niemand kannte ihn, selbst nicht der zweite Inspektor, Herr Berndal, der doch seit Jahren in der Gegend lebte und auf viele Meilen im Umkreise mit allen Herren sowohl, als mit den Kaufleuten in den Städten des Kreises bekannt war. Einer der Knechte erzählte, er habe den Herrn gesehen, als dieser mit dem Zug auf der Station angekommen und aus einem Coupé erster Klasse gestiegen sei. Er müsse wohl ein reicher Herr sein, er habe sehr stattlich und vornehm ausgesehen, und der Stationsinspektor, mit dem er gesprochen, habe sich sehr tief vor ihm verbeugt und selbst dem Stationsdiener den Befehl gegeben, dem Herrn schnell einen Wagen zu besorgen.

Jetzt sah man es dem auf dem Strohlager Liegenden freilich nicht mehr an, daß er schön, vornehm und stattlich noch vor wenigen Stunden ausgesehen habe. Sein ganzer Anzug war mit einer Lehmschicht überzogen und an mehreren Stellen zerrissen, das Wasser tropfte nieder aus den vom Regen vollständig durchnäßten Kleidern. Auch das Gesicht des Leblosen war beschmutzt durch Lehm und geronnenes Blut; die schwarzen Haare hingen wirr über die Stirn, sie fielen nieder über eine Wunde, die er sich wohl beim Fall auf einen Stein geschlagen hatte und aus der noch immer einzelne Blutstropfen sickerten, die langsam über die Schläfe niedersanken und sich dann in dem vollen Haar verloren. Die Gesichtszüge des Fremden waren schwer erkennbar bei dem unsicheren Lichte der zwei von Knechten gehaltenen Stalllaternen und einer Stearinkerze, welche die Kammerjungfer hielt; diese aber sagte doch flüsternd, der arme Mensch müsse ein hübscher junger Mann sein, wohl kaum über dreißig Jahre alt; wenn das bleiche Gesicht belebt wäre, würde es gewiß schön sein.

Das Flüstern der um das Strohlager Stehenden verstummte plötzlich, als Herr v. Wangen mit Fräulein Elise und Klärchen, denen Frau v. Wangen langsam folgte, aus dem Gartensalon in den Vorsaal kam; ehrerbietig wurde der Herrschaft Platz gemacht.

Wangen trat an das kunstlose Lager, mitleidig schaute er nieder zu dem Unglücklichen, neben ihm standen Elise und Klärchen. Frau v. Wangen warf nur einen scheuen Blick auf die regungslose Gestalt, auf das blutbefleckte bleiche

Gesicht, dann trat sie, kaum ihren Abscheu gegen den häßlichen Anblick verbergend, sich abwendend zurück, Elise dagegen beugte sich theilnahmevoll nieder, mit sanfter Hand strich sie die nassen Locken von der hohen weißen Stirn und mit angstvoller Aufmerksamkeit lauschte sie, ob sie wohl einen Athemzug aus dem festgeschlossenen Munde höre.

„Er lebt!" sagte sie leise, freudig überrascht, „noch ist nicht jede Hoffnung verloren," dann aber, als einer der Knechte die Laterne etwas senkte, so daß ihr Licht heller auf das Gesicht des Leblosen fiel, schaute sie plötzlich diesen mit starrem Blicke an, tiefer beugte sie sich zu ihm nieder, dann richtete sie sich jäh auf und die Hand auf ihr Herz pressend rief sie im Tone des tiefsten Entsetzens: „Großer Gott! Er ist es!"

Sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe; aber im nächsten Moment gelang es ihr mit Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft, sich zu fassen.

„Er ist es, es ist entsetzlich!" flüsterte sie noch einmal.

Der plötzliche Ausruf Elisens erregte Bertha's Aufmerksamkeit, ihre Neugier war jetzt größer als ihr Widerwille gegen den unangenehmen Anblick, sie trat wieder zu dem Strohlager, zu dem eben Wangen, nicht weniger als seine Frau überrascht, sich niederbeugte.

„Sie kennen den Unglücklichen?" fragte er, dann aber fügte er schnell hinzu: „Wahrhaftig ja, auch mir ist er bekannt. Ich habe dies Gesicht schon gesehen; aber wo? Richtig, jetzt erinnere ich mich, in Schloß Osternau! Jetzt erkenne ich ihn, er ist der Kandidat, der so plötzlich auf

Nimmerwiedersehen verschwand, der Informator mit dem sonderbaren Namen, ach, ich erinnere mich, Pechmayer war der Name."

Der Name hatte einen so komischen Klang, daß er selbst in diesem ernsten Augenblick ein Lächeln auf die Lippen der umstehenden Dienerschaft rief, aber dasselbe verschwand sofort wieder, da Wangen erfreut ausrief:

„Er lebt! Ich habe soeben deutlich gesehen, daß seine Lippen zuckten. Wir müssen ihm sofort ein besseres Lager bereiten. In der blauen Mansardenstube steht das Fremdenbett bereit. Faßt an, Leute, dorthin wollen wir ihn bringen; aber vorsichtig!"

Er ging selbst seinen Leuten, die sich freudig zur Hilfe bereit um ihn drängten, mit gutem Beispiel voran, indem er vorsichtig den Oberkörper des Liegenden, ihn mit dem Arm unterstützend, hob, Elise half ihm dabei, aber sie machte bereitwillig den beiden kräftigeren Inspektoren Platz, die mit Herrn v. Wangen's Hilfe den starren Körper erhoben und ihn langsamen Schrittes, jede Erschütterung vermeidend, über den Vorsaal, die steilen Treppen hinauf nach der Mansardenstube trugen. Elise ging neben den Trägern her, mit sanfter Hand unterstützte sie den Kopf des Verwundeten, sie achtete nicht darauf, daß das wieder etwas reichlicher fließende Blut aus der Stirnwunde ihre Hand und ihr Kleid befleckte, sie sah es nicht einmal.

„Wir müssen auf das Schleunigste ärztliche Hilfe herbeiholen," sagte Wangen, als der Verwundete glücklich auf dem weichen Fremdenbett gelagert war. „Jede Minute ist kostbar."

Ein Blitz und ein diesem unmittelbar folgender krachender, fürchterlicher Donnerschlag antwortete auf Wangen's Worte, zugleich wurde der Regen von dem sich erhebenden sturmartigen Wind in Strömen gegen die klirrenden Fenster geschleudert.

„Kein Knecht wird es wagen, in solcher Nacht nach Ostrowko zu fahren," bemerkte der Inspektor Berndal bedenklich. „Der Weg ist bei der tiefen Dunkelheit gefährlich. Wir werden warten müssen, bis wenigstens das Wetter vorüber ist."

„Ich fürchte, es wird in der That nicht anders gehen," erklärte auch Wangen, der an das Fenster getreten war und in die dunkle Nacht hinausschaute. Seine Worte schienen eine Bestätigung zu finden durch den immer wilder brausenden Sturmwind, durch einen in der nächsten Umgebung des Hauses niederzuckenden blendenden Blitzstrahl und einen Donnerschlag, der an fürchterlicher Gewalt die früheren noch weit überbot.

„Es ist unmöglich, in diesem Wetter wagt Niemand nach Ostrowko zu fahren!" sagte, als nach dem langrollenden Donner ein menschliches Wort wieder hörbar wurde, noch einmal der Inspektor Berndal.

Elise hatte sich bisher sorgsam mit dem Verwundeten beschäftigt, sie hatte die Kissen des Bettes geordnet und war bemüht gewesen, dem leblosen Körper eine bequeme Lage zu geben, diese Beschäftigung schien sie so ganz zu erfüllen, daß sie kaum auf die neben ihr gesprochenen Wörte hörte; jetzt aber richtete sie sich plötzlich auf und sich an Herrn v. Wangen wendend sagte sie ruhig:

„Ich bin schon zweimal in Ostrowko gewesen und kenne den Weg genau. Ich werde dorthin fahren und den Arzt holen, wenn Sie nur befehlen wollen, daß sofort ein Wagen für mich angespannt wird.“

„Sie wollen selbst in die dunkle Wetternacht hinaus, Fräulein Lieschen? Unmöglich!“

„Sie vergessen, daß ich ein Landkind und seit frühester Kindheit daran gewöhnt bin, mit einem Einspänner allein auf den schwierigsten Wegen zu fahren. Mein Auge ist scharf, meine Hand sicher. Ich kenne den Weg und fürchte weder die Dunkelheit noch das Wetter. Eine Stunde Verzug kann vielleicht ein Menschenleben gefährden, welches möglicherweise durch rechtzeitige ärztliche Hilfe gerettet werden kann. Jede Minute ist kostbar, Sie haben es selbst gesagt, Herr v. Wangen! Ich werde nach Ostrowko fahren, Sie dürfen mich daran nicht hindern.“

Mit bewunderndem Blick betrachtete der Inspektor Kämpf das schöne junge Mädchen, welches seinen kühnen Entschluß so ruhig vertheidigte, als handle es sich um die gewöhnlichste, leichteste Sache der Welt.

„Ich glaube wirklich, Sie wären im Stande, in die Sturmnacht hinaus zu kutschiren, gnädiges Fräulein!“ sagte er lächelnd; „aber daraus wird nichts. Ich würde ja nie wieder einem Menschen ohne Scham in's Gesicht sehen können, wenn ich das duldete. Ich fahre und hole den Doktor, in spätestens zwei Stunden soll er hier sein.“

„Sie sind eben erst von der Reise zurückgekehrt,“ wendete Elise ein.

„Umsoweniger thut es mir etwas, wenn ich noch ein-

mal in den Regen hinausfahre. Ich bin ſchon ſo naß, daß ich nicht näſſer werden kann. In zwei Stunden bin ich mit dem Doktor zurück."

Auch der Inſpektor Berndal, beſchämt darüber, daß ein junges Mädchen wagen wollte, was er als unmöglich gehalten hatte, bot ſich jetzt an, die Fahrt nach Oſtrowko zu unternehmen, aber Kämpf blieb dabei, daß er das beſſere Anrecht habe. Eliſe widerſprach ihm nicht, ſie würde freudig ſich den Gefahren der nächtlichen Reiſe ausgeſetzt haben, um für den Schwerverwundeten Hilfe herbeizurufen, aber ebenſo gern blieb ſie auch bei ihm zurück, um ihm ihre Pflege angedeihen zu laſſen.

Mit der ihr eigenen ruhigen Beſtimmtheit erklärte ſie, ſie werde bei dem Bewußtloſen bleiben, bis der Arzt komme, ſie forderte, daß ſie mit demſelben allein gelaſſen werde, und ſelbſt Klara, die ſich erbot, mit ihr die etwaige Pflege zu theilen, wies ſie zurück.

Wangen wollte Einwendungen machen, die Wirthſchafterin oder die Kammerjungfer könnte ja, bis der Arzt gekommen ſei und weitere Beſtimmungen getroffen habe, das läſtige Geſchäft der Pflege übernehmen, aber Eliſe ließ ſich nicht zurückweiſen und ſie fand Bertha's Unterſtützung.

„Laß' ihr nur ihren Willen," ſagte Bertha, mit einem ſpöttiſch boshaften Blick das junge Mädchen betrachtend, welches ſich eben wieder zu dem Liegenden niedergebeugt hatte und ſeinem Athemzuge lauſchte. „Es iſt ihr ein Herzensbedürfniß, ihn zu pflegen. Du weißt ja, daß ſie ſchon damals, als ſie noch ein halbes Kind war, für ihren Klavierlehrer ſchwärmte. Alte Liebe roſtet nicht. Sie hat

ſich ſein Bild im Herzen bewahrt und ihn gleich erkannt. Mag ſie doch ihren Herrn Pechmayer pflegen, wir wollen uns nicht zwiſchen ihn und ſie drängen.“

Erröthend richtete Eliſe ſich auf; ein flammender Blick traf Bertha, ihre Lippen bebten, aber ſie bezwang ihren Unwillen, ſie unterdrückte die bittere ihr auf der Zunge ſchwebende Antwort, mit einer Thräne im Auge wendete ſie ſich ab, da umfaßte ſie Klara und küßte ſie zärtlich.

„Weine nicht, Du liebe, liebe Eliſe,“ flüſterte die Kleine, ſich innig an Eliſe anſchmiegend. „Mache der Boshaften nicht die Freude, Dich durch ihre Worte gekränkt zu fühlen.“

Auch Wangen fühlte ſich verletzt durch Bertha's boshafte Bemerkung, unwillkürlich mußte er zurückdenken an die unbehagliche Unterhaltung, welche er vor wenigen Stunden mit ihr gehabt und in welcher er denſelben Ton gehört, denſelben Blick geſehen hatte. Nicht ſo herzlich, wie ſonſt immer, war ſein Ton, als er erregt ſagte:

„Du ſollteſt in ſolchen Augenblicken nicht ſcherzen, Bertha! Komm, wir wollen Fräulein Lieschen nicht ſtören bei ihrem Werk der Barmherzigkeit, unter keiner beſſeren Pflege als der ihrigen können wir den Unglücklichen laſſen.“

22.

Egon erwachte aus einem langen, tiefen Schlafe. Er ſchlug die Augen auf, dabei fühlte er einen dumpfen Kopfſchmerz und zugleich ein brennendes Prickeln an der Stirne; er fuhr mit der Hand nach der ſchmerzenden Stelle, da traf dieſelbe auf einen feuchten Leinenverband,

der um die Stirne gelegt war, und zugleich traf sein Auge auf Gegenstände in seiner nächsten Umgebung, die ihm gänzlich unbekannt waren.

Die blauen, mit weißem Muster verzierten Tapeten des Zimmers, in welchem er sich befand, hatte er nie gesehen; die sämmtlichen nicht prunkvollen, aber bequemen Möbel desselben waren ihm fremd.

Wie war er in diese fremde Umgebung gekommen? Weshalb war sein Kopf mit einem Verband verhüllt. Er ließ sich wieder zurück in das weiche Kissen sinken und sann nach, dabei schmerzte ihm wohl der Kopf etwas, aber er konnte doch ziemlich klar denken.

War er nicht vor kurzer Zeit erst mit der Eisenbahn auf der Station R. angekommen? Richtig, so war es. Er hatte sich an den Bahnhofsinspektor gewendet und ihn gebeten, ihm einen Wagen nach Plagnitz zu verschaffen; er erinnerte sich jetzt deutlich des freundlichen gefälligen Mannes, dem er einen Gruß von einem alten Kriegskameraden gebracht hatte und der denselben durch die größte Gefälligkeit und Dienstbereitschaft vergalt. Hatte der Inspektor nicht vor der Fahrt gewarnt und von einem bei schlechtem, dunklem Wetter gefährlichen Wege gesprochen? Ganz recht! Egon erinnerte sich, daß er die Warnung verlacht habe, er erinnerte sich weiter einer unbehaglichen Fahrt im strömenden Regen bei dunkler Nacht. Der Kutscher hatte in einem Gemisch von polnischer und deutscher Sprache über die grauenhafte, nur für Augenblicke durch einen blendenden Blitzstrahl aus den schwarzen Wetterwolken unterbrochene Finsterniß gewettert und ge-

flucht. Nur Schritt für Schritt hatte er fahren können, weil er den Weg nicht zu erkennen vermochte und weil es dem einen Pferde zu schwer wurde, den kleinen offenen Wagen auf dem vom Platzregen durchweichten Lehmwege fortzuschleppen.

Fröstelnd hatte sich Egon in seine Reisedecke eingehüllt und sich doch vor dem strömenden Regen nicht schützen können, und dann — er sann nach — was geschah dann? Er erinnerte sich eines lauten Aufschreies, den er gehört, eines heftigen Schmerzes am Kopf, den er gefühlt hatte, weiter wußte er nichts. Und doch! Es lebten noch dunkle, unklare, verschwommene Bilder traumartig in seiner Erinnerung! Fiel nicht ein Lichtstrahl ihm blendend in's Auge? Sah er sich nicht in einem halbdunkeln Raum, umgeben von vielen Menschen? Tauchten unter diesen nicht alte bekannte Gestalten auf? Beugte sich nicht zu ihm, der nicht die Kraft besaß, ein Glied zu regen, ein wunderliebliches Engelsangesicht nieder, schauten ihn nicht aus diesem zwei tiefblaue Augen mit einem Blick an, aus welchem inniges Mitleid sprach? War dies ein Traum? Wie oft hatte er in den letzten Jahren in seinen schönsten Träumen die zarte Elfengestalt gesehen, aber immer war es die Gestalt eines noch an der Grenze der Kindheit stehenden kleinen Mädchens gewesen, Lieschens Gestalt, wie er sie zuletzt gesehen und wie sie unauslöschlich in seiner Erinnerung lebte. Wie merkwürdig hatte sich plötzlich das Traumbild verändert! Und doch waren die Züge des reizenden Gesichtes dieselben, die ihm so theuer in der Erinnerung waren, nur entwickelter und fast noch schöner!

Ja, es war ein Traum, und ein Traum war es auch, daß er dann mit halbgebrochenen Augen die Elfengestalt wiedersah, daß er eine weiche Hand auf seiner Stirn fühlte, wie sie einen kühlenden Verband auf dieselbe legte, daß Lieschen an seinem Bette saß, seine Hand in der ihren hielt und ihn anschaute mit einem Blick voll inniger Theilnahme und voll Liebe.

Es war nur eine dunkle, traumartige Erinnerung, ein schöner Traum gewesen, aus welchem er jetzt erwacht war, der ihn aber so beschäftigte, daß er sich in die Wirklichkeit noch nicht hineinzufinden vermochte, er träumte fort, denn ein Traum war es gewiß, daß er jetzt eine Stimme hörte, die bekannt an sein Ohr klang, er hatte sie früher oft gehört, damals in Schloß Osternau.

„Wir haben uns schmerzlich nach Ihnen gesehnt, Herr Doktor."

Eine Egon unbekannte Stimme antwortete: „Das thut mir herzlich leid, Herr v. Wangen, aber es war mir unmöglich, früher zu kommen. Ich war während der ganzen Nacht am Bett eines Schwerkranken, erst vor einer Stunde bin ich nach Haus gekommen und habe mich dann sofort in den Wagen gesetzt, um Ihrem Rufe zu folgen. Ich hoffe, daß meine Hilfe nicht zu spät kommt."

„Ich hoffe das Gleiche," erwiederte Herr v. Wangen, Egon erkannte jetzt die Stimme. „Der Zustand des armen Menschen hat sich wenigstens nicht geändert. Seine liebevolle Pflegerin, welche während der ganzen Nacht an seinem Bett gesessen und seine Wunde mit feuchten Umschlägen gekühlt hat, hat mir soeben erst mitgetheilt, daß er noch

immer bewußtlos ist, daß er aber ruhig und kräftig athmet. Bitte die Thür rechter Hand, Herr Doktor, der Verwundete liegt im blauen Zimmer."

Die Thüre wurde geöffnet und die Sprechenden traten ein, der Eine war Herr v. Wangen, Egon erkannte ihn sofort trotz der großen Veränderung, welche vier Jahre in dem Aeußeren des jungen Mannes hervorgebracht hatten, der Andere war ein kleiner, ältlicher, Egon fremder Herr.

Das war kein Traum. Der behäbige, kräftige junge Mann war wirklich Herr v. Wangen. Egon wachte, er befand sich wirklich im Bett, mit einer Wunde am Kopf, in dem ihm unbekannten Zimmer, aber wie er dorthin gekommen, was mit ihm vorgegangen war, davon hatte er keine Ahnung.

Er richtete sich jetzt im Bette auf, in welches er wieder zurückgesunken war, es ging auch, wenn schon schwer, mit klarem Auge schaute er Herrn v. Wangen an und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ei sieh' da, unser Patient ist bei vollem Bewußtsein. Das ist ja ein erfreuliches Zeichen!" sagte der Doktor, an das Bett Egon's tretend und dessen Hand ergreifend. „Kein Fieber! Die Augen klar! Ich denke, Sie haben sich ohne Noth große Sorgen gemacht, Herr v. Wangen!"

Er fragte Egon, ob er Schmerzen fühle, und erhielt eine ruhige klare Antwort, dann nahm er den Verband von der Stirn des Patienten und untersuchte dessen Wunde mit großer Aufmerksamkeit.

„Nichts von Bedeutung!" sagte er endlich sehr zufriedengestellt. „Die heftige Erschütterung durch den bösen Fall

und das Aufschlagen der Stirne auf einen Stein hat die lange Bewußtlosigkeit zur Folge gehabt; die Wunde selbst hat nichts auf sich, in wenigen Tagen wird sie geheilt sein. Sie können von Glück sagen, daß Sie so gut davon gekommen sind."

„Was ist denn mit mir geschehen?"

„Das wird Ihnen Herr v. Wangen erzählen. Meiner Hilfe bedürfen Sie nicht. Sie sind noch ein wenig schwach durch den starken Blutverlust, haben wohl auch noch einen leichten dumpfen Kopfschmerz, die Folge der Erschütterung, das ist Alles. Schonen Sie sich ein paar Tage, machen Sie sich keine zu heftige Bewegung und damit Gott befohlen, denn ich muß eiligst nach Ostrowko zurück, wo ich nothwendiger gebraucht werde als hier."

„Darf Herr Pechmayer das Bett verlassen?" fragte Herr v. Wangen.

„Wenn er sich kräftig genug fühlt, kann er thun und lassen, was er will. Adieu, Herr — Pechmayer, so heißen Sie ja wohl!" Ein Lächeln flog bei Nennung des sonderbaren Namens über das Gesicht des Arztes.

„Nein, mein Name ist v. Ernau," erwiederte Egon.

„Ei der Tausend! Herr v. Ernau! Der lang erwartete Gutsherr von Plagnitz!" rief der Doktor offenbar freudig überrascht. „Das wird für meinen alten Freund Sieveking eine besondere Freude sein und auch für Herrn Storting, der schon mit Sehnsucht auf Ihre endliche Ankunft wartet. Jetzt freue ich mich doppelt, daß Ihr gefährlicher Sturz vom Dombrowker Damm so glücklich abgelaufen ist. Morgen komme ich wieder, um zu sehen, wie es Ihnen geht,

jetzt aber muß ich leider nach Oſtrowko zurück, wo ein paar ſchwerkranke Patienten mich erwarten. Ich empfehle mich Ihnen, Herr v. Ernau, und auch Ihnen, Herr v. Wangen. Bitte, ich bedarf keines Geleites, finde mich ſchon ſo zurecht!“

Der bewegliche kleine Mann hatte das Krankenzimmer ſchon verlaſſen, ehe noch Wangen ſich von ſeinem maßloſen Staunen erholt hatte. Der Name Ernau löste ihm plötzlich ein Räthſel, über welches er oft vergeblich nachgeſonnen hatte. Unter dem Namen eines Kandidaten Pechmayer hatte vor vier Jahren der Doktor Egon v. Ernau, der einſt für Bertha auserſehene reiche junge Mann, in Schloß Oſternau gelebt. Jetzt endlich wurde es ihm klar, was er nie zu begreifen vermocht hatte, weshalb damals Egon v. Ernau unmittelbar nach ſeiner Rückkehr nach Berlin ſeine Anſprüche auf die Hand Bertha's erhoben hatte, die aber durch Werner v. Maſſenburg, nach deſſen eigener Erzählung energiſch zurückgewieſen worden waren, weil Bertha inzwiſchen ihr Herz verſchenkt hatte. Herr v. Ernau hatte Bertha in Schloß Oſternau kennen gelernt und — wie konnte dies auch anders ſein? — war in glühender Leidenſchaft für ſie entbrannt. Als er nun nach Berlin zurückkehrte, als er hörte, daß Bertha's Herz einem Anderen gehöre, als ſeine Forderung, ſein altes Recht geltend machen zu dürfen, durch Werner v. Maſſenburg ſchroff — ſo hatte es dieſer ja dargeſtellt — zurückgewieſen wurde, als er ſich ſagen mußte, daß die Heißgeliebte ihm für immer verloren ſei, da hatte ihn wohl eine tiefe Verzweiflung ergriffen, da verließ er Berlin, um in einem ruheloſen, abenteuerlichen Reiſeleben Zerſtreuung und Heilung für ſein

verwundetes Herz zu ſuchen. Ein inniges Mitleiden mit dem Unglücklichen, welchem er die ſchönſte Lebenshoffnung geraubt hatte, erfüllte den gutmüthigen Wangen, zugleich aber konnte er ſich auch eines gewiſſen unbequemen Gefühls nicht erwehren; er erinnerte ſich, daß ihn damals im Schloß Oſternau oft eine Regung der Eiferſucht gequält hatte, wenn er im Familienkreiſe Bertha und den Kandidaten zuſammen geſehen, wenn er beobachtet hatte, mit welcher Bewunderung Bertha dem Geſange Pechmayer's lauſchte.

Wangen war durch dieſe ſich kreuzenden Gedanken ſo verwirrt, daß er ſeinem Erſtaunen kaum Worte zu geben wußte.

„Sie ſind Herr Egon v. Ernau?“ ſagte er endlich.

„Ja, Herr v. Wangen,“ erwiederte Egon, unwillkürlich über das maßloſe Erſtaunen lächelnd, welches ſich in dem gutmüthigen Geſicht Wangen's ſo deutlich ausprägte. „Sie finden einen alten Bekannten unter verändertem Namen wieder. Sie ſollen von mir die natürliche Erklärung dieſer Metamorphoſe erhalten, dafür aber bitte ich Sie, mir erſt zu ſagen, wo ich bin, wie ich hierhergekommen bin und was eigentlich mit mir vorgegangen iſt? Ich habe ſchon vergeblich mein Gedächtniß angeſtrengt, es liegt für mich ein Schleier über den Vorgängen der vergangenen Nacht.“

Egon's Frage beruhigte Wangen, er ſetzte ſich an das Bett und erzählte in einfachen Worten, was er ſelbſt von ſeinem Inſpektor gehört hatte, er ſchilderte, in welcher ſchweren Sorge er und ſeine Frau geſchwebt hätten, einer Sorge, die jetzt glücklicherweiſe durch Egon's Wiedererwachen zum Leben gehoben ſei.

Egon hörte ihm mit tiefer Spannung zu; als Wangen von seiner Frau sprach, gedachte er des schönen Traumes, den er während der Nacht gehabt hatte. Jetzt wußte er, wem die Hand gehörte, die so sanft und weich seine Stirne berührt und ihm die brennende Wunde gekühlt hatte. Wie seltsam, daß in dem Halbtraum die Erinnerung sich so trügerisch gestaltet hatte, daß er geglaubt, Lieschen sei bei ihm, während es doch Bertha gewesen war, die ihn gepflegt hatte. Oft schon waren in den vergangenen Jahren die beiden Traumgestalten ineinander verschwommen; er hatte von Bertha geträumt, daß er sie in seinen Armen halte, und dann war es plötzlich Lieschen gewesen, meist endeten so seine wirren Träume und immer fühlte er sich dann wunderbar beruhigt und beglückt; mehr und mehr war die Erinnerung an Bertha in ihm erloschen, während ihn Lieschens holdes Bild noch oft in seinen schönsten Träumen umschwebte. Es überkam ihn fast ein Gefühl der Enttäuschung, als er aus Wangen's Mittheilung glaubte entnehmen zu müssen, daß Bertha sich seiner so treu und sorgsam angenommen habe, aber er gab diesem Gefühl keine Worte, solcher Undankbarkeit wollte er sich nicht schuldig machen; er dankte im Gegentheil Wangen herzlich für die liebevolle Aufnahme und Pflege, die er in dem gastlichen Hause gefunden habe, an diesen Dank schloß er eine kurze Erklärung, wie er dazu gekommen sei, einst im Schlosse Osternau die Rolle des Kandidaten Pechmayer zu spielen.

„Ich war ein verwöhntes Kind des Glückes," sagte er. „Ich hatte alle Vergnügungen des städtischen Lebens in

solchem Uebermaß genossen, daß sie mich anwiderten, daß ich ihrer und des Lebens satt war. Deshalb floh ich aus Berlin, und als ich zufällig mit dem Kandidaten Pechmayer zusammentraf, als er mir die jämmerliche Geschichte seines Lebens erzählte, erwachte in mir die tolle Lust, einmal zu probiren, wie sich wohl das Leben eines solchen Menschen gestalte. Ich brachte den abenteuerlichen Plan sofort zur Ausführung, indem ich Pechmayer seine Kleidung und seine Papiere abkaufte, und ging als Kandidat Pechmayer nach Schloß Osternau. Daß ich durch meine thörichte Verkleidung, durch die Täuschung des Herrn v. Osternau in mancherlei Verlegenheiten kam, haben Sie mit durchlebt, Herr v. Wangen; ich habe nicht nöthig, darauf weiter einzugehen. Sie wissen auch, daß ich endlich den Entschluß faßte, das trügerische Spiel aufzugeben und als Egon v. Ernau wieder nach Berlin zurückzukehren. Es geschah, aber als ich nach Berlin kam, stand schon in mir der Entschluß fest, das einstige Vergnügungsleben aufzugeben, welches ich bisher geführt, welches mir nie genügt und schließlich nur Langeweile und Ekel bereitet hatte. In Osternau hatte ich den Ernst des Lebens und zugleich die Freude und den Genuß kennen gelernt, welche die Erfüllung eines Berufes dem Manne gewährt, die Reize des Landlebens hatten sich mir erschlossen. Ich will Sie nicht langweilen mit einer Detaildarstellung meiner ferneren Erlebnisse, sie lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Ich war bestrebt, mich zu einem tüchtigen Landwirth auszubilden, mir Kenntnisse zu sammeln, um mit Erfolg meine Güter selbst bewirthschaften zu können. Zu

diesem Zweck habe ich einige Jahre auf größeren Gütern die Landwirthschaft praktisch erlernt und bin dann umher gereist, um meine Kenntnisse zu vermehren. Jetzt endlich hoffe ich Erfahrungen genug gesammelt zu haben. Ich kehre nach Plagnitz zurück und werde fortan dort als ein echter und rechter Landedelmann leben. Da haben Sie in wenigen Worten meine Geschichte, Herr v. Wangen; ich bitte Sie, dieselbe Ihrer Frau Gemahlin zu erzählen, sie wird mir dann hoffentlich verzeihen, daß ich auch sie damals als Kandidat Pechmayer zu täuschen gewagt habe. Und nun gestatten Sie mir, daß ich das Bett verlasse und mich anziehe; ich fühle mich dazu vollständig kräftig genug und sehe dort meinen Reisekoffer stehen, der die nöthige Garderobe enthält. Während ich Toilette mache, haben Sie vielleicht die Güte, Ihre Frau Gemahlin darauf vorzubereiten, daß ich mich ihr vorstellen und ihr meinen herzlichen Dank für die liebenswürdige Aufnahme und Pflege in Ihrem Hause sagen darf."

23.

Frau Bertha v. Wangen war früher als gewöhnlich aufgestanden, sie wollte den herrlichen thaufrischen Morgen, der der Gewitternacht gefolgt war, auf dem Altan genießen; auf diesem wurde das Frühstück servirt, an welchem auch Elise und Klärchen Theil nehmen mußten, denn Bertha liebte es nicht, allein zu sein, und heute hätte sie dazu am wenigsten Lust gehabt, denn sie war neugierig, wie der verwundete Gast die Nacht verbracht habe. Sie hatte deshalb ihre Kammerjungfer schon früh nach der blauen Man-

ſardenſtube geſchickt, um Fräulein Eliſe von ihrem Poſten am Krankenbette abzuberufen, die Kammerjungfer ſollte die Stelle der Krankenpflegerin einſtweilen übernehmen, wenn es nöthig ſei; aber es war nicht nöthig, denn der Verwundete ſchlief ſeit einigen Stunden, er athmete ruhig und regelmäßig und er bedurfte daher augenblicklich keiner Pflege.

So war denn Eliſe gehorſam nach dem Altan gekommen und bereitete, wie es ihre Obliegenheit war, auf der Maſchine den Kaffee, während ſie Bertha Bericht darüber abſtattete, wie der Verwundete die Nacht verbracht hatte. Wangen war, während ſie erzählte, ſeine Cigarre rauchend auf dem Altan auf und nieder gegangen, aber er wurde bald abberufen, denn der langerwartete Arzt aus Dombrowko wurde endlich von Herrn Kämpf gemeldet und er hatte denſelben nach der blauen Manſardenſtube führen müſſen.

In banger Erwartung harrte Eliſe der Rückkehr Wangen's; ſie hätte dieſen ſo gern nach dem Krankenzimmer begleitet, um aus des Arztes eigenem Munde zu hören, ob er Hoffnung habe, das Leben des Verwundeten zu erhalten; aber ſie wagte es nicht, einen ſolchen Wunſch auch nur zu äußern, hatte doch Bertha ſchon eine boshafte Bemerkung darüber gemacht, daß ſie die ganze Nacht allein im Krankenzimmer zugebracht habe, und daß doch eigentlich eine ſo aufopferungsvolle Pflege für eine junge Dame nicht recht ſchicklich ſei. Dafür hatte ſich zwar Bertha die ſcharfe Antwort Klara's gefallen laſſen müſſen, daß Alles, was ihre liebe Eliſe thue, ſchicklich und gut ſei; aber dieſe konnte

gerade deshalb dem Drange ihres Herzens nicht folgen, sie durfte den Zwiespalt zwischen Bertha und Klara nicht verschärfen.

Auch Bertha war nicht so ruhig, wie sie erscheinen wollte; auch sie wartete mit angstvoller Spannung auf die Entscheidung des Arztes. Wie sie damals in Schloß Osternau sich stets bemüht hatte, das Interesse zu verbergen, welches ihr der Informator einflößte, so wollte sie dasselbe auch heute nicht zeigen; recht absichtlich sprach sie von ihm mit einer gewissen Nichtachtung, als kümmere sie sich wenig um ihn, als sei ihr sogar die Aufnahme des Verwundeten in ihr Haus nur eine lästige Pflicht. Indem sie Elise wegen ihrer über die Grenzen der Schicklichkeit hinausgehenden aufopferungsvollen Pflege tadelte, wollte sie verbergen, welchen Antheil sie an dem alten Bekannten aus früherer Zeit nehme, sich selbst aber konnte sie denselben nicht verbergen. Sie hatte während der Nacht kaum wenige Minuten wirklich geschlafen, die Erinnerung an die alte Zeit hatte sich ihr gewaltsam aufgedrängt, und auch wenn sie für kurze Zeit halb entschlummert war, verfolgte sie doch in den Traum hinein das Bild des, wie sie fürchtete, zum Tode Verwundeten; sie sah die leblose Gestalt, das bleiche blutbefleckte Gesicht wieder vor sich und entsetzt fuhr sie aus dem Halbschlaf empor. Wenn sie dann wieder wachte, überkam sie ein bitterer Neid gegen Elise, die an seinem Lager sitzen und ihn pflegen durfte. Ja, sie beneidete Elise, und doch erfüllte sie ein Gefühl halb des Entsetzens, halb des Abscheues, wenn sie zurückdachte an den häßlichen Anblick der schmutzigen leblosen Gestalt. Es

kämpfte in ihr dieſer Abſcheu und das Intereſſe für den Unglücklichen.

Nur wenige Minuten war der Arzt bei dem Kranken geblieben, dann verließ er die blaue Manſardenſtube. Bertha hörte es ganz deutlich, wie er über den Vorraum oben ſchritt und dann die Treppe hinabſtieg, ſie kannte den Schritt ihres Gatten am Tone, ſie wußte daher, daß Wangen noch in dem Krankenzimmer zurückgeblieben war. Weshalb verließ der Arzt ſo ſchnell und allein das Zimmer? Kam ſeine Hilfe zu ſpät? Hatte er vielleicht einen Todten ſtatt eines Verwundeten gefunden?

Eine fieberhafte Angſt überkam Bertha, eine brennende Begierde, Gewißheit zu erhalten. Jetzt hörte ſie die Schritte des Arztes auf dem Vorſaal, er wollte das Haus verlaſſen, ohne ihr Bericht erſtattet zu haben. Noch konnte ſie ihn erreichen, wenn ſie ihm nacheilte, noch ihn fragen, ihn ausforſchen! Aber nein, ſie durfte es nicht thun! Eliſe durfte nicht ahnen, welche namenloſe Angſt ſie erfüllte. Immer war es Eliſe, die ihr im Wege war! Damals in Schloß Oſternau hatte ſie gewaltſam ihre Abneigung gegen ſie verborgen, ja ihr Freundſchaft und Liebe heucheln müſſen, jetzt war Eliſe mit Klara gegen ſie verbündet, und jetzt mußte ſie wieder Eliſens wegen ihren heißen Wunſch unterdrücken!

Endlich nach langer, langer Zeit, die Minuten erſchienen ihr wie Stunden, ertönten wieder Schritte auf dem Vorflur oben. Das waren die Schritte Wangen's! Er ſtieg die Treppe hinunter, er ging über den Vorſaal, jetzt trat er in den Gartenſalon und nahte dem Altan. Bertha

ſprang auf, um ihm entgegenzueilen, ſie konnte ihre innere Bewegung nicht mehr bemeiſtern, ſie wollte in ſeinen Zügen leſen, welche Nachricht er bringe; aber ſchnell nahm ſie wieder ihren gewohnten Platz im Schaukelſtuhl ein, ein einziger Blick hatte genügt, ſie zu beruhigen. Eine Todesbotſchaft brachte er nicht!

Mit einem Lächeln auf den Lippen betrat Wangen den Altan, ſein erſter Blick traf Bertha, ſie ſaß in dem Schaukelſtuhl bequem zurückgelehnt und wiegte ſich in demſelben; ein großes Intereſſe nahm ſie wohl kaum an der guten Nachricht, die er brachte, um ſo höher aber war das Eliſens, es lag klar ausgedrückt in dem fragenden Blicke, mit welchem ſie zu ihm aufſchaute, im Ausdruck tiefer Seelenangſt, den ihr liebes Angeſicht trug.

Wangen nickte ihr freundlich zu. „Ihrem Pflegling geht es vortrefflich, Fräulein Lieschen!“ ſagte er heiter. „Er iſt zum Bewußtſein erwacht; ſeine Wunde hat, wie der Doktor verſichert, gar nichts zu bedeuten. Jetzt iſt er wohl ſchon beſchäftigt, ſich aus ſeinem Koffer mit neuer Toilette zu verſehen; in einer Viertelſtunde wird er ſich den Damen mit einem Verband um die verwundete Stirne, ſonſt aber als ein geſunder Menſch vorſtellen.“

Eine brennende Röthe überflog Eliſens Geſicht, eine Thräne rollte über ihre Wangen. Sie antwortete nicht, ihr Herz war ſo voll, ſie konnte der Glückſeligkeit, die ſie erfüllte, keine Worte geben, dafür aber jubelte Klara laut auf, ſie umarmte Eliſe und frohlockend rief ſie: „O, nun iſt Alles gut! Nun wirſt Du nicht mehr ſo bitterlich

weinen, Du liebe, gute Elise, wie heute Morgen, als Dich Bertha rufen ließ!"

„Nein, zu Thränen ist jetzt gar keine Veranlassung," fuhr Wangen heiter fort, aber im nächsten Moment wurde er ernster und zu Bertha gewendet fuhr er fort. „Dir bringe ich noch eine besondere Botschaft unseres Gastes. Er wünscht sich Dir vorzustellen und Dir zu danken für die Aufnahme, welche er in unserem Hause gefunden hat. Ich soll Dich auf seinen Besuch vorbereiten."

„Ein Besuch des Herrn Pechmayer hat doch nicht solche Bedeutung, daß ich dazu einer Vorbereitung bedürfte," entgegnete Bertha, welche sich wieder vollständig gefaßt hatte, mit spöttischem Tone. „Herr Pechmayer scheint die große Meinung, welche er früher von sich selbst hatte, noch nicht verloren zu haben."

„In diesem Falle hat er einigen Grund zu dem Wunsche, daß ich Dich auf seinen Besuch vorbereite, der Dich sonst jedenfalls und vielleicht nicht ganz angenehm überrascht haben würde, denn Herr Pechmayer wünscht sich Dir in seiner wahren Gestalt, ohne die Maske, die er in Schloß Osternau getragen hat, unter seinem wahren Namen als unser künftiger Nachbar, Herr Doktor Egon v. Ernau vorzustellen!"

„Er ist es. Ich wußte es längst!" sagte Elise unwillkürlich.

Die Wirkung, welche der Name Ernau auf Bertha ausübte, war zauberhaft. Sie verlor ihre erzwungene Selbstbeherrschung ganz und gar, sie sprang auf und mit flammenden Augen schaute sie zuerst ihren Gatten und dann Elise an.

„Du wußteſt es? Du warſt alſo ſeine Vertraute, mit ihm im Geheimen gegen mich verbunden!“ rief ſie mit vor Zorn bebender Stimme.

„Nein, Bertha, wie kannſt Du dies nur denken?“ entgegnete Eliſe ruhig. „Er hat zu mir nie ein Wort des Vertrauens geſprochen, aber einmal — wir waren allein, und ich hatte mich ſcharf verurtheilend über den Herrn v. Ernau geäußert — da warf er mir vor, daß ich lieblos urtheile, und als er dann den Herrn v. Ernau nicht zu rechtfertigen, ſondern aus ſeiner Seele heraus zu erklären ſuchte, wie es gekommen, daß jener auf Irrwege geführt worden ſei, da ahnte ich, daß er nicht für Jenen, ſondern für ſich ſelbſt ſpreche, und als er uns dann plötzlich verließ und zugleich der Herr v. Ernau in Berlin wieder auftauchte, da wußte ich, wer mein Lehrer geweſen war. Ich habe nie ein Wort darüber geäußert, nicht einmal gegen meine guten Eltern, ich glaubte kein Recht zu haben, ſein Geheimniß zu verrathen, ſo lange er ſelbſt es aufrecht erhalten wollte, aber für mich war es kein Geheimniß mehr.“

„Du wußteſt alſo auch geſtern, daß wir Herrn v. Ernau in unſer Haus aufnahmen! Ah, jetzt begreife ich, weshalb Du Dich dazu drängteſt, an ſeinem Bette zu wachen und ihn zu pflegen! Natürlich, Du wollteſt ihn Dir erhalten, den reichen Herrn v. Ernau!“

„Frauchen, wie unfreundlich und ungerecht urtheilſt Du wieder!“ ſagte Wangen vorwurfsvoll.

„Natürlich, ich bin ungerecht! Fräulein Eliſe iſt ja ſelbſtverſtändlich das Muſterbild einer edelmüthigen, barm-

herzigen Jungfrau! Welche Nebenabsichten sollte sie wohl gehabt haben? Den armen Kandidaten Pechmayer würde sie natürlich wohl mit derselben Liebe und Aufopferung gepflegt haben, wie den reichen Rittergutsbesitzer!"

„Ich glaube Dir keine Veranlassung zu so beleidigenden Aeußerungen gegeben zu haben. Gestatte, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe, bis Du ruhiger und geneigter zu einem gerechten Urtheil geworden bist."

„Du willst wohl sagen, bis Herr v. Ernau sich uns vorstellt?" fragte Bertha spitzig. „Natürlich willst Du Toilette machen, um ihn zu begrüßen und seine Danksagungen für die liebevolle nächtliche Pflege in Empfang zu nehmen!"

„Ich werde ihn nicht sehen, da ich mein Zimmer nicht verlassen werde, so lange Herr v. Ernau in Linau weilt."

„Damit er Dich dort aufsuche! Du willst ihn allein für Dich haben, dann natürlich muß er Dir danken dafür, daß Du die Nacht an seinem Bett gewacht hast. Klara bleibt ja hier und sie wird nicht verfehlen, Dich herauszustreichen!"

„Klara wird mir gewiß die Freundlichkeit erweisen, mich zu begleiten."

„Ja, ich gehe mit Dir und ich bleibe bei Dir," sagte Klara, Elise umarmend und zärtlich küssend. „Du sollst nicht allein weinen über die Kränkungen, mit denen Dich Bertha überhäuft, meine Liebe soll Dich trösten! Gib der Boshaften gar keine Antwort mehr, sie verdient es nicht, daß Du sanfte und freundliche Worte an sie verschwendest!"

Sie ergriff die Hand Elisens und zog diese mit sich

fort, ihrer Schwägerin, die ihr mit zornfunkelnden Augen nachſchaute, gönnte ſie nicht einmal einen Abſchiedsblick.

Wangen, der an dem Wortgefecht zwiſchen ſeiner Frau und Eliſe keinen Antheil genommen hatte, ging während deſſelben auf dem Altan auf und nieder. Jedes Wort, welches ſeine Frau zu Eliſe ſprach, ſchnitt ihm in's Herz. Wie giftig und boshaft klangen alle ihre Bemerkungen! Er konnte es Klärchen wahrlich nicht verdenken, daß ſie Partei nahm für die Angegriffene, und es war mindeſtens verzeihlich, wenn ſie es in einer Bertha beleidigenden Weiſe that, er wäre nicht im Stande geweſen, ſie dafür zurechtzuweiſen, war er doch ſelbſt kaum minder als ſie empört über Bertha's Benehmen.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Du ſo lieblos ſein könnteſt!“ ſagte er traurig, als er mit Bertha allein auf dem Altan war.

Bertha hörte die Worte wohl, aber ſie beachtete ſie nicht, nachdenklich ſchaute ſie vor ſich nieder, dann blickte ſie plötzlich zu ihrem Manne auf und haſtig fragte ſie:

„Haſt Du Herrn v. Ernau geſagt, daß Eliſe ſeine Pflegerin geweſen iſt?“

„Nein, das habe ich verſäumt. Ich war ſo überraſcht darüber, daß er ſich bei vollem Bewußtſein befand, dann daß er ſich mir als Herr v. Ernau vorſtellte! Ich habe ganz vergeſſen, ihm überhaupt von Eliſe zu ſprechen, unſere Unterhaltung war ſo kurz —“

„Entſchuldige Dich doch nicht, Du haſt ja unbewußt gerade das Rechte gethan. Ernau darf nicht erfahren, daß Eliſe in unſerem Hauſe iſt. Du ſiehſt mich verwundert an?

Ich werde es Dir erklären. Ich will es nicht dulden, daß sich in meinem Hause ein skandalöser Liebeshandel fortspinnt, der schon vor vier Jahren, als Elise noch ein halbes Kind war, in Schloß Osternau begonnen hat. Ich habe damals Elise aufmerksam beobachtet, und sie wußte es, daß ich sie durchschaute, deshalb hat sie mich bitter gehaßt. Ich ahnte freilich nicht, daß es der reiche Herr v. Ernau sei, nach welchem das freche, gefallsüchtige kleine Geschöpf seine Netze auswarf; in meiner thörichten Unbefangenheit meinte ich, Elise sei sterblich in den Informator verliebt, erst durch ihren unbedachten Ausruf: ‚Er ist es! Ich wußte es längst!‘ hat sie mir die Augen geöffnet. Jetzt erklärt es sich mir, weshalb sie, wie Du mir selbst erzählt hast, für den Kandidaten Pechmayer nur Spott und Verachtung gehabt hat, so lange sie glaubte, daß er eben nur ein unbedeutender armer Mensch sei! Als sie aber erfahren hat, daß der Informator der damals noch mir bestimmte reiche Herr v. Ernau sei, der jedenfalls die seltsame Verkleidung gewählt hatte, um mich, ohne von mir gekannt zu sein, kennen zu lernen, da verdoppelte sich ihre Abneigung gegen mich und sie wuchs zum grimmigen Haß, als sie sich von mir beobachtet sah. Der unwillkürliche Ausruf: ‚Er ist es!‘ hat mir dies Alles klar gemacht. Und noch mehr, jetzt begreife ich auch, weshalb Elise, obgleich sie mich heute wie früher tödtlich haßt, doch Deiner Aufforderung, als Erzieherin Klara's zu uns zu kommen, gefolgt ist. Sie hätte gewiß zehn mindestens ebenso einträgliche Stellen bekommen können, und doch hat sie die in unserem Hause angenommen, weil das falsche Geschöpf wußte, daß Herr

v. Ernau in unserer Nachbarschaft wohnt, weil sie hoffte, bei uns die ihr vor vier Jahren mißglückte Liebesintrigue wieder aufnehmen zu können, deshalb hat sie sich auch dazu gedrängt, den Verwundeten zu pflegen, deshalb hat sie unermüdlich die ganze Nacht an seinem Bette gesessen und hat dasselbe erst verlassen, als ich sie durch Klara zum Frühstück rufen ließ. O, ich durchschaue jetzt die falsche, klug berechnende Person! Aber sie soll sich täuschen! Ihr schlauer Plan soll nicht in Erfüllung gehen!"

Immer unbehaglicher wurde es Wangen zu Muthe, während seine schöne Frau mit großer Zungenfertigkeit die gehässigen Beschuldigungen gegen Elise erhob, zum ersten Male bemerkte er, daß ihr reizendes Gesicht einen Ausdruck haben könne, der ihm gar nicht gefiel, daß um den fein geschnittenen Mund ein scharfer Zug sich lege, daß ihr dunkles, wunderschönes Auge doch recht zornig und boshaft aufschauen könne. Er fühlte sich verletzt durch Bertha's Worte, aber doch war er zu gutmüthig und nachsichtig, um ernsthaft zu zürnen.

„Ich begreife Dich nicht, Frauchen," sagte er traurig, „wie kannst Du nur so hart und lieblos urtheilen und so seltsamen Einbildungen nachhängen."

„Es sind keine Einbildungen!" erwiederte Bertha heftig. „Du selbst wirst Dich von der Wahrheit überzeugen, wenn Du nur die Augen öffnen willst, die Deine Gutmüthigkeit blind macht. Aber Elisens Plan soll nicht gelingen, ich bin es dem unglücklichen Herrn v. Ernau schuldig, ihn zu schützen vor den Nachstellungen dieser Circe. Wir haben uns Beide, Du und ich, schweres Unrecht gegen ihn vor-

zuwerfen, das werden wir jetzt gut machen, indem wir ihn vor dem Unglück bewahren, das Opfer von Elisens Verführungskünsten zu werden."

„Ich verstehe Dich nicht mehr, Bertha. Was hätten wir Beide uns wohl in Beziehung auf Herrn v. Ernau vorzuwerfen?"

„Hast Du die Vergangenheit ganz und gar vergessen? Ich war die Verlobte des Herrn v. Ernau, und doch habe ich, als ich Dich kennen lernte, ihn vergessen! Kaum erhielt ich die unbegründete Nachricht seines Todes, da gab ich Deinen Liebesworten Gehör, und als er dann später sein Recht geltend machte, da wies ich mit Abscheu ihn zurück. Er liebte mich; jetzt erst, da ich erfahren habe, daß er mich in Schloß Osternau kennen gelernt hat, begreife ich es, weshalb er in der Verzweiflung über seine Zurückweisung aus Berlin geflohen ist. Du hast von meinem Vater die ganze traurige Geschichte gehört. Ist es Dir nicht mitunter schwer auf's Herz gefallen, daß wir Beide dem unglücklichen jungen Manne wohl ein bitteres Unrecht gethan haben? Ich konnte nicht anders. Ich liebte Dich! Wie hätte ich Dir mein Wort brechen können des älteren Versprechens wegen? Mit meiner Liebe zu Dir rechtfertigte ich mich selbst; aber das Bewußtsein, ungerecht gegen ihn gewesen zu sein, ist mir doch geblieben. Fühlst Du das nicht mit mir, Du lieber, böser Mann?"

Bertha hatte Wangen's Hand ergriffen, sie zog ihn mit sanfter Gewalt zu sich, und als sie nun zu ihm aufschaute mit einem tiefen, seelenvollen Blick, da meinte er, so wunderbar liebreizend habe er sie nie gesehen. Ver-

gessen war die Mißstimmung, die er vor wenigen Minuten erst gefühlt hatte, ihr freundliches Lächeln entzückte ihn, in diesem Augenblicke hätte er ihr nichts, nichts versagen können!

„Meinst Du nicht auch, daß wir jetzt Beide die Pflicht haben, durch verdoppelte Freundlichkeit das gut zu machen, was wir einst durch unsere Liebe gegen ihn versündigt haben?“ fragte Bertha, Wangen's Hand fest haltend und dabei liebevoll zu ihm aufschauend.

„Nun ja, Frauchen, allerdings, aber was können wir thun?“

„Wir müssen ihm auf das Freundlichste entgegenkommen, müssen gute Nachbarschaft mit ihm halten und vor Allem ihn davor bewahren, daß er nicht in die Netze einer Kokette fällt! Mir ist da plötzlich ein Gedanke gekommen. Wie herrlich wäre es, wenn Ernau und Klärchen sich fänden!“

Wangen lachte hell auf. „Welcher Einfall!“ sagte er. „Müßt Ihr Frauen denn immer auf Heirathen spekuliren! Klärchen ist ja noch ein Kind!“

„Aber ein wunderschönes Kind von vierzehn Jahren und in zwei Jahren eine Jungfrau, die dem Gatten zum Altare folgen kann. Wäre es nicht herrlich, wenn Du Dein Schwesterchen hier ganz in der Nähe als Herrin auf Plagnitz behalten könntest? Herr v. Ernau wird uns oft besuchen, er wird Klärchen kennen lernen, und dann muß er sie auch liebgewinnen, sie ist ja so reizend!“

„Wer wird jetzt schon an solche Thorheiten denken!“

„Man kann nicht früh genug daran denken, seine Lieben

glücklich zu machen! Versprich mir wenigstens, nichts gegen meinen schönen Plan zu thun. Herr v. Ernau darf nicht erfahren, daß Elise in unserem Hause ist."

„Es wird sich ihm nicht verbergen lassen."

„Laß mich nur gewähren. Versprich mir, daß Du ihm nichts sagen willst!"

Er versprach es, ganz zufrieden war er nicht mit sich selbst; aber als Bertha ihm liebkosend die Wangen streichelte und ihn so recht freundlich bittend anschaute, da hätte er ihr wohl noch ganz andere Versprechungen gemacht, durch solchen Blick konnte sie ihn zu Allem bewegen.

24.

Egon erhob sich, nachdem Wangen ihn verlassen hatte, um aus dem Bett aufzustehen. Er hatte sich doch zuviel zugetraut. Als er sich aufrichtete, ergriff ihn ein Schwindel, er sank zurück und mußte längere Zeit ruhen, ehe er einen neuen Versuch, sich zu erheben, machen konnte. Er fühlte einen dumpfen Kopfschmerz, der es ihm unmöglich machte, ganz klar zu denken; nach und nach verschwand der Schmerz, nicht vollständig, aber doch so weit, daß Egon seine Gedanken wieder sammeln konnte.

Er hatte versprochen, der Frau v. Wangen seinen Besuch zu machen. Er sollte Bertha wiedersehen. Es erschien ihm selbst merkwürdig, daß bei dem Gedanken sein Puls nicht schneller schlug, daß er ganz ruhig und kaltblütig zu überlegen vermochte, wie er wohl unter den jetzt so veränderten Verhältnissen die einst heiß Geliebte begrüßen müsse. Sie hatte ihm viel zu verzeihen, das erste

Zusammentreffen mit ihr war gewiß peinlich, aber es mußte überwunden werden, denn bei der geringen Entfernung der Güter Plagnitz und Linau ließ sich kaum ein späteres Zusammentreffen vermeiden. Je eher es überwunden war, je besser!

Egon erhob sich; es ging nach der kurzen Ruhe leichter als vorhin, wohl fühlte er noch immer einen Anflug von Schwindel, aber es gelang ihm doch, aufzustehen.

Dort neben dem Waschtisch stand sein Koffer, in ihm fand er die nöthige Wäsche und einen Anzug, in welchem er es wagen konnte, sich der Frau des Hauses vorzustellen. Nicht ohne Anstrengung gelang es ihm, seine Toilette zu vollenden, er war doch noch recht schwach, mehrfach mußte er sich unterbrechen und Minuten lang ruhen, ehe er mit der leichten Arbeit zu Ende kommen konnte.

Jetzt war er fertig. Er warf einen Blick in den Spiegel. Fast erschrak er vor dem Bild des bleichen Mannes, welcher ihn mit matten Augen anschaute. Heute fiel es ihm zum ersten Male auf, daß er in vier Jahren doch recht viel älter geworden sei, erglänzte dort nicht in der schwarzen Locke, welche sich unter der leinenen Stirnbinde hervorstahl, sogar ein weißes Haar?

„Der alte Verehrer wird der schönen gnädigen Frau nicht mehr gefährlich werden!“ sagte er leise, seinem Spiegelbild lächelnd zunickend. „Du bist nie schön gewesen, heute aber siehst Du über die Maßen verkommen und jämmerlich aus! Nun, vielleicht ist's gut so, das Bewußtsein Deines kläglichen Anblicks wird Dich vor dummen Einbildungen schützen, wenn etwa die schöne Frau Dich freund-

lich empfängt. Was todt ist und längst im Grabe liegt soll nicht wieder aufleben! Und die alten Erinnerungen sind todt, sie sind versenkt in das Grab des unglücklichen Pechmayer, wir können sie nicht brauchen für das neue, ernster Arbeit gewidmete Leben!"

Er ordnete noch etwas an dem Anzug, strich ein paar Falten glatt, die der elegante Sommerrock durch das lange Liegen im Koffer erhalten hatte, dann verließ er sein Zimmer, um hinabzusteigen nach dem Altan, auf welchem, wie ihm Wangen gesagt hatte, die schöne Hausfrau den Gast erwarten werde.

In demselben Augenblick, als er aus seinem Zimmer in einen dem Bodenraum abgewonnenen halbhellen Vorflur trat, öffnete sich die Thüre eines anderen Mansardenzimmers und aus derselben trat auf den Vorflur ein junges Mädchen, ein Kind von vielleicht kaum vierzehn Jahren.

Egon blieb überrascht unwillkürlich stehen. Die kleine graziöse Gestalt des lieblichen Kindes erinnerte ihn an die Elfengestalt Lieschens, seine Phantasie versetzte ihn plötzlich zurück nach dem Schloß Osternau, in das dem eben angekommenen Lehrer angewiesene Zimmer. Er stand wieder wie damals am Fenster und schaute hinaus nach dem Garten; er hörte das fröhliche Gelächter zweier spielenden Kinder, dann drangen Beide durch das dichte Gebüsch! Lieschens Bild, wie er sie damals gesehen, stand in zauberischem Liebreiz vor seiner Seele, im nächsten Moment aber war es verschwunden, die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend, Egon wurde sich bewußt, daß er in einem fremden Hause vor einem jungen Mädchen stehe,

welches die Höflichkeit zu begrüßen gebot. Er verbeugte sich, wie er es vor einer erwachsenen jungen Dame gethan haben würde, zugleich aber schaute er das schöne Kind mit nicht geringem Interesse an. Die kleine graziöse Figur hatte in der That eine Aehnlichkeit mit der Lieschens, und auch das liebliche Kindergesicht hatte zwar nicht in den Zügen, wohl aber im Ausdruck etwas, das ihn an Lieschen erinnerte. So neugierig und schelmisch lustig und dann wieder so ernst forschend, wie in diesem Augenblick das junge Mädchen, hatte ihn einst auch Lieschen angeschaut, als sie ihn zum ersten Male sah.

Klärchen schloß, als sie Egon erblickte, schnell die Thüre des Mansardenzimmers, aus dem sie getreten war; mit einem leichten Knix erwiederte sie seine höfliche Begrüßung, dann trat sie ganz nahe zu ihm.

„Sie also sind der Herr v. Ernau, von dem ich so viel gehört habe!“ sagte sie leise. „Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt.“

„Wirklich? Und wie haben Sie sich denn meine geringe Person vorgestellt, mein Fräulein?“ fragte Egon unwillkürlich lächelnd.

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht, aber ganz anders. Freilich, die Stirnbinde entstellt Sie, und wenn Sie sich erst von dem Blutverlust erholt haben werden, werden Sie auch besser aussehen. Fühlen Sie sich wieder wohler? Sind Sie kräftig genug, um allein zu gehen, oder soll ich Sie führen? Sie lächeln und denken, solch' kleines schwaches Ding, wie ich, werde Ihnen nichts nützen können; aber Sie irren sich! Ich bin stärker als Sie glauben, stützen Sie sich

nur auf mich! Sie brauchen gewiß noch einen Anhalt, denn Sie sehen entsetzlich bleich, matt und krank aus."

„Ich danke Ihnen für das liebenswürdige Anerbieten, aber —"

„Sie lehnen es ab, natürlich; aber ich werde hinter Ihnen gehen, und wenn Sie wanken, werde ich Sie unterstützen, auch wenn Sie es nicht wollen. Doch da fällt mir ein, Sie kennen mich noch gar nicht und ich muß mich Ihnen selbst vorstellen; ich heiße Klara v. Wangen und bin die Schwester Hugo's v. Wangen, der Ihren Besuch schon meiner Schwägerin Bertha angemeldet hat. Gewiß sind Sie im Begriff, diesen Besuch abzustatten?"

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein."

„Nennen Sie mich nicht gnädiges Fräulein, das klingt wie Spott. Ich bin noch kein Fräulein und werde Klara genannt, nur die Dienstboten sagen: Fräulein Klara. Sie kennen den Weg durch das Haus nicht, ich werde Sie nach dem Altan führen, wo Sie meine Schwägerin finden, die Sie gewiß schon mit großer Neugier erwartet. Sie war sehr erstaunt, als sie hörte, daß unser Gast der Herr v. Ernau sei. Nun, sie hat auch wohl Ursache dazu. Leugnen sie nicht, Herr v. Ernau! Eine Cousine von mir, die längere Zeit, als mein Vater noch lebte, bei mir in Linau zum Besuch war, hat mir die ganze sonderbare Geschichte erzählt, daß Sie einst mit Bertha verlobt waren, daß man Sie aber dann für todt hielt und deshalb Bertha sich mit meinem Bruder verlobte. Es ist vielleicht unartig, daß ich Ihnen dies Alles so offen sage. Sind Sie mir deshalb böse, Herr v. Ernau?"

„Gewiß nicht! Ich bin Ihnen im Gegentheil dankbar für Ihre Offenheit.“

„Nun, dann will ich Ihnen noch mehr sagen. Nehmen Sie sich vor Bertha in Acht! Sie hat ein falsches Herz! Ich weiß nicht, was sie beabsichtigt; aber daß sie mit Ihnen ihre besonderen Pläne hat, das habe ich in ihrem falschen Auge gelesen! Glauben Sie ihr nicht! Nun aber habe ich Ihnen schon mehr als zuviel gesagt, wir dürfen nicht länger zusammen plaudern. Kommen Sie, ich will Sie nach dem Altan führen. Gehen Sie nur voran, hier die Treppe hinab, ich bleibe hinter Ihnen.“

Egon folgte der Weisung. Er hätte wohl gern das Gespräch noch fortgesetzt, aber es schien ihm unschicklich, ein naives, plauderhaftes Kind auszuforschen, und er widerstand deshalb der Versuchung, noch mehr über Bertha zu hören. Er ging langsam die Treppe hinunter; einmal mußte er stehen bleiben und sich am Geländer festhalten, weil ein Schwindel ihn überkam, da war Klärchen sofort an seiner Seite und ergriff ihn kräftig beim Arm. „Sie werden schwach,“ sagte sie theilnahmvoll; aber er erholte sich augenblicklich wieder, und ihr dankend konnte er seinen Weg fortsetzen.

Im Vorsaal unten blieb Klärchen stehen. „Nun können Sie nicht mehr fehlen,“ sagte sie, „diese Thür führt nach dem Gartensalon und aus diesem kommen Sie auf den Altan. Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, Herr v. Ernau?“

„Gern! Wie vermag ich es?“

„Sagen Sie weder meinem Bruder, noch meiner

Schwägerin, daß Sie mich gesehen und mit mir gesprochen haben."

„Weshalb soll ich daraus ein Geheimniß machen?"

„Das erkläre ich Ihnen ein anderes Mal; heute aber rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit. Adieu, Herr v. Ernau!"

Sie wartete eine Antwort nicht ab, leichten Schrittes eilte sie fort, die Treppe wieder hinauf, welche zum Boden und den Mansardenzimmern führte.

„Nehmen Sie sich vor Bertha in Acht!" so hatte das junge Mädchen gesagt. Welche seltsame Warnung! Konnte denn das niedliche Kind ahnen, was Bertha früher für Egon gewesen war, welchen Schmerz und welche gewaltige Anstrengung es ihn einst gekostet hatte, sich dem Zauber zu entreißen, den sie auf ihn ausgeübt hatte? Er war nicht im Stande, sich auf diese sich ihm aufdrängende Frage eine Antwort zu geben, denn schon stand er im Gartensalon und schon kam ihm Bertha, die seine Schritte gehört hatte, in der Thüre des Altans entgegen.

Wie wunderbar, wie berückend schön war sie! Viel schöner noch als damals und doch war sie ihm in jener Zeit des Sturmes und Dranges wie das Ideal menschlicher Schönheit erschienen. Die feine Figur war wohl nicht mehr ganz so schlank, sie hatte an Fülle gewonnen, aber ohne an Grazie zu verlieren. Das dunkle schwarze Auge, welches ihn mit einem Blick freudiger Erregung anschaute, erschien ihm noch strahlender und ausdrucksvoller. Das liebliche glückliche Lächeln, welches ihren rosigen Mund umspielte, als sie ihn begrüßte, war entzückend verführerisch.

Sie ſtreckte ihm beide Hände zum herzlichen Gruß entgegen.

„Wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich bin ich, daß die ſchwere Sorge um Sie, die uns den Schlaf dieſer Nacht geraubt hat, gehoben iſt, daß ich Sie ſo wiederſehe! Seien Sie mir willkommen, herzlich willkommen, Herr v. Ernau!“

„Nehmen Sie ſich vor Bertha in Acht!“ Konnte die kleine Warnerin ahnen, wie ſtürmiſch das Blut Egon zum Herzen dringen würde, als er die ihm dargebotenen Hände ergriff und die feine, weiche rechte Hand küßte, als er deren ſanften Druck fühlte? Konnte ſie ahnen, daß ein einziger Blick aus dieſen glühenden dunkeln Augen genügte, um den Seelenfrieden zu erſchüttern, den Egon ſich nach vierjährigem ſchweren Kampf endlich errungen hatte? Aber die Warnung war doch nicht vergeblich geweſen, Egon gedachte ihrer und des Wortes „ſie hat ein falſches Herz“. Er hatte es in vier langen Jahren gelernt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, die Erinnerung an Klara's Warnung befähigte ihn, die heftige Erregung, die ihn ergriff, zu unterdrücken, kalt und ruhig zu erſcheinen, während ſein Herz mächtig und ſchneller ſchlug. Sein Gefühl drängte ihn, das herrliche Weib in ſeine Arme zu ſchließen, den wonnigen Mund, wie er ſo oft geträumt hatte, zu küſſen, aber er vermochte es, ſich zu bezwingen, und als er Bertha's Hand loslaſſend den herzlichen Gruß erwiederte, verrieth der ruhige, gleichmäßige Ton ſeiner Stimme nichts von dem Kampf, der in ſeiner Seele entbrannt war.

„Sie machen mich ſehr glücklich, gnädige Frau, durch

die freundliche Aufnahme, welche ich nicht verdient habe. Sie zeigt mir, daß ich hoffen darf, Ihre Verzeihung, deren ich so sehr bedarf, dafür zu erhalten, daß ich mich Ihnen einst unter einem falschen Namen —"

„Ich lasse Sie nicht zu Ende sprechen, Herr v. Ernau," sagte Bertha, ihn unterbrechend. „Nicht ein Wort sollen Sie über die Vergangenheit sagen. Sie liegt weit, weit hinter uns, und das wohlthätige Dunkel, welches auf ihr liegt, soll nicht gelichtet werden. Ich habe mir selbst gelobt, nie an die traurige Vergangenheit, stets nur an die Gegenwart und Zukunft zu denken. Sie müssen mir versprechen, daß Sie meinem Beispiel folgen wollen: Kein Wort von dem, was war! Wollen Sie mir dies Versprechen geben, Herr v. Ernau?"

„Wenn Sie es verlangen, gnädige Frau!"

„Ja, ich fordere es. Wir sind nahe Nachbarn, wir werden uns hoffentlich oft sehen, weshalb wollen wir uns schöne Stunden eines freundlichen Zusammenlebens verbittern durch Erinnerungen, die am besten vergessen werden, durch Auseinandersetzungen und Erörterungen, die unnöthig sind und uns nur trübe stimmen können. Ich verspreche Ihnen, daß ich nie eine Frage über die Vergangenheit an Sie richten, zu Ihnen nie von dieser sprechen will, und das Gleiche fordere ich von Ihnen. Geben Sie mir darauf Ihr Wort?"

„Ich gebe es, obgleich es mir schwer wird. Ist es mir auch vielleicht nicht möglich, mich vollständig vor Ihnen zu rechtfertigen, so hätte ich Ihnen doch gern eine Erklärung —"

„Wollen Sie schon jetzt das kaum gegebene Wort brechen? Keine Erklärung! Nichts von der Vergangenheit! Nur der Gegenwart wollen wir leben, und diese gebietet, daß Sie sich Ruhe gönnen. Sie sind noch schwach von dem Blutverlust und dem schrecklichen Fall. Ich fürchte, Sie haben zu früh das Bett verlassen. Sie zittern! Geben Sie mir Ihren Arm, ich führe Sie zu einem Lehnsessel. Stützen Sie sich nur tüchtig auf mich, ich bin stark!"

Sie hatte seinen Arm ergriffen und in den ihren gelegt, kaum zu früh, denn Egon fühlte, daß ihn plötzlich wieder ein Schwindel ergriff und daß seine Kräfte schwanden, aber er erholte sich im Moment wieder; trotzdem zog er seine Hand nicht zurück, es war ihm ein zu wunderbares, berauschendes, wonniges Gefühl, daß er sich stützen konnte auf diesen vollen weichen Arm, der ihn so kräftig aufrecht erhielt.

Wangen kam Bertha zu Hilfe, Beide führten Egon, obgleich dieser jetzt ihre Hilfe mit dem Bemerken, er fühle sich ganz stark, ablehnen wollte, nach dem Altan zu einem Lehnsessel, auf welchem er Platz nehmen mußte. Bertha holte ein weiches Kissen herbei, welches sie ihm sorgsam zur Stütze unter den Kopf schob, sie ließ sich nicht dadurch irre machen, daß er ihr versicherte, er bedürfe wirklich keiner Hilfe.

„Sie sind viel schwächer, als Sie selbst glauben, Herr v. Ernau," sagte sie mit liebenswürdiger, milder Freundlichkeit. „Ein Patient aber hat keinen eigenen Willen, und so müssen Sie es denn schon dulden, daß ich den Ver-

band von Ihrer Stirne nehme, um nachzusehen, ob er sich auch nicht gelockert, nicht verschoben hat."

Sie that es mit leichter, sicherer Hand, und erst als sie sich überzeugt hatte, daß der Verband vollständig in Ordnung sei, setzte sie sich neben Egon, und nun begann sie ein lebhaftes Gespräch, in welches sie mit großer Gewandtheit auch Wangen hineinzuziehen verstand, obgleich dieser wie Egon kaum recht zu einer Unterhaltung geneigt schien, denn während derselben flogen auch seine Gedanken, wie die Egon's, unwillkürlich in die Vergangenheit zurück. Es drängte sich ihm gebieterisch die Vergleichung zwischen dem „Sonst" und dem „Jetzt" auf. Hatte nicht damals Bertha vielleicht für den Informator ein wärmeres Gefühl gehegt, zeigte sie ihm heute nicht eine zärtlichere Sorge, als die leichte Wunde erforderte? Es war ein unbequemes Gefühl erwachender Eifersucht, dessen Wangen sich schämte, welches ihn aber doch immer wieder von Neuem ergriff, wenn er sah, wie überaus freundlich, ja liebevoll sich Bertha zu dem Gast zeigte, er konnte sich nicht verhehlen, daß sie zu demselben in einem Tone sprach, den er selbst von ihr nur selten, nur dann gehört hatte, wenn sie von ihm irgend einen dringenden Wunsch erfüllt sehen wollte.

Solche Gedanken waren wohl geeignet, Wangen zu verstimmen und ihn schweigsam zu machen, aber Bertha's Einfluß auf ihn war so groß, daß er seine Mißstimmung überwand und halb gegen seinen Willen sich endlich lebhafter an der Unterhaltung betheiligte. Bertha zwang ihn, Egon, der ja jetzt ihr lieber Nachbar sein werde, Auskunft zu ertheilen über alle die in der Umgegend angesessenen deutschen Guts-

beſitzer; ſie ſelbſt ſchilderte ihm die kleinen Eigenthümlichkeiten der hervorragendſten Herren und Damen aus der Geſellſchaft, die fortan den Umgangskreis des Neuangekommenen bilden würden, ſie entwickelte dabei einen Scharfſinn und eine Beobachtungsgabe, welche alle ihre Schilderungen intereſſant machten, dann berief ſie ſich auf Wangen, der nicht umhin konnte, ihr beizuſtimmen und ihre Mittheilungen zu ergänzen. Jedem hatte ſie irgend eine Eigenthümlichkeit, einen kleinen lächerlichen Zug abgelauſcht; ein wenig Bosheit lag in allen ihren luſtigen Beſchreibungen der Perſonen, aber dieſelbe trat nicht unangenehm hervor, ſie beluſtigte und intereſſirte, und wenn ſie dann wieder ernſt von den vortrefflichen Eigenſchaften dieſes oder jenes alten Herrn ſprach, verſöhnte die Bewunderung, die ſie denſelben zollte, Egon ſchnell wieder mit den faſt zu ſcharfen Bemerkungen, welche Anderen galten.

Egon gab ſich dem Zauber, den die Unterhaltung mit Bertha auf ihn ausübte, ſo vollſtändig hin, daß er das unglückliche Verhängniß, welches ihn nach Linau geführt hatte, ganz und gar vergaß, er wurde an daſſelbe erſt wieder erinnert, als der Inſpektor Kämpf auf dem Altan erſchien und dem Herrn v. Wangen meldete, der Wagen, der die Leiche des am Dombrowker Damm verunglückten polniſchen Knechtes nach der Station R. führen ſolle, ſei angeſpannt. Herr Kämpf begrüßte nach dieſer Meldung Egon und wünſchte ihm freudig Glück dazu, daß für ihn das traurige Abenteuer noch ſo glücklich verlaufen ſei.

Die Erinnerung an ſeine geſtrige unſelige Reiſe und den Zweck derſelben wurde durch des Inſpektors Erſcheinen

in Egon geweckt, der Zauber der Unterhaltung mit Bertha war durchbrochen, er hatte sich derselben schon zu lange und zu willenlos hingegeben. Der Ernst des Lebens erforderte wieder seine Rechte.

Er bat den Inspektor Kämpf, sich in R. nach den Verhältnissen des Unglücklichen, dem die nächtliche Fahrt den Tod gebracht hatte, zu erkundigen, damit er seine Pflicht gegen etwaige hilfsbedürftige Hinterbliebene erfüllen könne, dann wendete er sich an Herrn v. Wangen und bat, ihm einen Wagen zu leihen, damit er sofort die Reise nach Plagnitz antreten könne.

„Unmöglich! Sie dürfen uns noch nicht verlassen, Herr v. Ernau!" rief Bertha, als sie seine Bitte hörte. „Sie müssen in Linau bleiben, bis Ihre Wunde vollständig geheilt ist. Wir dürfen Sie nicht fortfahren lassen, ehe Ihre Kräfte wieder ganz erstarkt sind."

Auch Wangen bestätigte diese Worte, vielleicht nicht mit demselben Eifer, den Bertha zeigte, aber doch sehr freundlich; auch er widersetzte sich Egon's Verlangen, dieser aber blieb fest bei demselben. Er erklärte mit nicht zurückzuweisender Entschiedenheit, daß er nothwendig so bald wie irgend möglich in Plagnitz sein müsse, daß er sich kräftig genug fühle, die kurze Reise zu machen, und daß er daher mit dem herzlichsten Dank für die gastliche Aufnahme in Linau doch die Gastfreundschaft Wangen's nicht länger in Anspruch nehmen könne und dürfe. Weder die Vorstellungen Wangen's noch die Bitten Bertha's vermochten seinen Vorsatz zu erschüttern, Wangen sah sich daher gezwungen, seine Bitte zu erfüllen und dem Inspektor

Kämpf den Auftrag zu ertheilen, daß ſofort für Herrn v. Ernau zur Fahrt nach Plagnitz die leichte Kaleſche angeſpannt werde.

25.

Der alte Adminiſtrator Sieveking war plötzlich ernſtlich erkrankt, er mußte das Bett hüten und war nicht einmal im Stande, irgend eine Anordnung für die Wirthſchaft zu geben, denn bei jedem geſprochenen Worte fühlte er heftige Schmerzen und Stiche in der Bruſt. Die ganze Arbeitslaſt und Verantwortlichkeit der großen Gutswirthſchaft lag daher auf Storting. Er fühlte ſich einer ſolchen Verantwortung wohl gewachſen, aber ganz angenehm war ſie ihm gerade in dieſem Augenblick nicht. Schon vor einigen Tagen waren aus Berlin ein prächtiger Flügel und mehrere für Herrn v. Ernau beſtimmte Kiſten in Plagnitz eingetroffen, und am Morgen hatte ein expreſſer Bote vom Poſtamt einen Brief überbracht, der an Herrn Doktor Egon v. Ernau, Plagnitz bei G., adreſſirt war, da ließ ſich wohl mit Sicherheit erwarten, daß der Gutsherr jedenfalls in allernächſter Zeit ankommen und endlich die eigene Bewirthſchaftung ſeiner Güter übernehmen werde.

Es war ſo Manches in der Wirthſchaft nicht ſo vollſtändig in Ordnung, wie Storting es wünſchte. Herr Sieveking war allerdings ein tüchtiger praktiſcher Landwirth aus der alten Schule, aber er war ein alter Herr und ſchon ſeit langer Zeit kränklich; da waren denn mancherlei Mißbräuche in der Wirthſchaft eingeriſſen, welche Storting in einer kaum vierzehntägigen Thätigkeit noch nicht hatte ganz beſeitigen können.

Digitized by Google

Mit einem gewissen Bangen sah Storting der Ankunft des unbekannten Gutsherrn entgegen, und als er nun gegen Mittag vom Felde zurückgekommen auf dem Hof stand und in der Ferne eine Equipage erblickte, welche auf dem nach dem Gutshof führenden Wege nahte, schlug ihm doch das Herz etwas schneller.

Der Herr, der in die Kissen des Wagens sich zurücklehnte, konnte nur Herr v. Ernau sein; aber nein, er war es nicht, Storting's scharfes Auge erkannte schon von Weitem den Bekannten aus alter Zeit, wie verändert derselbe auch erschien. Der bleiche Mann, der im Wagen schnell näher kam, war der Kandidat Pechmayer!

Im Sturmschritt eilte Storting dem Wagen entgegen, der eben in das Hofthor einfuhr.

„Willkommen, Herr Pechmayer!" rief er freudig erregt auf den Kutschentritt springend und die Hand in den Wagen reichend. „Wie wunderbar! Gestern habe ich in G. Herrn v. Wangen begrüßt, und heute kommen nun auch Sie hieher zu mir nach Plagnitz! Das ist eine große unerwartete Freude. Seien Sie willkommen, herzlich willkommen!"

Egon erwiederte kräftig den herzlichen Händedruck.

„Ihr liebenswürdiger Empfang beweist mir, daß Sie mir ein freundschaftliches Andenken bewahrt haben, Herr Storting," sagte er gerührt, „ich hoffe, Ihre Gesinnung gegen mich wird keine Veränderung erfahren, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich auf den früher von mir während weniger Wochen geführten Namen keinen Anspruch mehr machen darf. Ich heiße Egon v. Ernau."

Die Ueberraschung, welche sich bei dieser plötzlichen Eröffnung in Storting's Zügen ausdrückte, war so groß und wirkte so komisch, daß Egon unwillkürlich hell auflachen mußte.

„Ei, Freund Storting," sagte er lachend, „weshalb dieser Schrecken? Ist denn der Herr v. Ernau ein so entsetzlicher Mensch? Ich hoffe darauf, daß Sie ihm ebenso freundschaftlich gesinnt bleiben, wie dem einstigen Informator Pechmayer. In diesem Moment ist, das kann ich Ihnen versichern, der Herr v. Ernau ein rechter Schwächling, der dringend Ihres starken Armes bedarf. Leihen Sie ihn mir, damit ich mich beim Aussteigen darauf stützen kann."

Der Wagen hielt vor dem Schloß, Storting sprang vom Trittbrett herab und öffnete den Schlag, schweigend bot er Egon den Arm, um ihm beim Aussteigen zu helfen, er war noch immer so überrascht, daß er unfähig war, zu antworten.

Die lange Fahrt hatte Egon doch sehr angegriffen, er fühlte sich recht matt und schwerlich wäre es ihm gelungen, im Schloß die etwas steile Treppe, welche nach den schon für ihn in Bereitschaft gesetzten Zimmern führte, hinaufzusteigen, wenn ihn Storting nicht kräftig unterstützt hätte.

Durch die Anstrengung des Treppensteigens war Egon so völlig erschöpft, daß er kaum einen Blick auf die recht elegante und wohnliche Einrichtung seiner Zimmer warf; er sank, kaum in dem Wohnzimmer angekommen, in einen Lehnsessel und mit schwacher Stimme bat er Storting, ihm eine Stunde der Ruhe zu gönnen, dann erst könne er

Digitized by Google

den Freund so begrüßen, wie es ihm ein Herzensbedürfniß sei; er sank dann matt in den Lehnsessel zurück und er war, ehe Storting noch das Zimmer verlassen hatte, schon in einen Halbschlaf, in eine aus tiefer Erschöpfung entsprungene Bewußtlosigkeit, die bald in wirklichen Schlaf überging, versunken.

Mehr als zwei Stunden schlief Egon; als er erwachte, fühlte er sich viel frischer und kräftiger, nur ein schwacher dumpfer Kopfschmerz erinnerte ihn an seine Verwundung. Er stand auf und trat an's Fenster, sein Blick überflog den weiten Wirthschaftshof; die peinliche auf diesem herrschende Sauberkeit, die musterhafte Ordnung, in welcher die nicht in Gebrauch befindlichen Ackergeräthschaften aufgestellt waren, machte auf ihn einen sehr angenehmen Eindruck. Er erinnerte sich, daß es bei seinem letzten Besuch in Plagnitz vor etwa vier Jahren nicht so auf dem Hofe ausgesehen hatte. „Man sieht es gleich, daß Storting jetzt hier waltet," sagte er leise mit einem Lächeln der Befriedigung.

Er fühlte eine brennende Lust, sich sofort umzuschauen auf seinem Besitzthum, heute konnte er dasselbe mit anderen Augen betrachten, als damals vor vier Jahren, heute war er eingeweiht in die Geheimnisse der Landwirthschaft, sein Blick war durch die Praxis geschärft, er hatte Erfahrungen gesammelt. Schnellen Schrittes verließ er sein Zimmer, aber er war noch kaum einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, da kehrte der fatale Schwindel wieder, der ihn daran mahnte, daß er doch wohl für die nächste Zeit der Ruhe und Schonung bedürfe, um sich erst ganz wieder zu

erholen. Er hielt sich am Geländer der Treppe fest, bis der Schwindelanfall vorüber war, dann kehrte er, langsam und vorsichtig gehend, da jeder starke Schritt ihm Schmerz machte, nach seinem Zimmer zurück.

Er sank in den Lehnsessel; sobald er ruhig saß, war der Kopfschmerz, der durch die Erschütterung des Körpers bei jedem Schritt hervorgerufen wurde, verschwunden, er konnte wieder klar denken. Er durfte sich nicht körperlich anstrengen, das sah er wohl ein, aber doch fühlte er den dringenden Wunsch, jetzt, da er endlich das künftige Feld seines Wirkens erreicht hatte, sich von dem Administrator Sieveking Bericht erstatten zu lassen über dessen bisherige Thätigkeit.

Eine silberne Tischglocke stand ihm zur Hand, er ließ sie anschlagen, nach kaum einer Minute erschien eine ältliche Dienerin, um sich zu erkundigen, was der gnädige Herr befehle, sie erzählte zugleich, Herr Storting habe ihr aufgetragen, recht aufzupassen und ihn sofort zu benachrichtigen, wenn der gnädige Herr aus seinem Schlummer erwacht sei. Herr Storting warte unten beim Herrn Administrator, der Doktor Wendeborn aus Ostrowko sei auch unten, er sei vor fünf Minuten angekommen. Die Frau Administrator habe ihn rufen lassen, weil der Herr Administrator so schwer krank geworden sei und im Bett liege, und Herr Storting habe gesagt, das sei vortrefflich, denn nicht nur der Herr Administrator brauche den Doktor, sondern gewiß auch der gnädige Herr, der so bleich und erschöpft sei und sich wohl sehr krank fühle. Das sei auch gewiß richtig, denn der gnädige Herr sehe aus zum Gott-

erbarmen. Jetzt wolle sie, wenn der gnädige Herr es erlaube und nicht andere Befehle habe, gleich hinunter laufen und Herrn Storting sagen, daß der gnädige Herr erwacht sei und daß Herr Storting mit dem Doktor zum gnädigen Herrn kommen könne.

Egon hatte keine anderen Befehle, er war froh, die geschwätzige alte Frau loszuwerden, und so schickte er sie denn fort, um Storting zu benachrichtigen; nach wenigen Minuten erschien dieser und mit ihm der bewegliche kleine Doktor, dessen Bekanntschaft Egon schon am Morgen in Linau gemacht hatte.

„Ei, ei, Herr v. Ernau, was machen Sie mir für Streiche!“ sagte der Doktor, schon beim Eintreten in das Zimmer mit dem Finger drohend. „Habe ich Ihnen nicht heute Morgen gesagt, Sie sollen sich ein paar Tage schonen und sich keine starke Bewegung machen? Warum sind Sie nicht in Linau geblieben, wo Sie die beste Pflege hatten? Eine Fahrt von zwei Meilen auf dem schlechten Landwege über Stock und Stein ist wohl keine starke Bewegung? Sie sehen schrecklich aus, blaß und hohläugig, Sie gefallen mir gar nicht. Aber so geht es, wenn die Patienten ihren eigenen Kopf haben, dann werden immer Dummheiten gemacht. Geben Sie einmal Ihre Hand her. Wahrhaftig, etwas Fieber, nicht zu stark, aber doch Fieber. Nun wollen wir einmal den Verband abnehmen. Natürlich, die Wunde ist leicht entzündet. Von Bedeutung ist es nicht, aber Sie müssen unter allen Umständen einige Tage das Zimmer hüten, müssen eine Medicin nehmen, die ich Ihnen unten beim Administrator aufschreiben werde, müssen sich vielleicht

noch längere Zeit ſchonen. Das Alles hätten Sie ſich erſparen können, wenn Sie gleich Ordre parirt hätten! Und damit Gott befohlen! Heute habe ich keine Zeit mehr, denn meine Patienten in Oſtrowko warten; aber morgen komme ich wieder, um nach Ihnen und nach meinem alten Freund Sieveking zu ſehen. Alſo noch einmal: pünktlich einnehmen, wie es auf dem Rezept ſteht, das Zimmer hüten, nicht viel in der Stube umherlaufen, ſondern ruhig im Lehnſtuhl ſitzen bleiben! Verſtanden? Adieu, Herr v. Ernau, adieu, Herr Storting! Begleitung brauche ich nicht, finde meinen Weg allein."

Die letzten Worte richtete er an Storting, der ihm das Geleit geben wollte, und fort war er, ehe noch Egon Zeit gewonnen hatte, irgend eine Frage an ihn zu richten.

„Ich muß Sie um Entſchuldigung bitten, Herr v. Ernau," ſagte Storting, als der kleine Doktor ſo formlos das Zimmer verlaſſen hatte, „ich habe eigenmächtig, ohne Ihre Erlaubniß einzuholen, Ihnen den Doktor, der gerade Herrn Sieveking ſeinen Beſuch machte, zugeführt. Aber ich hielt es für meine Pflicht, Sie erſchienen mir ſo matt und —"

„Keine Entſchuldigung, lieber Freund. Sie ſind meinem Wunſch zuvorgekommen. Ich fühle ſelbſt, daß ich des ärztlichen Rathes bedurfte, und ich glaube, der kleine Doktor hat mir die richtigen Verhaltungsmaßregeln gegeben, denn jetzt, da ich ruhig hier im Lehnſtuhl ſitze, ſind Schwindel und Kopfſchmerz verſchwunden. Ich muß ſchon ſeinem Rathe folgen und meine Ungeduld zügeln, mit Ihnen gemeinſam einen Rundgang durch das Gehöft und einen Spa-

zierritt durch die Felder zu machen. Ich hoffte, dabei zugleich recht vertraulich mit Ihnen plaudern zu können, ich bin Ihnen ja eine Erklärung dafür schuldig, daß Sie so plötzlich Ihren alten Bekannten Pechmayer in den Herrn v. Ernau verwandelt finden; aber diese Erklärung sollen Sie doch erhalten, wenn ich sie Ihnen auch nicht während eines gemeinschaftlichen Spazierganges geben kann. Setzen Sie sich zu mir, lieber Freund, leisten Sie mir Gesellschaft. Wir wollen uns gegenseitig erzählen, wie es uns in den vier Jahren, seit wir uns nicht gesehen haben, ergangen ist."

Storting folgte bereitwillig der freundlichen Einladung, mit großer Spannung erwartete er die Mittheilungen, die ihm ein Räthsel lösen sollten, über welches er in den letzten Jahren immer wieder vergeblich nachgesonnen hatte. Wohl hatte er schon damals, als Pechmayer so plötzlich, wie er gekommen, aus Schloß Osternau verschwunden war, geahnt, daß es eine eigene Bewandtniß haben müsse mit diesem Informator, der wie ein Cavalier das wildeste Pferd bändigte, der ein Meister im Billardspiel und zugleich ein wahrer Künstler war, der Französisch, Englisch, Italienisch, Lateinisch und Griechisch verstand, der nach seinem Scheiden bemittelt genug war, um eine Schuld zu bezahlen, ohne daß er doch von Herrn v. Osternau sein Gehalt in Anspruch genommen hätte; aber auf den Gedanken, daß der in Osternau so viel und so wenig günstig besprochene Herr v. Ernau unter der Maske eines Informators viele Wochen in Schloß Osternau gelebt habe, war er doch nie gekommen.

Egon lehnte sich in den Sessel zurück, eine kurze Zeit schwieg er nachdenkend, dann begann er seine Erzählung.

Digitized by Google

Wie damals, als er am Seeufer dem wirklichen Pechmayer die Geschichte des Fritz Glückskind erzählt hatte, begann er mit der Darstellung seiner freudenlosen Jugend, er schilderte mit lebendigen Farben, wie er des Lebens müde zu dem Entschluß gekommen sei, sich selbst den Tod zu geben, und wie dieser Entschluß durch die Begegnung mit Pechmayer ihn nach Schloß Osternau geführt habe. Mit scharfer, unbarmherziger Selbstkritik stellte er sein nichtiges vergangenes Leben dar, während er mit Bewunderung und Verehrung von Herrn v. Osternau und dessen Familie, mit tiefer Dankbarkeit von dem Einfluß sprach, den das Leben im Schloß auf sein ganzes Denken ausgeübt hatte. Er erzählte, wie auf der Reise sein Entschluß, sich einen ernsten Lebensberuf zu schaffen, gereift sei, wie die zufällige Begegnung mit dem Baron v. Freistetten ihn nach Berlin zurückgewiesen habe, und wie er dann zur Ausführung seines Entschlusses geschritten sei und sich vier Jahre lang darauf vorbereitet habe, ein tüchtiger Landwirth zu werden.

Alles, was er erlebt hatte, auch sein letztes Reise-Abenteuer, seine gastliche Aufnahme in Linau erzählte er getreulich, alle seine Fehler und Schwächen berichtete er, er beschönigte keine seiner Handlungen, nur Eines verschwieg er, in das Heiligthum seines Herzens durfte kein fremder Blick dringen.

„Und so sehen Sie mich denn hier," so schloß Egon seine Erzählung, „zwar mit verbundenem Kopf, aber mit heilen Gliedern, dem Tode entronnen, den mein unglücklicher Kutscher beim Sturze vom Damme herab gefunden hat, und durch die sorgliche und liebevolle Pflege der Frau

Digitized by Google

v. Wangen dem Leben wiedergegeben, einem neuen Leben, in welchem Sie, Freund Storting, mir rathend und helfend zur Seite stehen sollen. Ich habe Ihnen aufrichtig und ehrlich ausführlichst gebeichtet; es war mir ein Bedürfniß, Ihnen, der Sie in schwerer Zeit mir ein uneigennütziger Freund gewesen sind, die volle Wahrheit zu sagen; es ist mir nicht ganz leicht geworden, denn wenn ich heute zurückdenke an den zerfahrenen, unklaren, im Glück verweichlichten, geistesträgen, willensschwachen, gelangweilten, lebensmüden Egon v. Ernau, den Sie als Informator Pechmayer in Schloß Osternau gekannt haben, dann steigt mir die Schamröthe in's Gesicht. Nur eine gute Eigenschaft hatte dieser traurige Bursche: er war nicht eitel, und als er zum ersten Male in seinem Leben in einen Kreis edler und tüchtiger Menschen trat, da erkannte er seine eigene Jämmerlichkeit. Er war solcher Freunde nicht würdig, aber der Wunsch, ihrer würdig zu werden, erwachte in ihm. Durch diesen Wunsch erhielt das Leben wieder für ihn einen Reiz, der selbst dadurch vergrößert wurde, daß er sich nach dem erzwungenen Scheiden von den geliebten Menschen namenlos unglücklich fühlte, denn der wirkliche Schmerz tödtete seinen schlimmsten Seelenfeind: die aus der Uebersättigung entsprossene Langeweile und die von dieser erzeugte Schlaffheit des Denkens und Fühlens. Von Ihnen, Freund Storting, und vor Allem von dem vortrefflichen Herrn v. Osternau hatte ich gelernt, welche Selbstbefriedigung, welches Glück eine energische, auf ein bestimmtes Ziel hin gerichtete Arbeit, eine angestrengte, das ganze Denken ausfüllende Berufsthätigkeit

ſchafft. Sie hatten mir die Liebe zu Ihrem eigenen ſchönen Beruf eingeflößt und den Entſchluß, Ihrem Beiſpiel zu folgen, in mir erweckt. Mein bisheriges troſtloſes, nichtsnutziges Leben flößte mir einen wahren Ekel ein, aber trotzdem iſt es mir nicht immer ganz leicht geworden, es ganz von mir abzuſchütteln, es iſt mir nur dadurch gelungen, daß ich mit einem Male alle Fäden zerriß, welche mich mit demſelben verknüpften. Hätte ich in der leichten, bequemen Weiſe, in welcher meiſt reiche junge Leute es zu thun pflegen, die Landwirthſchaft zu erlernen geſucht, wäre ich als Volontär in eine größere Wirthſchaft gegangen, hätte ich dem Prinzipal ein hohes Honorar gezahlt, dafür aber das Recht erlangt, zu thun und laſſen, was ich wollte, dann würde ich vielleicht wieder in den alten Schlendrian zurückgefallen ſein; dadurch aber, daß ich mir durch Vermittlung eines Bekannten eine Unterverwaltersſtelle auf einem ſächſiſchen Gut verſchaffte, daß ich die Verpflichtung übernahm, für die mir gewährte Koſt und ein kleines Gehalt tüchtig von der Pike an zu arbeiten, brach ich mit einem Male mit allen früheren Lebensgewohnheiten. Erſt als ich feſt im praktiſchen Leben ſtand, erkannte ich, wie viel mir noch an Wiſſen und Erfahrung fehle, um mit Erfolg meine Güter bewirthſchaften zu können. Ich gab mir ſelbſt das Wort, erſt dann nach Plagnitz zu kommen, wenn ich mir das Bewußtſein eigener Kraft und eigenen Könnens errungen haben würde. Nach dieſem Ziel habe ich raſtlos geſtrebt, und vier Jahre hat es gedauert, bis ich es endlich nach ſchwerer, unabläſſiger Arbeit erreicht habe; dieſe Arbeit aber iſt für mich ein Segen geweſen,

Digitized by Google

ihr verdanke ich es, daß ich eine trübe Vergangenheit vergessen konnte, um jetzt frohen Muthes ein neues Leben zu beginnen. Und nun ist mein Bericht zu Ende. Sie kennen mein Leben bis zum heutigen Tage, jetzt aber will ich auch von Ihnen hören, wie es Ihnen ergangen ist. Sie sollen mir von sich selbst und auch von allen den lieben Menschen erzählen, bei denen ich damals eine kurze Zeit innig glücklich und dann tief unglücklich gewesen bin. Ich setze voraus, Freund Storting, daß Sie gewiß mit Herrn v. Osternau in Verbindung geblieben sind, auch nachdem Sie aus mir noch nicht bekannten Gründen Ihre Inspektorstelle in Osternau aufgegeben haben."

Ein maßloses Staunen malte sich auf Storting's Gesicht, als Egon, seine lange Erzählung schließend, sich so ruhig und unbefangen nach der Familie Osternau erkundigte.

„Verstehe ich Sie recht, Herr v. Ernau," sagte er, „dann wissen Sie nichts, gar nichts von dem, was sich kaum drei Monate nach Ihrem Scheiden in Schloß Osternau ereignet hat?"

„So ist es in der That," erwiederte Egon unbefangen. „Als ich mich entschloß, ein neues Leben zu beginnen, da gab ich mir selbst das Wort, vollständig zu brechen mit meiner ganzen Vergangenheit, selbst die Erinnerung an diese hätte ich am liebsten vernichtet. Das gelang mir nun freilich nicht, ich mußte gegen meinen Willen oft zurückdenken an Schloß Osternau und seine Bewohner; aber absichtlich vermied ich es, diese Erinnerung neu zu beleben. Deshalb habe ich grundsätzlich jede Erkundigung

nach der Familie Osternau unterlassen. Der Zufall hat mich gestern plötzlich wieder hineingeführt in die alte Zeit, als er mich in das Haus der Frau v. Wangen brachte, die ich als Fräulein Bertha v. Massenburg in Schloß Osternau gekannt habe. Da ist denn mit unwiderstehlicher Gewalt die Lust in mir erwacht, endlich wieder zu hören von allen den Lieben, an denen mein Herz noch immer hängt, wie sehr ich auch bemüht gewesen bin, sie zu vergessen. Jetzt nach vier Jahren kann ich, ohne mir selbst untreu zu werden, die mir oft so schwer gewordene Zurückhaltung aufgeben. Ich bin mir bewußt, daß ich die Kraft habe, die Sehnsucht nach dem Vergangenen zu überwinden, ich darf mich an der Erinnerung erfreuen ohne Furcht, durch sie wieder zurückgezogen zu werden in das krankhafte Traumleben vergangener Tage. Da haben Sie die Erklärung sowohl für meine Unwissenheit, welche Sie so sehr in Staunen zu setzen scheint, als dafür, daß ich Sie bitte, mir recht, recht viel von der Familie Osternau zu erzählen, von allen Mitgliedern derselben, von Herrn und Frau v. Osternau, von Fräulein Lieschen und meinem Liebling, dem kleinen Fritz, meinetwegen selbst von dem Lieutenant Albrecht, denn Alles, was Sie mir erzählen können, interessirt mich."

Storting blickte Egon traurig an.

„Es wird mir unendlich schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen, Herr v. Ernau," sagte er, „denn Ihre letzten Worte zeigen mir, wie liebevoll Sie noch des trefflichen Herrn v. Osternau und Ihres einstigen Schülers, des lieben kleinen Fritz gedenken, und sie beweisen mir, daß es Sie

tief erschüttern wird, wenn ich Ihnen das fürchterliche Schicksal schildern muß, welches, kurz nachdem Sie Schloß Osternau verlassen haben, über dieses hereingebrochen ist."

„Sie spannen mich auf die Folter!" rief Egon erbleichend. „Was ist geschehen? Sprechen Sie! Das Schlimmste ist leichter zu ertragen, als die bange Furcht, welche Ihre Worte in mir geweckt haben. Lebt Herr v. Osternau nicht mehr?"

„Er ruht schon seit fast vier Jahren im Erbbegräbniß des Osternauer Friedhofs. Es ist eine lange traurige Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe, Herr v. Ernau. Sie werden Ihrer ganzen Kraft bedürfen, um sie zu hören, stockt mir doch oft das Blut in den Adern, wenn ich zurückdenke an jene entsetzlichen Ereignisse. Werden Sie heute stark genug dazu sein?"

„Ich werde es sein, weil ich es sein will! Sprechen Sie ohne Vorrede. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt."

Storting schüttelte ungläubig den Kopf, aber er ließ sich nicht länger nöthigen, er erzählte:

„In der Nacht vom 18. zum 19. November geschah es. Ich war am 18. im Auftrage des Herrn v. Osternau in Breslau gewesen, um für ihn ein Kapital bei seinem Bankier zu erheben, sechzigtausend Thaler baares Geld in großen Banknoten, die am 19. fällige Anzahlung für die von dem Herrn gekauften Güter Wernewitz und Rudersdorf. Ich war ermüdet und durchfroren von der Reise an dem kalten häßlichen Novembertage, als ich mich daher Abends in das warme, weiche Bett legte, schlummerte ich schnell ein und schlief wohl fester, als ich sonst geschlafen

hätte. Plötzlich mitten in der Nacht erwachte ich, mir hatte geträumt, ich ſtehe vor einem mächtigen großen Feuer, und als ich erwachte, dauerte der Traum fort, ich blickte in eine Flamme, die vor meinem Fenſter lodernd in die Höhe ſchlug. Ich glaubte noch zu träumen, aber als ich mich jäh im Bett in die Höhe richtete, da erkannte ich die furchtbare Wirklichkeit, es war Feuer ausgebrochen im Schloß. In einem Moment hatte ich die nothwendigſten Kleidungsſtücke übergeworfen, dann ſtürzte ich aus dem Zimmer, aber als ich die Thüre öffnete, drang mir ein ſo erſtickender Qualm entgegen, daß ich nur ein paar Schritte vorwärts konnte, dann mußte ich zurück in mein Zimmer, welches jetzt auch ſchon von Rauch erfüllt war. Ich eilte an das Fenſter und riß es auf, da ſchlugen mir die lichten Flammen entgegen, die aus den Fenſtern des Wohnzimmers des Herrn v. Oſternau emporloderten — Sie erinnern ſich wohl, mein Zimmer lag gerade über dem des Herrn.

In dem Wohnzimmer war das Feuer ausgebrochen, das war mir im Augenblick klar, und das Schlafzimmer der Herrſchaft lag neben demſelben, das Leben des Herrn und der Frau v. Oſternau war in Gefahr, ſie mußten erſticken oder verbrennen, wenn ihnen nicht ſchnelle Hilfe wurde. Auch meine Lage war eine kritiſche, ich konnte mich nur retten durch einen Sprung aus dem Fenſter nach dem Hof hinunter, ich wagte ihn und er gelang.

Noch war Alles ſtill auf dem Hof, noch hatte außer mir Niemand das Feuer bemerkt, die Knechte ſchliefen noch in den Ställen, die Dienerſchaft im Schloſſe, da ſtieß ich

mit aller Kraft meiner Stimme den Schreckensruf: ‚Feuer! Feuer!‘ aus, und schon im nächsten Moment erwachte das Leben im Schloß und auf dem Schloßhof. Zwei Knechte, die aus dem Pferdestall stürzten, waren die Ersten auf dem Hofe, da stand plötzlich Lieutenant Albrecht neben mir, woher er gekommen, weiß ich nicht, er mußte wohl zuerst den Ausbruch des Feuers bemerkt haben, denn er hatte noch Zeit gehabt, sich vollständig anzuziehen und sich zu retten. In dem Augenblick, als ich ihn sah, stieg in mir ein sonderbarer häßlicher Verdacht auf.

„Großer Gott, welch' ein Unglück!“ sagte er zu mir, indem er mich mit seltsamem, scheuem, verwirrtem Blick anschaute. Ich antwortete ihm nicht, denn ich hatte an Anderes zu denken. Mit jeder Sekunde wurden die Flammen stärker, die aus den Fenstern emporloderten und jetzt schon in das offen stehende Fenster meines Zimmers hineinzüngelten, jetzt flammten auch in diesem die Gardinen auf.

Mit fürchterlicher Schnelligkeit verbreitete sich das Feuer, und noch schlief die Herrschaft. Waren Herr und Frau v. Osternau vielleicht schon erstickt? Hatten die Flammen auch schon ihr Schlafzimmer ergriffen? Ich stürzte nach dem Seitenportal, um durch dieses in das Schloß zu dringen, ich dachte nicht daran, daß die Thüre des Abends stets von innen verschlossen wurde, erst als ich die Hand auf den Drücker legte, fiel es mir ein; aber die Thüre war nicht verschlossen, sie öffnete sich beim leisesten Druck. Eine dichte Rauchwolke qualmte mir entgegen, sie erfüllte den ganzen Vorsaal, und in demselben Augenblick, als sie durch die Oeffnung der Hausthüre Luft erhielt, als sich

der Qualm mir entgegenwälzte, ſchlug aus der offenſtehenden Thüre des Wohnzimmers eine mächtige Flamme hervor.

Hier war ein Durchdringen nicht möglich, ich konnte nicht zum Schlafzimmer der Herrſchaft gelangen, und auch Herr v. Oſternau konnte ſich nicht durch den von erſtickendem Rauch erfüllten Vorſaal und durch das in vollen Flammen ſtehende Vorzimmer retten; ebenſowenig war es ihm möglich, durch das Fenſter in den Garten zu ſpringen, denn die parterre nach dem Garten hinausgehenden Fenſter des Schloſſes waren ſämmtlich mit eiſernen Stäben vergittert. Er und die gnädige Frau waren rettungslos verloren, wenn ihnen nicht augenblickliche Hilfe geſchafft wurde.

Nur wenn die Eiſenſtangen losgebrochen wurden, konnte man von außen in das Schlafzimmer dringen, dazu war ich allein zu ſchwach, ich ſchaute mich nach Hilfe um.

Es war inzwiſchen lebendig auf dem Hof geworden, die Knechte waren aus den Ställen hervorgekommen, ſie ſtanden ſtarr und thatlos da, Keiner wußte, was er thun ſollte, Lieutenant Albrecht ſtand in der Mitte der Leute; auch er hatte den Kopf verloren, er gab ihnen keine Befehle.

Zwei von den Knechten, die ich als die ſtärkſten kannte, rief ich zu mir, den übrigen donnerte ich zu: „Nach dem Spritzenhaus, holt die Spritzen hervor!“ Dann eilte ich nach dem Gerätheſchuppen, zur rechten Zeit fiel mir ein, daß dort einige ſchwere Eiſenſtangen lägen. Jeder der Knechte mußte ſich mit einer Stange bewaffnen, und ſo ſchnell wir laufen konnten, ſtürmten wir um das Schloß herum durch den Garten. Was ich geahnt hatte, war ge-

Digitized by Google

ſchehen. Eines der Fenſter der Schlafſtube des Herrn v. Oſternau ſtand offen, dichte Rauchwolken wirbelten aus demſelben hervor. „Herr v. Oſternau!“ rief ich mit donnernder Stimme. Ich erhielt keine Antwort.

„Brecht die Eiſenſtangen aus!“ rief ich den beiden Knechten zu. Die beiden braven Kerle wußten, daß es ſich um das Leben ihres guten Herrn handelte, mit Anſtrengung aller Kräfte mühten ſie ſich und es gelang ihnen. Nachdem die das Fenſter verſchließenden Gitterſtangen aus der Grundmauer geriſſen waren, wurden ſie durch ein paar mächtige Schläge gänzlich beſeitigt; ich konnte, gehoben von den beiden Knechten, mich in das nun offene Fenſter ſchwingen. Mit einem Fuß berührte ich einen auf dem Fußboden liegenden menſchlichen Körper.

Was dann weiter geſchah, vermag ich kaum zu ſagen. Der Rauch erſtickte mich faſt, ich ſah und hörte nichts, nur das weiß ich, daß ich feſt entſchloſſen war, nicht zurückzuweichen, ehe nicht Herr und Frau v. Oſternau gerettet ſeien. Ich kam erſt wieder zur wirklichen vollen Beſinnung, als ich draußen im Freien tief aufathmend ſtand. Zu meinen Füßen lagen zwei lebloſe Körper. Ich ſelbſt hatte Herrn v. Oſternau mit Hilfe des einen draußen gebliebenen Knechtes durch das Fenſter in's Freie gehoben, Frau v. Oſternau war durch den anderen Knecht aus dem raucherfüllten Zimmer hervorgeholt worden. Beide waren ohnmächtig, ſie gaben nur noch ſchwache Lebenszeichen, aber ſie lebten und ſo war doch noch Rettung möglich.

Wir trugen ſie, ſo ſchnell unſere Kraft es uns erlaubte, nach dem Dorfe in das Pfarrhaus und übergaben ſie der

Digitized by Google

Fürsorge des Herrn Pfarrers, dann aber eilten wir nach dem Schloß zurück.

Auf dem Schloßhof herrschte eine fürchterliche Verwirrung. Aus dem Dorfe waren die Tagelöhner und Bauern vielleicht in der Absicht zu helfen nach dem Schlosse geeilt, aber sie halfen nur die Verwirrung vergrößern. Weiber und Kinder heulten und schrien, die Männer standen rath- und thatlos da, denn der, dessen Aufgabe es gewesen wäre, ihre Kräfte zu vereinen, ihnen Befehle zu geben, der Lieutenant v. Osternau, schien ebenfalls den Kopf völlig verloren zu haben. Er stand in der Mitte des lärmenden, schreienden, heulenden Haufens, mit stierem Blick schaute er in die lodernden Flammen, nicht einmal den Versuch, sie zu löschen, machte er. Ein paar Knechte hatten auf meinen Befehl hin die Spritze aus dem Spritzenhaus geholt, der Lieutenant hatte sich nicht dabei betheiligt, und als sich nun fand, daß merkwürdigerweise die erst vor wenigen Tagen probirten und als vollkommen gut befundenen Schläuche an vielen Stellen undicht waren, daß die Spritze auch sonst in Unordnung und vollständig unbrauchbar war, als sich deshalb die Knechte an den Lieutenant wendeten, der sonst stets bei den alle vierzehn Tage stattfindenden Proben der Feuerspritze das Kommando führte, als sie ihn um Rath fragten, seine Befehle einholen wollten, da wußte er ihnen nicht zu rathen.

Die Leute hatten sämmtlich den besten Willen, das bewiesen sie, als ich wieder auf dem Schloßhof erschien, sie drängten sich um mich, sie erboten sich zu jeder, auch der gefährlichsten Hilfeleistung, ich solle ihnen nur be-

fehlen, was sie thun sollten, da die Spritze ihren Dienst versage.

Was sollte ich ihnen befehlen? Das Feuer hatte in der kurzen Zeit, deren ich zur Rettung der Herrschaft bedurft hatte, entsetzliche Fortschritte gemacht, an ein Löschen desselben war gar nicht mehr zu denken. Schon stand fast das ganze Schloß in Flammen, nur aus dem Seitenflügel, in welchem Fräulein Lieschen und der kleine Fritz ihre Zimmer hatten, loderten sie noch nicht empor.

„Wo ist Fräulein Lieschen? Wo ist Fritzchen?"

Niemand beantwortete meine Fragen, die Leute blickten sich gegenseitig entsetzt stumm an. Ich wendete mich mit der gleichen Frage an den Lieutenant, er konnte meinen Blick nicht ertragen, zur Seite sehend meinte er, sie seien sicherlich schon im Dorf beim Herrn Pfarrer. Er wußte, daß er log, das verrieth sein scheuer Blick.

Alle übrigen Schloßbewohner, die Bedienten, die Mägde, die Kammerjungfer und auch der alte Hildebrand hatten sich gerettet, sie waren theils noch im letzten Augenblick über die schon im Brande stehenden Treppen hinuntergeeilt, theils auch aus den Fenstern gesprungen, nur Lieschen und Fritzchen fehlten.

„Sie schlafen noch, sie sind verloren, da bricht die Flamme auch schon aus dem Dach des Seitenflügels hervor!" so jammerte der alte Hildebrand. Der Lieutenant sagte kein Wort, mit stieren Augen blickte er in die sich mit grauenerregender Schnelligkeit immer weiter ausdehnenden Flammen, die jetzt wirklich auch den Seitenflügel schon ergriffen hatten.

Digitized by Google

Wenn überhaupt noch Rettung möglich war, dann war es die höchste Zeit. Durch eine der Thüren in das Schloß einzudringen, wäre nutzlos gewesen, denn die Treppen brannten und die Korridore auch des Seitenflügels waren sicher schon so von Qualm erfüllt, daß es selbst dem Muthigsten nicht gelingen konnte, durch dieselben bis zu den Zimmern der in so grauenhafter Gefahr Schwebenden vorzudringen, das war mir im Augenblick klar.

„Holt die Leitern vom Spritzenhaus her!“ rief ich den Leuten zu; sie verstanden meine Absicht, ehe ich sie ausgesprochen hatte. Dienstbereitwillig stürmten sie nach dem Spritzenhause, ein paar Dutzend Hände faßten kräftig an, im Sturmschritt wurden die schweren Leitern herbeigeschleppt und ehe noch eine Minute vergangen war, standen sie schon angelehnt an die Schloßmauer unter den Fenstern der Zimmer, in welchen Lieschen und Fritzchen schliefen. Ich wollte selbst die Leiter emporklimmen, aber zwei tüchtige Burschе aus dem Dorf waren mir zuvorgekommen, sie waren schon oben auf den beiden Leitern, ehe ich noch an deren Fuß angekommen war, mit kräftigen Schlägen zerschmetterten sie die Fenster in demselben Augenblick, als an einem derselben Fräulein Lieschen und Fritzchen, die endlich durch den Lärm aus ihrem tiefen Schlaf erweckt worden waren, erschienen.

Ein donnernder Jubelruf erhob sich unter den mit athemloser Spannung zuschauenden Leuten, als mit ruhiger Besonnenheit Fräulein Lieschen das Fenster von innen weit öffnete, als sie ihren kleinen Bruder emporhob und ihn aus dem Fenster heraus in die Arme des Retters legte,

Digitized by Google

als sie sich dann selbst auf die Fensterbrüstung schwang und dem Retter folgte, so ruhig und sicher die Leiter hinabsteigend, wie sie es als Kind oft gethan hatte, wenn sie in den Speichern und Heuböden umhergeklettert war.

Sie waren gerettet und wurden nach dem Pfarrhaus geführt. Das wenigstens war gelungen, das Schloß aber mußten wir dem wüthenden Element überlassen, hier war nichts mehr zu retten, denn als die erste Spritze aus der Nachbarschaft herankam, hatte das Feuer schon das ganze Gebäude ergriffen, der schwache Wasserstrahl der einen Spritze fachte die Gluth nur zu größerer Macht an. Wir waren ohnmächtig gegen die Gewalt des Feuers. Nach einigen Stunden war Schloß Osternau eine wüste Brandstätte; ein Glück war es noch gewesen, daß der heftige Wind die Flammen nach dem Garten zu getrieben hatte, sonst hätten wir auch die Ställe und Scheunen nicht zu schützen vermocht.

Erst am Morgen konnte ich die Brandstätte verlassen und mich nach dem Pfarrhause begeben, um mich nach dem Befinden der Herrschaft zu erkundigen; daß Beide, Herr und Frau v. Osternau, durch die Bemühungen des von dem Pfarrer schnell herbeigeholten Arztes wieder in das Leben zurückgerufen worden seien, hatte ich schon während der Nacht erfahren.

Ich empfing vom Pfarrer traurige Nachrichten. Frau v. Osternau hatte sich zwar von ihrer Betäubung schnell erholt, sie saß jetzt mit Lieschen am Bett ihres Gatten, dieser aber befand sich in einem trostlosen Zustande. Der Arzt hatte keine Hoffnung für ihn. Er war bei voller

Beſinnung, aber ſo ſchwach, daß er nur mit leiſer, flüſternder Stimme, oft durch Huſtenanfälle unterbrochen, zu ſprechen vermochte, bei jedem ſolchen Anfalle drohte ſein ſchwaches Leben zu erlöſchen. Er hatte trotzdem den dringenden Wunſch ausgeſprochen, mich zu ſehen, ſobald ich in's Pfarrhaus kommen würde, und dieſem Wunſche glaubte der Pfarrer Folge leiſten zu müſſen, indem er mich zu Herrn v. Oſternau führte.

Als ich in das Krankenzimmer trat, das Schlafzimmer des Pfarrers, welches dieſer bereitwillig ſeinem verehrten Patron überlaſſen hatte, erhob ſich Lieschen, welche auf einem Seſſel am Bett des Vaters geſeſſen hatte, ſie kam mir entgegen; mit wenigen innigen Worten dankte ſie mir. Sie war merkwürdig ruhig und gefaßt, aber eine Thräne, die ihr Auge umflorte, ſagte mir, wie tief ſie das ſo plötzlich über ſie hereingebrochene Unglück fühle, und daß ſie ſich mit einer bei einem ſo jungen Mädchen wahrhaft bewunderungswürdigen Seelenkraft zwinge, ihre Faſſung aufrecht zu erhalten.

Auch Frau v. Oſternau ſaß am Bett des Kranken, auch ſie wollte mir danken, aber ſie vermochte es nicht, ſie brach in ein krampfhaftes Weinen aus; Lieschen führte ſie aus dem Zimmer, als Herr v. Oſternau mit ſchwacher Stimme, aber mit großer Beſtimmtheit forderte, er wolle mich allein ſprechen.

Ich ſetzte mich zu ihm an das Bett und ergriff die Hand, die er mir entgegenreichte, ich fühlte einen leiſen Druck derſelben.

„Es wird bald Alles vorüber ſein," lispelte er kaum

hörbar, ich mußte mich tief zu ihm niederbeugen, um ihn zu verstehen. „Ich habe wohl nur noch Stunden zu leben; aber ich will nicht scheiden, ohne wenigstens Ihnen, Sie treuer Freund, den fürchterlichen Verdacht mitzutheilen, der mir das Sterben so schwer macht. Beugen Sie sich tiefer zu mir nieder, Storting, Sie allein sollen es erfahren: das Feuer im Schloß ist von der frevelhaften Hand eines Diebes angelegt worden, der durch dasselbe die Entdeckung seines Diebstahles verhindern wollte, und dieser nichtswürdige Dieb und Brandstifter ist — mein Vetter Albrecht."

Ich fuhr entsetzt zurück. War mir doch selbst schon mehrfach in der Nacht ein ähnlicher Verdacht gekommen, aber ich hatte ihn unterdrückt, jetzt wurde er klar ausgesprochen von einem Manne, der stets die Wahrheit sagte, von einem Sterbenden.

Herr v. Osternau winkte mir, daß ich mich wieder zu ihm niederbeugen solle.

„Ich will nicht, daß ein Hustenanfall, der mir vielleicht den Tod bringen würde, mich unterbreche," so fuhr er fort, „deshalb spreche ich so leise. Sie müssen Alles wissen, denn auf Ihre Freundschaft baue ich. Ein Mensch, der fähig ist, einen Diebstahl und eine Brandstiftung zu begehen, bebt auch wohl vor Schlimmerem nicht zurück. Sie sollen über Fritzchens Leben wachen, Ihrem Schutze vertraue ich meinen Sohn an. Wollen Sie mir versprechen, ihm ein so treuer Freund zu sein, wie Sie es mir gewesen sind?"

Ich versprach es mit Thränen im Auge, das Herz

bebte mir vor inniger Rührung, als ich den trefflichen Mann so krank und schwach und doch so ruhig ergeben in sein Schicksal sah. Er schwieg eine Zeit lang, ein kurzer, nicht zu schwerer Hustenanfall zwang ihn dazu, dann winkte er mir abermals, und als ich mich zu ihm hinabgebeugt hatte, fuhr er fort:

„Sie sollen erfahren, auf welchen Grund sich der schwere Verdacht stützt, den ich gegen Sie ausgesprochen habe. Schon vor einigen Monaten ist mir während der Nacht aus meinem Schreibsekretär eine bedeutende Summe durch einen Dieb, der einen Nachschlüssel gebraucht hat, entwendet worden, schon damals hegte ich den Verdacht, daß mein Vetter Albrecht den Diebstahl begangen habe. Ich ließ das Schloß des Sekretärs ändern, ein kunstvolles Brahmaschloß sollte mich, wie ich meinte, vor einem zweiten Diebstahl schützen. Außerdem aber blieb allnächtlich die Thüre zwischen meinem Wohn- und Schlafzimmer geöffnet, ich glaubte jetzt vollkommen sicher zu sein und in diesem Glauben verschloß ich gestern Abend das Geld, welches Sie mir aus Breslau gebracht haben, in meinen Schreibsekretär, ich wähnte, es liege dort gegen jeden Angriff geschützt. Ehe ich gestern zu Bett ging — ich war sehr müde — überzeugte ich mich noch einmal, daß sowohl der Sekretär als der eiserne Geldkasten in diesem fest verschlossen sei; den Schlüsselbund, an welchem sich auch die Schlüssel zum Sekretär und zum Geldkasten befanden, legte ich auf das kleine Tischchen, welches neben meinem Bette stand, von diesem aus konnte ich durch die geöffnete Thüre den Sekretär sehen. Ich schlief bald ein, plötzlich nach langem

festen Schlafe erwachte ich. Ein erstickender Rauch erfüllte das Zimmer, er raubte mir fast die Besinnung. Ich sprang aus dem Bett und rief meine Frau, welche ebenfalls jetzt erst aus tiefem Schlaf erwachte. Es brennt im Schloß, das war mein erster Gedanke, mein zweiter der, daß in dem Schreibsekretär mein gesammtes freies Vermögen, das Kapital, welches die Zukunft meiner Tochter sicherstellen sollte, liege. Auf jede Gefahr hin mußte ich versuchen, es zu retten. Ich griff nach dem Schlüsselbund, der kleine Tisch war leer. Da war es mir, als ob ein Blitz der Erkenntniß mich durchzucke, ein Dieb, und ich wußte es, welcher Dieb, hatte sich während meines festen Schlummers in mein Schlafzimmer geschlichen und die Schlüssel geraubt. Ich wollte nach dem Wohnzimmer eilen, aber die Thüre war verschlossen, vom Wohnzimmer aus verriegelt, und drinnen im Wohnzimmer hörte ich das Knistern der Flammen, durch die Ritzen der alten Thüre drang der Rauch in mein Schlafzimmer, ein leuchtender Schein zuckte mitunter durch eine breitere Spalte. Ich rief meiner Frau zu, sie möge das Fenster öffnen, aber sie antwortete mir nicht. Ich rüttelte an der verschlossenen Thüre, sie gab nicht nach, aber die Spalte erweiterte sich und immer erstickender wurde der Rauch im Zimmer, ich eilte nach dem Fenster und riß es auf, dann aber brach ich zusammen, ich verlor das Bewußtsein."

Ein neuer stärkerer Hustenanfall zwang Herrn v. Osternau, inne zu halten, erst nachdem er sich ein wenig erholt hatte, vermochte er fortzufahren.

„Außer Ihnen selbst wußte im Schloß nur der Vetter

Albrecht, daß in dieser Nacht das von Ihnen aus Breslau geholte Geld in meinem Schreibsekretär liege. Er ist es gewesen, der meinen festen Schlaf benutzt, sich in mein Schlafzimmer geschlichen, die Schlüssel zu dem Kunstschloß, das er sonst nicht zu öffnen vermocht hätte, gestohlen und dann die Thüre des Schlafzimmers hinter sich verschlossen und verriegelt hat, damit er bei dem Diebstahl nicht überrascht werden könne. Nach vollendeter That hat er dann im Wohnzimmer Feuer angelegt, um die Spur des Diebstahls zu verwischen. Ich weiß, daß er es gethan hat, und doch darf ich nur Ihnen, dem treuesten Freunde, meinen Verdacht mittheilen, denn jeder Beweis für das, was ich Ihnen gesagt habe, fehlt mir. Der Schreibsekretär liegt mit seinem Inhalt verbrannt unter dem glühenden Schutt. Wer vermag zu behaupten, daß er vor dem Verbrennen beraubt worden und daß der Dieb zugleich der Brandstifter ist? Wollte ich die Anklage gegen den Vetter erheben, dann würde ich nur den reinen Namen meiner Vorfahren mit Schmach bedecken und einen Beweis vermöchte ich doch nicht zu führen. Der Gedanke, daß ich ohnmächtig bin gegen diesen Menschen, hat mich, seit mir das Bewußtsein zurückgekehrt ist, verfolgt und bringt mich zur Verzweiflung. Ich darf ihn nicht verfolgen, ich muß es dulden, daß er die Früchte seines Verbrechens genießt, und dazu peinigt mich noch die entsetzliche Angst, daß mein Sohn, der bald einzig zwischen ihm und dem Majorat stehen wird, seinen Verfolgungen preisgegeben ist, die Angst, daß der Dieb und Brandstifter leicht auch zum Mörder werden könnte!"

Herr v. Osternau hatte die letzten Worte lauter gesprochen, ein fürchterlicher Hustenanfall war die Folge; nachdem er denselben überwunden hatte, war er so schwach, daß er mir nur noch zuflüstern konnte:

„Meine Kraft ist zu Ende, rufen Sie meine Frau!"

Frau v. Osternau und Lieschen kehrten an das Bett des Kranken zurück, ich mußte ihn verlassen, um nach der Brandstätte zurückzukehren. Als ich aus dem Pfarrhaus trat, begegnete mir der Lieutenant v. Osternau, der eben im Begriff war, in das Haus zu treten.

„Ich hoffe, dem Vetter geht es gut," sagte er, aber er wagte nicht, mir in's Auge zu schauen, während er zu mir sprach.

Ich hätte ihn am liebsten niedergeschlagen, so wüthend, so empört war ich, aber ich beherrschte mich. Ich theilte zwar die Ueberzeugung des Herrn v. Osternau, aber auch mir fehlte für dieselbe jeder Beweis. Nicht einmal den Schatten eines Grundes hatte ich, um einem Verdacht Worte zu geben, ich durfte einen solchen nicht einmal ahnen lassen. Es gelang mir, ihm mit möglichster Ruhe zu sagen, daß Herr v. Osternau schwer krank sei, als ich hinzufügte, daß ich für sein Leben fürchte, schaute mich der Lieutenant forschend an, ein Strahl tückischer Freude schoß aus seinen Augen, im nächsten Augenblick aber sagte er mit heuchlerischer Trauer:

„Das wäre ja entsetzlich! Jedenfalls darf ich jetzt weder ihn, noch seine Frau und seine Tochter stören. Als sein Oberinspektor und Vertreter habe ich die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Mittel zum Wiederaufbau des Schlosses schleunigst beschafft werden. Ich reise daher nach Breslau,

um die Anmeldung bei der Feuerverſicherungs-Geſellſchaft zu machen und perſönlich eine Beſchleunigung der nothwendigen Formalitäten zu bewirken. Aber da fällt mir ein, daß heute die Anzahlung für Wernewitz und Rudersdorf geleiſtet und der Kaufkontrakt definitiv abgeſchloſſen werden muß. Der Vetter ſelbſt kann natürlich nicht nach Rudersdorf fahren, hat er Sie beauftragt, die Zahlung zu leiſten, oder ſoll ich es thun? Dann müßten Sie nach Breslau reiſen, um die Anmeldung des Feuers zu beſorgen."

Er wollte zu ſchlau ſein, dadurch verrieth er ſich. Hatte ich vorher vielleicht gezweifelt, jetzt war ich überzeugt von ſeiner Schuld. Er wußte es, wie ich es wußte, daß nach dem Ausbruch des Feuers kein Menſch mehr im Stande geweſen war, in das Wohnzimmer des Herrn v. Oſternau zu dem Schreibſekretär zu dringen, in welchem das Geld verwahrt war. Er mußte wiſſen, daß das zur Anzahlung für die beiden Güter beſtimmte Geld verbrannt war und daß daher von einem Abſchluß des Kaufvertrages heute gar nicht die Rede ſein konnte. Weshalb fragte er mich? Offenbar nur, um in mir den Glauben zu erwecken, er wiſſe überhaupt nichts von dem Gelde. Er wollte nach Breslau reiſen, jedenfalls, um es in Sicherheit zu bringen; er trug es bei ſich, ich war davon überzeugt. Sollte ich ihn ziehen laſſen mit ſeinem Raube? Noch war vielleicht die ungeheure Summe, das Erbtheil Lieschens, zu retten, aber nur durch eine gewaltthätige Handlung. Wenn ich ihn Stirn gegen Stirn, Auge gegen Auge beſchuldigte, er ſei der Dieb und Brandſtifter, wenn ich die beiden

Knechte, die eben die Dorfstraße entlang kamen, anrief zur Hilfe, ich wußte, sie würden mir gehorchen, wenn ich ihnen befahl, den Brandstifter zu ergreifen, wenn ich mit ihrer Hilfe ihn überwältigte, ihn durchsuchte, dann mußte ich das gestohlene Geld bei ihm finden. Es war eine Gewaltthat, ich hatte kein Recht, sie zu begehen, aber sie war das einzige Mittel, um den Dieb zu verhindern, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

„Packt den Lieutenant, haltet ihn fest, er ist der Brandstifter!" rief ich den beiden Knechten zu, die grüßend vorübergehen wollten. Nur einen Augenblick stutzten sie, dann aber riefen sie wie frohlockend aus einem Munde: „Das haben wir gleich gedacht!" und im nächsten Moment stürzten sie sich auf den Lieutenant und mit eisernen Fäusten packten sie ihn an. Er wehrte sich kräftig, mit wilder Wuth schlug er nach den Angreifern, nach mir, da ich den Knechten zu Hilfe kam. Er sagte kein Wort, nur einen unartikulirten Schrei stieß er aus, als er von der vereinten Kraft dreier Angreifer überwältigt zu Boden gerissen wurde.

Der Lärm des Kampfes hatte aus den Häusern mehrere Tagelöhner, die, um nach der angestrengten Arbeit der Nacht Ruhe zu suchen, in ihre Wohnungen zurückgekehrt waren, aus diesen hervorgelockt. Keiner von ihnen nahm Partei für den Lieutenant, und als ich auch ihnen zurief, er sei der Brandstifter, war Keiner unter ihnen, der es nicht glaubte, hatten sie doch schon während der traurigen Nacht sich gegenseitig den Verdacht gegen ihn zugeflüstert. Ich befahl ihnen, Stricke herbeizuschaffen, um den Ueber-

wältigten zu binden, mit wahrer Freude gehorchten sie bereitwillig.

Er wurde gebunden, die Arme wurden ihm unbarmherzig zusammengeschnürt, dann ließ ich ihn in das nächste Bauernhaus führen, denn im Pfarrhause wollte ich ihn nicht durchsuchen; ich fürchtete, die Nachricht von einer gegen den Lieutenant verübten Gewaltthat könne zu Herrn v. Osternau dringen.

Der Lieutenant hatte während des ganzen wilden Kampfes kein Wort gesprochen, er schwieg auch, als er von den Knechten mit rohen Fäusten in das Haus gestoßen wurde, er verharrte in seinem Schweigen, als ich ihm erklärte, ich müsse ihn durchsuchen, um ihm das Geld abzunehmen, welches er gestohlen habe. Nur einen Blick, in welchem sich grimmige Wuth und tödtlicher Haß aussprachen, warf er mir zu.

Ich durchsuchte ihn, jedes Stück seiner Kleidung, jedes, jedes! Nicht eine Spur fand ich von dem Geld! Wenn er es geraubt hatte, war es an einem anderen Orte sicher geborgen.

Ich hatte mich übereilt. Die schmähliche Gewaltthat war fruchtlos begangen worden. Von tiefer Scham durchdrungen stand ich vor dem Gefesselten.

„Löst die Bande des Herrn Lieutenants," befahl ich den Leuten, die neugierig mir zugeschaut hatten, während ich alle seine Taschen durchsuchte. Sie waren mir willig gehorsam gewesen bei dem Befehl, ihn zu ergreifen und zu binden, jetzt aber murrten sie, sie glaubten nicht an seine Unschuld, auch als ich ihnen erklärte, ich müsse meine Be-

Digitized by Google

ſchuldigung zurücknehmen, mein Verdacht ſei unbegründet geweſen. Ich mußte meinen Befehl mehrfach wiederholen, ehe er widerwilligen Gehorſam fand; zögernd verließen ſie dann die Bauernſtube, in der ich allein mit dem Lieutenant zurückblieb.

Noch immer hatte er kein Wort geſprochen, weder während ich ihn durchſuchte, noch während er losgebunden wurde. Jetzt ſtand er vor mir mit übereinander geſchlagenen Armen, mit finſterem Blick betrachtete er mich.

„Sie ſind das dienſtwillige Werkzeug meines Vetters oder der Frau v. Oſternau geweſen, die mich immer gehaßt hat und in deren Hirn der wahnſinnige ſchmähliche Verdacht entſtanden iſt, deſſen Opfer ich geworden bin.“

Ich wollte ihn unterbrechen, ihm ſagen, daß er ſich irre; aber er herrſchte mich an: „Schweigen Sie! Ich verlange von Ihnen keine Entſchuldigung. Wären Sie ein Edelmann, dann müßten Sie mir Genugthuung geben für die nichtswürdige mir angethane Beſchimpfung, Sie aber können mich nicht beleidigen. Sagen Sie der Frau v. Oſternau, jedes verwandtſchaftliche Band ſei zwiſchen uns für alle Zeit zerriſſen.“

„Frau v. Oſternau weiß nichts —“

„Sparen Sie Ihre Lügen, ich glaube Ihnen nicht. Ich kenne meine Todfeindinnen, Frau v. Oſternau und Lieschen, ſie ſollen noch an mich denken!“

Er warf mir einen verächtlichen Blick zu, dann ging er an mir vorüber; ohne ſich noch einmal nach mir umzuſehen, verließ er das Haus. Tief beſchämt mußte ich ihn ziehen laſſen, ich durfte ihn nicht zurückhalten.

Digitized by Google

Ich fühlte die Verpflichtung, Herrn v. Osternau meine traurige Uebereilung zu berichten; es war für mich eine schwere Aufgabe, aber ich mußte sie erfüllen; so ging ich denn wieder nach dem Pfarrhause. Meine Beichte konnte ich nicht ablegen, Herr v. Osternau hatte die Augen für immer geschlossen.

Erlassen Sie es mir, Herr v. Ernau, Ihnen den tiefen Schmerz, ja die Verzweiflung zu schildern, in welche Frau v. Osternau durch den Tod ihres trefflichen Gatten versetzt wurde. Sie hatte ihn von ganzem Herzen geliebt, ja verehrt, die Welt erschien ihr trostlos und leer, nachdem er von ihr geschieden war. Ihr einziger Trost waren ihre beiden Kinder, Lieschen und Fritzchen, jetzt der jugendliche Majoratsherr von Osternau.

Wahrlich, die unglückliche Frau bedurfte des Trostes in jeder Beziehung, denn nach dem Tode des Herrn v. Osternau fand sich, daß seine Verhältnisse nicht so glänzend gewesen waren, wie man wohl allgemein geglaubt hatte. In früheren Jahren hatte er alle Ueberschüsse der Majoratsgüter verwendet zu Verbesserungen derselben, erst später hatte er daran gedacht, zu sparen, um sich ein freies Vermögen zu erwerben, welches er seiner Frau und Tochter hinterlassen konnte; aber die edelherzige Großmuth, mit welcher er mehrfach die Schulden seines Vetters Albrecht bezahlt hatte und welche auch die Ursache zu anderen namhaften Kapitalsverlusten gewesen war, hatte ihn in seinem Bestreben gehindert. Erst in den letzten Jahren war es ihm gelungen, etwa sechzigtausend Thaler freies Kapital zurückzulegen, mit diesem Gelde wollte er für Lies-

chen die Güter Wernewitz und Rudersdorf kaufen; aber der Kaufvertrag konnte nach seinem Tode nicht abgeschlossen werden, denn dies gesammte Kapital, das einzige freie Eigenthum, welches er hätte hinterlassen können, war entweder ein Raub der Flammen oder die Beute eines nichtswürdigen Diebes geworden. Ungelöst blieb die Frage, ob das Letztere der Fall gewesen war, denn keine bestimmte Thatsache bestätigte den Verdacht, den Herr v. Osternau so kurze Zeit vor seinem Tode gegen mich ausgesprochen hatte.

Der Lieutenant hatte unmittelbar nach der ihm zu Theil gewordenen schmählichen Behandlung Osternau verlassen, er war nach Berlin gereist und nicht wieder nach Osternau zurückgekehrt, denn, so erklärte er in einem Brief an Frau v. Osternau, selbst der Tod seines Vetters könne ihn nicht versöhnen mit der entehrenden Beleidigung, die ihn für immer von seinen Verwandten gelöst habe. Er lebte in Berlin, wie er früher gelebt hatte, nicht mit größerem Aufwande, als in früherer Zeit, aber doch so luxuriös, daß zu seinen Ausgaben nicht unbedeutende Mittel nothwendig waren. Ich war überzeugt, zu wissen, woher er diese Mittel nahm, aber diese Ueberzeugung genügte nicht zum Ausspruche einer Beschuldigung, die ich schon einmal so unvorsichtig erhoben hatte. Auch die Volksstimmung beschuldigte den Lieutenant der Brandstiftung, aber auch nicht der Schatten eines Beweises konnte gegen ihn vorgebracht werden. Da alle Knechte und Tagelöhner, selbst die Bauern von Osternau offen ihre Ueberzeugung von der Schuld des Lieutenants aussprachen, wurde es

nothwendig, sie gerichtlich zu vernehmen, dabei ergab sich denn, daß Niemand eine Thatsache wußte, die auch nur einen Verdacht gerechtfertigt hätte; auffällig war es allerdings, daß die sonst stets vortrefflich in Ordnung gehaltene Spritze, welche erst vor wenigen Tagen auf Befehl des Herrn v. Osternau unter Leitung des Lieutenants probirt worden war und sich auf's Beste bewährt hatte, plötzlich in allen ihren Theilen unbrauchbar und daher nutzlos geworden war; aber, wie gesagt, man konnte dem Lieutenant nichts beweisen.

Auch meine Bemühungen, den Schutt der Brandstätte nach einem Beweise gegen ihn zu durchforschen, waren vergeblich. Ich fand zwar die Ueberreste des verkohlten Schreibsekretärs und des eisernen Geldkastens, aber sie befanden sich in einem solchen Zustande, daß sie keinen Aufschluß darüber gaben, ob in dem Geldkasten mit anderen Papieren auch die hohen, in demselben aufbewahrten Banknoten verbrannt seien oder nicht.

Ich hielt mich für verpflichtet, Herrn v. Sastrow, dem Vormunde Fritzchens, den Verdacht mitzutheilen, den Herr v. Osternau gegen mich ausgesprochen hatte; aber ich mußte selbst dem alten würdigen Herrn zustimmen, als er mich aufforderte, einen so wenig begründeten, ja so höchst unwahrscheinlichen Verdacht lieber fallen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wandlungen.

Novelle

von

Adolph Katsch.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich erst nach langjährigem Aufenthalte in Australien in meine deutsche Heimath zurückgekehrt, traf ich meinen Jugendfreund Karl Bernard ganz unvermuthet in der Hauptstadt bei einem gemeinsamen Bekannten.

Wir waren Schul- und Universitätsfreunde gewesen, hatten uns seitdem nicht wieder gesehen, und darüber waren etwa vierzehn Jahre vergangen. Die Freude war groß, unser Aufenthalt aber nur kurz, da jener Bekannte krank im Bette lag.

„Was hast Du heute vor?“ fragte Karl, als wir die Treppe hinabstiegen.

„Eigentlich nichts!“ entgegnete ich. „Meine Pflichtvisiten sind abgemacht.“

„Recht so!“ rief er, indem er die Hausthüre öffnete und auf einen eleganten Wagen deutend, welcher vor dem Hause hielt, mich bat, mit ihm nach seiner Wohnung zu fahren.

Es war eine stattliche Wohnung in der schönsten Gegend der Stadt, dicht vor dem Thore, vor welchem wir endlich anhielten. Sie war von der Straße abgegrenzt

Digitized by Google

durch ein geschmackvolles eisernes Gitter und einen geräumigen, mit Gebüsch und Bäumen besetzten Vorgarten.

Luxuriös, aber gediegen war die innere Einrichtung des Hauses, zu dem wir über eine große, zu beiden Seiten mit blühenden Topfgewächsen besetzte Vortreppe hinanstiegen. Nachdem wir mehrere Zimmer durchschritten hatten, schob mich mein Freund durch eine Portière und rief, indem er hinter mir eintrat: „Regina, Herzenskönigin, mein alter Freund Fidelis!“

Sofort erhob sich von einem Stuhle am Fenster, woselbst sie mit einem kleinen Mädchen von vier Jahren vor einem Tischchen gesessen, eine schlanke junge Frau, und trat mir mit der ungeheucheltsten Freudigkeit in ihren schönen Zügen entgegen.

Forschend mich einen Augenblick betrachtend, streckte sie mir zutraulich die Hand entgegen und sprach:

„O wie freue ich mich, Sie endlich auch einmal kennen zu lernen! Mein Mann hat mir so viel von Ihnen erzählt, von Ihrer alten Freundschaft zu ihm, von den gemeinsam betriebenen Studien, ja auch von den lustigen Streichen, die Sie mit einander ausgeführt. Sie sind mir daher längst ein lieber Bekannter, und wie oft haben wir lebhaft bedauert, daß Sie für uns so ganz verschollen blieben!“

„Sieh', das ist unsere Jüngste, unsere Emmi,“ unterbrach sie Karl, sich zu mir wendend, und fügte, auf zwei hereinstürmende Knaben deutend, hinzu: „Die beiden Jungen kommen soeben aus der Schule; hier Karl, neun Jahre, und Albrecht, sieben Jahre alt!“

Digitized by Google

Es waren drei hübsche und für ihr Alter körperlich und geistig trefflich entwickelte Kinder.

Kaum waren die beiden Knaben erschienen, als ein Diener die Meldung machte, daß servirt sei. Als die Tafel aufgehoben wurde, empfahl sich die Dame des Hauses und wir begaben uns in Karl's Zimmer.

Hatte mich schon die gediegene Einrichtung jener Räume, welche ich bisher betreten hatte, angenehm berührt, so setzte mich jetzt die des Studirzimmers in wahrhaftes Erstaunen.

Mein Freund waidete sich schweigend an meiner Verwunderung, dann sprach er bewegt:

„Hier, Fidelis, findest Du die Träume unserer Jugend verwirklicht! Wie oft schon habe ich Dich herbeigesehnt, um Dir zu zeigen, wie treu ich an Dir und unseren damaligen Träumereien festgehalten habe. Dieser ganze Saal ist ausgeführt nach den Zeichnungen, die wir einst entworfen für den Fall, daß wir, zu Reichthum gelangt, uns ein Heim nach unserem Geschmacke ausbauen würden. Oeffne die Thüre dort, und Du findest das Billardzimmer, öffne diese, und Du trittst in das Badegemach ein, an welches das Treibhaus und der Wintergarten sich anschließen."

Ich war bis zu Thränen gerührt, als mir in fester Form und Gestalt die schimmernden Seifenblasen der Phantasien, an denen wir uns in den Tagen der Jugend ergötzt hatten, vor die Augen traten; und nachdem wir nach eingehendster Prüfung und Besichtigung wieder in das Studirzimmer zurückgekehrt waren, konnte ich nicht länger die Frage zurückhalten:

Digitized by Google

„Wie ist es Dir möglich geworden, Dir das Alles so herzuzaubern?“

Karl lächelte. „Mäßige Mittel reichten dazu aus; aber das Wunderbare daran ist, wie ich, der Findling armer Bauersleute, zu denselben gelangte. Das aber will ich Dir jetzt ausführlich erzählen:

Nachdem Du die Universität verlassen, ist mir Deine Spur völlig verloren gegangen. Deine Eltern konnten mir nur mittheilen, daß Du nach Australien gegangen wärest, wußten aber selbst keine sichere Adresse von Dir.“

„Es war unvorsichtig von mir,“ entgegnete ich, „daß ich mich durch die glänzenden Schilderungen, welche ein aus Australien zurückgekehrter Bekannter von den einem tüchtigen Arzte dort sich bietenden Chancen entwarf, verlocken ließ, dorthin zu gehen. Lange Zeit wollte es mir nicht glücken, so daß ich mich gezwungen sah, in höchst untergeordneten Comptoirstellungen mein Brod zu erwerben. Ich schämte mich dessen so sehr, daß ich meine Eltern lange ohne Nachricht ließ, bis es mir endlich gelang, eine Anstellung an dem Hospital der Kolonial-Hauptstadt zu erlangen, welche für mich die Brücke wurde zu meiner, vor einem Jahre erfolgten Berufung an die süddeutsche Universitätsklinik, an der ich fortan wirken werde. Erst als ich jenen Wirkungskreis gefunden, schrieb ich an meine Eltern. Dann aber auch an Dich! Der Brief kam jedoch zurück, mit der amtlichen Bemerkung, daß Du unauffindbar seiest. Von meinen Eltern erfuhr ich, Du seiest nach Absolvirung Deines Staatsexamens sofort nach Rußland abgereist, leider aber sei Deine Adresse ihnen abhanden gekommen.“

Digitized by Google

„Verwirrung über Verwirrung!“ rief Karl. „Ich war als Arzt mit einem livländischen Baron auf die Güter desselben gegangen, aber als er nach zwei Jahren starb, nach Deutschland zurückgekehrt. Unterdessen waren Deine Eltern verzogen und Deine Schwestern hatten sich nach entfernten Orten verheirathet. Meine Pflegemutter, die mich erzogen und mir vorwärts geholfen in der Welt, lag im Sterben, und starb mir auch wirklich unter den Händen. Ihre kleine Habe war aufgezehrt, meine geringen Ersparnisse waren verloren gegangen mitsammt meiner übrigen Habe, als man mir bei der Heimreise den Koffer vom Wagen stahl. Ich, der Doctor medicinae et chirurgiae, ich, der Mann, der aus seinem Staatsexamen mit der Censur „vorzüglich“ hervorgegangen war, ich, der praktische Arzt und Geburtshelfer, stand nackt und bloß auf dem Pflaster der Hauptstadt und beneidete den Holzhacker, der um die Mittagszeit auf irgend einer Treppe saß und mit dem besten Appetit aus dem braunen Henkeltopfe die mit Petersilie bestreuten Brühkartoffeln herauslöffelte, welche die neben ihm sitzende Frau ihm zum Mittagsmahle bereitet hatte. Ach, der Appetit fehlte mir nicht, im Gegentheile, mir fehlte nur die Aussicht, ihn in allernächster Zeit befriedigen zu können.

Meinen Lieblingswunsch, mich an der Universität zu habilitiren, mußte ich unter solchen Umständen aufgeben. Ich bewarb mich um mehrere Stellungen, theils als Armenarzt, theils als Hilfsarzt an Hospitälern, sie waren sämmtlich vergeben.

Eine Hoffnung, eine letzte, blieb mir noch! Eine

Digitized by Google

wissenschaftliche Abhandlung, welche ich in Rußland ausgearbeitet, hoffte ich bei einem Verleger verwerthen zu können. Indeß auch dieser Plan schlug fehl, so daß ich fast in Verzweiflung gerieth.

So schritt ich eines Tages, tief in Gedanken versunken, quer über die Straße meiner Wohnung zu. Da packte mich plötzlich eine Männerfaust an dem Kragen meines Rockes, riß mich mit starker Hand zurück, und eine kräftige Baßstimme schalt auf mich ein:

„Herr, in drei Teufels Namen, wollen Sie sich denn mit aller Gewalt rädern lassen? — Schrumm!"

Ich taumelte zurück und wäre in der Ueberraschung zu Boden gefallen, wenn die Hand meines Retters mich nicht gehalten hätte. Hart neben uns rollten in schnellem Trabe die Wagen vorüber, die mich ohne sein rechtzeitiges Eingreifen sicher überfahren haben würden.

Fassungslos und wie aus einem tiefen Traume erwachend, starrte ich meinen Lebensretter an, in welchem ich sofort an dem ausgestoßenen Wörtlein: „Schrumm!" unseren alten Studiengenossen Freiherrn v. d. Nahe erkannte — ein Wörtlein, welches ihm früher schon den gleichen Spitznamen unter uns eingetragen hatte. Er hielt mich noch immer fest gepackt und rief jetzt staunend:

„Hilf Himmel, Karl, bist Du es? Mensch, wie siehst Du aus?"

Ich war keines Wortes mächtig. Schrumm schob kaltblütig seinen Arm unter den meinigen und sprach: „Komm' mit mir!"

Willenlos fügte ich mich seiner Aufforderung. Stumm

ſchritten wir vorwärts, ſtiegen einige hundert Schritte weiter eine Treppe zu einem im Souterrain belegenen Reſtaurant hinab, und mein Begleiter rief dem Kellner zu: „Fritz, fünfzig Stück Auſtern, eine Flaſche Sekt und die Speiſekarte auf Nummer zwei.“ — „Zu Befehl, Herr Aſſeſſor, gleich, gleich!“ entgegnete Fritz, und mein Begleiter führte mich durch das weite Kellergelaß zu einem geſonderten, kleinen, behaglich ausgeſtatteten Raume. Dort drückte er mich ſorglich in eine Sophaecke und ſprach: „Nun, alter Junge, erhole Dich erſt einmal von Deinem Schrecken. Dann wollen wir frühſtücken und Du ſollſt mir erzählen, warum Du ſo krank und ſchwach ausſiehſt!“

Der Kellner erſchien mit den befohlenen Gegenſtänden und erhielt die Weiſung, dafür zu ſorgen, daß wir ungeſtört blieben.

Ich wollte reden und konnte nicht, die Thränen rannen mir aus den Augen.

Schrumm ſuchte mich zu beruhigen. Als aber das nicht ſofort helfen wollte, ſprang er auf, löſte den Kork der Flaſche, der mit lautem Knalle zur Decke empor flog, ſetzte mir das überſchäumende Champagnerglas an den Mund und zwang mich, daſſelbe zu leeren. Ein zweites Glas mußte ſchleunigſt dem erſten folgen, und ſiehe da, das Mittel half. Meine aufgeregten Nerven beruhigten ſich, die Bruſt, die mir vorher wie zugeſchnürt geweſen war, erweiterte ſich, mein Kopf wurde freier.

„Ich danke Dir, Schrumm,“ ſagte ich, „aber —“

„Unſinn, alter Junge!“ unterbrach mich Jener. „Was haſt Du mir zu danken? Ich ſäße wahrhaftig heute noch

in Quarta, wenn Du mir von da ab nicht durch alle Klaſſen hindurch geholfen hätteſt! — Stoß an! Auf Dein Wohlergehen, lieber Karl! Und nun laſſ' uns die Auſtern vertilgen und dann ſehen, was die Speiſekarte uns noch Weiteres beſcheeren kann. Ich habe einen glorreichen Appetit!"

Während des lang ausgedehnten Frühſtückes hatte ſich Schrumm durch einige Fragen ſchnell über meine Lage unterrichtet, denn der Wein machte mich offenherziger, als ich vielleicht ſonſt geweſen wäre.

„Das iſt doch Alles zuſammen noch nicht dazu angethan, um am Leben und an der Zukunft zu verzweifeln," meinte er. „Laſſ' mich nur machen, es wird ſich ſchon etwas für Dich herausfinden laſſen! Ich muß jetzt fort; aber Du ſiehſt hölliſch angegriffen aus und bedarfſt der Ruhe. Ich werde Dich in Deine Wohnung begleiten, ſchlaf' aus und erwarte mich gegen Abend."

Ich wollte gegen ſeine Begleitung proteſtiren, denn ich ſchämte mich, ihn einen Blick in die Armſeligkeit meines Dachkämmerleins werfen zu laſſen, ſprach von vielen Treppen und Beſchwerlichkeiten, aber Schrumm erwiederte:

„Nichts da, Alter! Ich muß doch wiſſen, wo ich Dich finden kann!"

Wir verließen das Lokal und ſtiegen die fünf, von Stockwerk zu Stockwerk immer ſchmäler und ſteiler werdenden Treppen hinan. Schrumm, das ſchmeerbäuchige Rieſenkind, ſchnaufte wie ein Walroß hinter mir her.

Kaum war er ein wenig zu Athem gekommen und hatte ſich umgeſchaut, da rief er mit Emphaſe:

„Nein, bei den unsterblichen Göttern allen, die den hohen Olymp bewohnen, schwöre ich Dir, daß nichts in der Welt mich wieder dazu verlocken soll, hinan zu klimmen in dieses Rattenloch! Siebenundneunzig Treppenstufen und fünf vor der Hausthüre, macht zusammen Einhundert und zwei! Ich habe sie alle wohl gezählt und gefunden, daß dieser Tempel der Freundschaft zu hoch angelegt ist für meine schwache Kraft! Puh! In diesem Loche mußte ja der fidelste und rothbäckigste Junge binnen acht Tagen melancholisch und schwindsüchtig werden! Schließe die Bude zu und stecke den Schlüssel in die Tasche, hier darfst Du nicht länger bleiben! Deine Siebensachen lassen wir später holen; jetzt aber nehmen wir die erste Droschke, die uns begegnet, und fahren nach unserer Wohnung. Gott sei Dank, bei mir steht immer ein Zimmer und ein Gastbett frei für einen lieben Freund! — Keine Widerrede! Mein Wille steht fest, wie des Schicksals Verhängniß! — Schrumm!“

Mit diesen Worten schob er mich zur Thüre hinaus, verschloß dieselbe, steckte mir den Schlüssel in die Tasche und drängte mich die Treppe hinab.“ —

Zum ersten Male unterbrach ich hier des Freundes Erzählung mit den Worten:

„Gott sei Dank, daß ich Dich endlich in Freundes Händen weiß, mir war bange um Dich geworden. Braver, ehrlicher Schrumm, das sieht Dir ähnlich! Sein Kopf war immer hart, aber sein Herz das treueste, weichste, liebevollste!“

„Du beurtheilst ihn richtig,“ entgegnete Karl. „Doch

höre weiter! Er hat mehr für mich gethan, als Du zu ahnen vermagst.

Als wir in seiner Behausung ankamen, war es mit meinen Kräften zu Ende. Die lange Reihe schmerzlicher Erfahrungen, welche ich durchzumachen gehabt, die Seelenkämpfe, welche ich bestanden, der Hunger, das Elend und die Noth, die ich ertragen, ließen mich nach den Aufregungen des Tages zusammenbrechen.

Schrumm und sein Diener entkleideten mich und schafften mich in's Bett. Wilde Fieberphantasien durchtobten mein Gehirn, und der herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich das Haupt.

Wochen lang lag ich besinnungslos; aber Schrumm und Heinrich, sein Diener, wichen nicht von meinem Lager. Ihrer unermüdlichen Pflege hatte ich es einzig und allein zu danken, daß ich zu neuem Leben wieder erwachte. Schwach, matt, hilflos wie ein Kind war ich, als mir die Besinnung wieder zurückkehrte, und abermals vergingen Wochen, bevor ich den Versuch wagen konnte, das Bett zu verlassen.

Als ich zum ersten Male aufstehen konnte, fand ich neue, elegante Hauskleidung vor meinem Lager, und als ich die erste Ausfahrt mit meinem Freunde wagen wollte und nach meinen Kleidern fragte, da führte mich Schrumm an den Kleiderschrank und sprach: „Hier, mein Junge, Deine Garderobe!“ und dann deutete er auf eine Kommode und sagte: „Hier Deine Wäsche!“ Es war eine luxuriöse Ausstattung, für Sommer und Winter, und nicht einmal Pelzstiefeln und Pelzrock fehlten darunter.

Digitized by Google

„Ich kann das nicht annehmen," rief ich bewegt, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Närrischer Kerl," sprach Schrumm lustig: „Denkst Du denn, ich will Dir das schenken? Denke gar nicht daran! Drüben in meinem Schreibtische liegen die bezahlten Rechnungen und daneben das Kontobuch, das ich für Dich angelegt habe, und darin ist Dein Debet auf Heller und Pfennig eingetragen für Alles, was ich für Dich verauslagt habe, und bei Heller und Pfennig sollst Du mir's heimzahlen, sammt den Zinsen und Zinseszinsen, sobald Du erst in guter Praxis stehst. Bist Du nun zufrieden?"

Ehe ich antworten konnte, fuhr er fort. „Eile Dich, daß Du in die Kleider kommst, damit wir das gute Wetter nicht verpassen! Unterwegs will ich Dir erzählen, daß ich auch schon eine Stelle für Dich aufgegabelt habe, wenn sie Dir paßt."

Dankend schüttelte ich ihm tiefgerührt die Hand. Er aber sprach: „Mache doch nicht so viel Aufhebens von der Geschichte! Sind wir denn nicht Freunde und Brüder von Kindesbeinen an gewesen?" Und so war er mir beim Ankleiden behilflich, und schob mir zuletzt noch eine wohlbeschwerte Börse in die Tasche.

Ich mußte annehmen, was er mir gab; was hätte mein Weigern geholfen?

Wir fuhren hinaus vor das Thor nach einem beliebten Kaffeegarten, setzten uns in den Schatten der grünbelaubten Bäume, lauschten den Klängen der Musik, blickten musternd über die Menge hin, welche an den Tischen saß

oder in den Gängen auf und nieder wogte, und mir war, als sähe ich das Alles zum ersten Male in meinem Leben. Mir war so leicht, so frei, so selig um das Herz, als ob ich der Glücklichste aller Erdgeborenen sei, und keine Frage mehr zu stellen hätte an das Schicksal. Kurz, ich schwelgte in dem wonnigen Gefühle, das nur der kennt, der nach langer, schwerer Krankheit der Genesung entgegengeht.

Während wir langsam unseren Kaffee schlürften, erzählte Schrumm: „Vor etwa acht Tagen traf ich im Keller auf eine befreundete Gesellschaft. Ein Doktor Kurz, der mir vorgestellt wurde, erzählte mir, er habe sich vor etwa acht Monaten in Emmern, einem bedeutenden Landstädtchen, niedergelassen gehabt, seine dortige Stellung aber soeben aufgegeben, weil er sich verheirathen und in einer größeren Stadt ansiedeln wolle.

Natürlich erkundigte ich mich bei ihm nach den näheren Verhältnissen und erfuhr, daß zwar ein älterer Arzt dort schon längst ansässig sei, aber das Städtchen mit seiner wohlhabenden Umgebung gar wohl zwei Aerzte zu erhalten vermöge, obschon der ältere Arzt, wie natürlich, im Besitze der reicheren Praxis sei.

Zufällig habe ich einen Freund an dem Orte und schrieb an diesen, der mir denn auch die Angaben des Doktor Kurz bestätigte. Du magst seinen Brief lesen und, wenn Du auf die Sache einzugehen gedenkst, so meine ich, Du reisest, sobald Du fähig dazu bist, dorthin, und siehst die Gelegenheit mit eigenen Augen an. Wenn Dir die Sache annehmbar erscheint, bist Du für den ersten Anfang geborgen und findest dann Zeit und Gelegenheit, Dich nach

einem lohnenderen Geſchäftskreiſe umzuſehen. Verſauern darfſt Du nicht in einem ſolchen Neſte!“

„Wo liegt der Ort?“ fragte ich.

„Etwa zwölf Meilen von hier, und zwar an einer Poſtroute,“ erwiederte Schrumm.

Vierzehn Tage ſpäter ſtieg ich in Emmern aus dem Poſtwagen, und das Gaſthaus öffnete mir ſeine freundliche Pforte. Es war ſpät am Abend. Ich ließ mir eine Taſſe Thee auf mein Zimmer bringen, legte mich, von der Anſtrengung übermüdet, zur Ruhe, und ſchlief den geſundeſten Schlaf von der Welt bis ſieben Uhr früh. Dann kleidete ich mich an und begab mich zu dem Bürgermeiſter, dem ich mein Anliegen eröffnete. Er ſchickte nach einigen Rathsherren, welche alsbald auch erſchienen, und ſämmtliche Herren bemühten ſich freundlich, mich mit den obwaltenden Verhältniſſen vertraut zu machen.

Die Ausſichten, welche ſie mir eröffneten, waren nicht gerade glänzend zu nennen, aber ſelbſt wenn ich von ihren Verheißungen noch ein gutes Theil abſtrich, lagen ſie doch immer nicht derartig, daß ſie mich hätten abſchrecken können. Ich verlangte ja nur ein mäßiges Auskommen. Ich ſagte zu, und die Herren bezeigten mir lebhaft ihre Freude über dieſen Entſchluß.

Nun begab ich mich zu meinem künftigen Collegen, dem Herrn Sanitätsrath Strippe, der, Gott weiß woher, ſchon erfahren hatte, daß ein Konkurrent eingetroffen ſei. Er trug ein Ordensbändchen im Knopfloche und hieß mich ſofort mit etwas forcirter Liebenswürdigkeit willkommen. Er war ein hochgewachſener, ſtarkknochiger Mann von etwa

fünfzig Jahren, mit einem etwas in die Länge gezogenen nicht unſympathiſchen Geſichte, in welchem jedoch zwei Augen funkelten, die auf mich eher den Eindruck liſtiger Verſchlagenheit, als offenherziger Güte machten. Sein volles Haar war bereits ſtark ergraut, ſo daß er älter erſchien, als er wirklich war. In ſeine Stimme wußte er ſo viel Vertrauen Erweckendes, und in ſeine Worte ſo viel Biederkeit zu legen, daß ich darüber den erſten Eindruck ganz vergaß, den ſeine Augen auf mich gemacht hatten.

Ich ſollte ſpäter wieder daran erinnert werden!

„Erlauben Sie mir, Ihnen meine Frau vorzuſtellen, wertheſter Herr College! Bitte, nehmen Sie gefälligſt Platz und erzeigen Sie mir die Ehre, unſer Frühſtück zu theilen.“

Mit dieſen Worten führte er mich zu einem bereits ſervirten Tiſche, auf welchen die Frau alsbald ein weiteres Couvert legte, und entkorkte eine Flaſche ganz vorzüglichen Burgunders. Nachdem er die Gläſer gefüllt hatte, ließ er das ſeine anklingen an das meinige und ſprach:

„Seien Sie mir von ganzem Herzen willkommen und mögen Sie ſich recht bald unter uns glücklich und heimiſch fühlen! Was ich dazu beitragen kann, Ihnen die Wege in Ihrem neuen Wirkungskreis zu ebnen, ſoll gerne geſchehen! Auf Ihr Wohl!“

Ich war freudig überraſcht von dieſer Zuvorkommenheit; und als er dann mit großer Feinheit und Geſchicklichkeit ſich nach meinem Vorleben erkundigt, und ich ihm offenherzige Auskunft über Alles gegeben hatte, was er von mir zu wiſſen begehrte, fügte er hinzu: „Ich hoffe, Sie

werden hier der richtige Mann am richtigen Flecke sein! Sehen Sie, Herr College, ich werde alt, und gedenke mich bald von der Praxis zurückzuziehen und zur Ruhe zu setzen. Hätte es vielleicht sogar schon gethan, mochte aber Ihrem Vorgänger das Feld nicht räumen, der sich in jeder Weise uncollegialisch gegen mich benahm, und überdies ein händelsüchtiger Mann war, der mir überall zu schaden suchte, stets im Wirthshause mit Bürgern und Bauern um die Wette trank und die Leute gegen mich aufhetzte."

Wie ich später erfuhr, hatte mein braver College diese liebenswürdige Rede schon manchem meiner Vorgänger gehalten. Er dachte gar nicht daran, sich zur Ruhe setzen zu wollen, und hatte stets mit solchem Glück und Geschick agitirt, daß kein neuer Ankömmling sich zu halten im Stande gewesen war.

Der Mann war vor etwa dreißig Jahren schon in das Städtchen gekommen und hatte sich durch glückliche Benutzung der Umstände bald zu dem angesehensten Manne desselben emporgebracht. Zunächst war es ihm gelungen, in kürzester Frist das schwerste Goldfischlein der Stadt als Gattin heimzuführen, somit aber auch als Ebenbürtiger sich in die Verwandtschaft und Verschwägerung der gesammten Honoratiorengesellschaft hinein zu praktiziren. Als bald darauf sein Schwiegervater starb, hinterließ derselbe ihm ein hübsches Vermögen und das schönste Haus am Marktplatze.

Der Herr Doktor warf den Kramladen hinaus, der in dem unteren Geschosse etablirt gewesen, ließ das Haus neu decken, säubern, abputzen, innen nach seinem Wunsche um-

bauen und höchſt geſchmackvoll, ja ſogar reich möbliren. Als das eben geſchehen war, begab es ſich, daß für das große Herbſtmanöver die Umgegend von Emmern gewählt wurde und der König ſelbſt ſein Hauptquartier im Orte aufzuſchlagen im Sinne hatte.

Nun war aber kein einziges Haus in der Sadt auch nur einigermaßen geeignet zur Aufnahme der Majeſtät, außer dem des Herrn Doktor Strippe. Der Bürgermeiſter und die Rathsherren erſchienen feierlich bei dem Herrn Doktor und thaten ihm den Stand der Dinge kund. Der Herr Doktor, lodernd in Patriotismus vom Scheitel bis zur Zehe, ſtellte hochherzig und opferfreudig ſein ganzes Haus, vom Keller bis zum Dache, zur Verfügung des allerhöchſten Herrn. Er bezog beſcheiden mit Kind und Gattin ein Stübchen im Stallgebäude, das er ſchleunigſt für dieſen Zweck herrichten ließ und ſchloß ſofort mit dem Kammerdiener des Königs ein enges Freundſchaftsbündniß.

Als die Manöver beendigt waren und der König vor ſeiner Abreiſe ſich noch perſönlich bei dem Herrn Doktor bedankt hatte, erſchien auch der Herr Kammerdiener, mit dem Auftrage, zu erforſchen, ob Doktor Strippe für ſeinen aufopfernden Patriotismus geneigt ſei, entweder den Titel eines Sanitätsrathes, oder eine Dekoration anzunehmen.

Herr Doktor Strippe entſchied ſich tiefbewegt für das Erſtere, indem er annahm, daß man einen Sanitätsrath doch nicht werde lange in der Blöße eines leeren Knopfloches herumlaufen laſſen; und die Folgezeit machte ſeiner Kalkulation Ehre. Ein Jahr ſpäter meldete

Digitized by Google

ihm der Herr Kammerdiener in einem vertraulichen Schreiben, daß sein Name auf der Liste Derer stände, welche bei dem großen Ordensfeste bedacht werden würden. So war der Herr Doktor zu Orden und Würden gekommen, wie sie noch nie ein Bürger des Städtchens besessen hatte und Niemand, zehn Meilen in der Runde, sie besaß. Er war der Stolz des Städtleins geworden, und herrschte in demselben unangefochten, wie ein kleiner Fürst.

Nebenbei war er wirklich ein ganz tüchtiger Arzt, und würde es auch ganz gern gesehen haben, wenn ein jüngerer College ihm die beschwerliche und wenig einträgliche Armenpraxis abgenommen hätte. Aber auch nur diese, die gewinnbringende war sein „Rührmichnichtan"!

Ein halbes Jahr nachdem ich mich in Emmern niedergelassen, war ich gerade so weit gekommen, wie alle meine Vorgänger. Sorgen und Mühen hatte ich im Uebermaß, und Ausstände die Hülle und Fülle, nur waren sie leider nicht einzutreiben, und in meiner Kasse war die Ebbe der unwandelbare Zustand. Ich verdiente nicht so viel, um davon leben zu können, und mußte daran denken, so bald als möglich den Ort wieder zu verlassen.

Schrumm, der mich einige Male besucht hatte, drang schon längst in mich, zu ihm nach Berlin zurückzukehren und dort abzuwarten, ob sich für mich nicht anderweitig eine geeignete Stelle finden würde.

Ich hatte mich lange gesträubt, seinem Begehren zu willfahren, weil ich mich schämte, ihm wiederum zur Last zu fallen und meine Schuld bei ihm zu mehren. Endlich aber war ich eines Tages entschlossen, ihm zu schreiben,

Digitized by Google

daß ich mit dem Ende des nächsten Monats von Emmern abgehen würde. Es mußte sein.

Ich hatte innerhalb und außerhalb der Stadt eine große, schwer zu bewältigende Praxis. Am Morgen, früh um sieben Uhr war ich ausgegangen, und es war Nachmittag vier Uhr geworden, ehe ich vom Lande wieder heimgekehrt war. Ein unangenehmer Märztag mit Regengüssen und Schneetreiben hatte mich müde und mißgestimmt gemacht und den Entschluß, wieder nach Berlin zurückzukehren, in mir befestigt.

Ich fand mein Stübchen behaglich erwärmt, kleidete mich um, präparirte mir auf der Maschine eine Tasse guten Kaffee, brannte die Pfeife an und setzte mich an den Schreibtisch, um einen Brief an Schrumm abzufassen. Da hörte ich plötzlich auf der Straße lautes Rufen, und als ich mein Fenster öffnete, sah ich vor dem Nebenhause, dem ersten Gasthause der Stadt, einen stark beschmutzten Reisewagen halten, an dessen geöffnetem Schlage ein ältlicher Diener stand, der dem Wirthe zurief, es solle auf der Stelle ein Arzt herbeigeschafft werden. Ich schloß mein Fenster und eilte hastig die Treppe hinab; indeß war der Hausknecht bereits fort, um den Sanitätsrath zu rufen.

Im Wagen lag, in einen grauen Militärmantel gehüllt, ein rüstiger alter Herr mit grauem Schnurrbarte, der mir zurief: „Herr Doktor, ich glaube, ich habe mir das Bein an der Hüfte gebrochen, oder verrenkt. Sehen Sie zu, wie Sie mich glimpflich aus dem Marterkasten herausschaffen!“

Mit Hilfe des Dieners, des Hausknechts und einiger anderer Leute, geschah das mit einiger Mühe, unter ver-

schiedenen kräftigen Flüchen des alten Herrn; und mittelst eines Gepäcktragegestelles, welches ich im Hausgange stehen sah, brachten wir ihn glücklich die Treppe hinauf, in ein Zimmer, wo wir ihn auf das Bett legten.

Ich untersuchte sorgfältig das verletzte Bein und fand, daß der Schenkelknochen zwar nicht gebrochen, wohl aber der Kopf desselben aus dem Pfannengelenke gesprungen war, wohin er wieder zurückgebracht werden mußte.

„Thut das weh, Doktor?" fragte der Patient, und fügte hinzu: „Ich habe hölliſche Schmerzen!"

„Allerdings, es wird sehr weh thun," erwiederte ich ernst.

„Martin, die kurze Pfeife!" rief er dem Diener zu.

Die Pfeife wurde schleunigst gestopft und ein Stück brennenden Schwammes auf den Tabak gelegt. Nachdem er einige kräftige Züge gethan, rief er mir zu: „Nun, Doktor, in drei Teufels Namen, thun Sie, was Sie nicht lassen können!"

Der Mann muß wirklich Höllenschmerzen ausgestanden haben, ehe es mir unter Assistenz des Barbiers und seines Gehilfen gelang, den Hüftknochen in das angeschwollene Gelenk zurückzubringen, aber er gab keinen Laut von sich. Nur die mit größerer Kraft und Schnelligkeit hervorgestoßenen Rauchwolken bezeichneten die Momente, in denen er am schmerzlichsten zu leiden hatte.

Ein fester Verband ward angelegt und die leidende Hüfte mit kühlenden Eisumschlägen umgeben. Ich hatte angeordnet, was innerlich genommen werden solle, auch wie der Patient sich weiter zu verhalten habe, und stand im

Begriffe, mich zu entfernen, als an die Thüre geklopft wurde, und auf das erfolgte „Herein!“ der Herr Sanitätsrath in Frack und Orden, mit einer tiefen Verbeugung eintrat und unter weiteren Verbeugungen dem Lager des Kranken sich näherte.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?“ schnaubte der Patient ihn ingrimmig an.

„Halten allergnädigst zu Gnaden, Euer Excellenz!“ stotterte der erschreckte Sanitätsrath, „Eure Excellenz haben nach mir zu schicken die Gnade gehabt. Ich bin der Sanitätsrath Strippe, unterthänigst aufzuwarten.“

„Thut mir leid, kommen zu spät, Herr Sanitätsrath, der Herr da hat bereits Alles in Ordnung gebracht.“

„Ah, der junge Herr College!“ sagte der Herr Sanitätsrath und fuhr, als ob er mich weiter nicht bemerke, fort: „Aber wollen Eure Excellenz nicht geruhen, mir gnädigst zu erlauben, daß ich mich gehorsamst von der Sachlage überzeugen dürfe, um mit meinem jüngeren Herrn Collegen die erforderliche Rücksprache zu nehmen, was nun weiter noch zu geschehen habe,“ und dabei streckte er, sich tief verbeugend, die Hand nach dem übergebreiteten Deckbette aus.

„Drei Schritte vom Leibe, Herr!“ fuhr ihn der Leidende an. „Alles in Ordnung! Brauchen sich um den Quark nicht mehr zu kümmern! Wünsche Ruhe! Habe die Ehre —“

Der Herr Sanitätsrath prallte entsetzt die anbefohlenen drei Schritte zurück. „Hab' die Ehre, mich Eurer Excellenz unterthänigst zu ferneren Gnaden zu empfehlen!“ stammelte

er, indem er sich unter tiefen Verbeugungen nach der Thür zurückzog und unter einer noch tieferen, durch dieselbe verschwand.

„Hanswurst!“ brummte die Excellenz hinter ihm her.

Als ich frühzeitig am anderen Morgen die Stiegen zur Wohnung meines Patienten hinaufschritt, kam der College Sanitätsrath dieselben mit einem gar bitterbösen Gesichte herunter, mich kaum eines Grußes würdigend. Er war früher dort gewesen, als ich. Martin erzählte, als er Seiner Excellenz denselben gemeldet, habe Seine Excellenz so laut, daß Jener es habe durch die halbgeöffnete Thüre hören müssen, gerufen: „Sage ihm, Martin, ich ließe für gütige Nachfrage danken, es ginge ja, Gott sei Dank, den Umständen gemäß recht wohl! Wünschte ihm besten guten Morgen!“

Seit diesem Augenblicke hat sich der Herr Sanitätsrath nicht wieder bei Seiner Excellenz sehen lassen; aber er warf mir seitdem Blicke zu, als ob er mich umbringen wollte.

Seine Excellenz war der General und Flügeladjutant Seiner Majestät, Graf v. Zabern, ein alter Haudegen, der in den Kriegen von 1813 bis 1815 sich in hervorragender Weise ausgezeichnet hatte, schnell avancirt war und des Königs Gnade in ausgezeichnetstem Maße besaß. Er hatte die Absicht gehabt, sich auf seine Güter in Westphalen zu begeben. Etwa eine Meile vor Emmern hatte er aus dem Wagen steigen wollen, den Schlag geöffnet und vom Trittbrette aus dem Kutscher zugerufen, zu halten. In dem Augenblicke aber, wo dieser die Pferde zum

Digitized by Google

Stehen brachte und der Wagen dadurch einen Ruck bekam, war er ausgeglitten und auf die Chauſſee geſtürzt.

Als ich bei ihm eintrat, rief er mir entgegen:

„Guten Morgen, Doktor! Wann werde ich dieſes verwünſchte Marterbett verlaſſen und weiter fahren können?“

„Nicht unter drei Wochen, wenn Alles gut geht und Eure Excellenz ein ſo gehorſamer Patient ſind, wie ich es hoffe.“

„Schwerebrett, das geht nicht an, Doktor! Das dauert viel zu lange. Laſſen Sie ſich abhandeln!“

„Nicht eine Minute, Eure Excellenz!“

Ich unterſuchte nun die leidende Stelle und war befriedigt von dem Erfolge meiner Hilfsleiſtung. Obſchon in der nächſten Nacht ein tüchtiges Wundfieber eintrat, überwand die kräftige Konſtitution des Kranken doch dasſelbe glücklich. Die Heilung ging mit ſicheren Schritten vorwärts; aber ich muß auch geſtehen, daß mir kaum jemals ein fügſamerer, ruhigerer und geduldigerer Patient unter die Hände gerathen iſt, als Seine Excellenz es war, trotz ſeines ſonſt ſo heftigen und aufbrauſenden Temperaments.

Ein ergötzliches Pröbchen ſeiner ſonderbaren Marotten ſollte mir aber noch im Laufe deſſelben Tages werden.

Martin, der alte, ruhige und beſonnene Diener, der das vollſtändige Vertrauen des Grafen beſaß, hatte ſchon am Tage vorher, ſobald ſich nur der erſte Schrecken gelegt hatte, den Kutſcher an die nächſte Telegraphenſtation geſandt, um den König, ſowie die noch nicht achtzehnjährige Tochter des Generals, welche ihm allein von ſeiner Fa-

Digitized by Google

milie geblieben, von dem eingetretenen Unglücksfalle in Kenntniß zu setzen.

Wie Du Dich erinnern wirst, gab es zu damaliger Zeit nur eine einzige Telegraphenlinie, welche von Berlin über Magdeburg nach Köln führte, jedoch nur aus optischen Telegraphen bestand, die bei nebligem Wetter ganz umsonst ihre Arme über dem Kopfe zusammenschlugen und vergeblich ihre Geheimnisse der nächsten Station verständlich zu machen suchten. Glücklicherweise war aber diesmal kein Nebel gewesen, und als ich Nachmittags bei meinem Patienten wieder vorsprach, fuhr plötzlich eine vierspännige Extrapost vor dem Hause an. Eine schlanke junge Dame entsprang hastig dem Wagen, eilte die Treppen hinauf, schob im Vorzimmer den verblüfften Martin bei Seite, stürzte in das Zimmer herein und warf sich mit dem Ausrufe: „Vater, liebster bester Vater, lebst Du noch?“ laut schluchzend vor dem Bette des Kranken auf die Kniee nieder.

„Aber Rexa, bist Du von Sinnen? Was willst Du hier? Mach', daß Du wieder fortkommst! Du siehst ja, hier können wir kein Weibervolk brauchen!“ rief der Alte barsch.

„Nein, Väterchen,“ sagte die junge Dame schmeichelnd, indem sie aufstand und den Kranken zärtlich küßte, „nein, Väterchen, das darf nicht sein! Du darfst mich nicht wieder fortschicken, Du bist krank und ich muß Dich pflegen, bis Du wieder ganz gesund bist!“

Der Vater schlang den Arm um sein Kind und sagte in etwas ruhigerem Tone: „Rexa, Du bist nicht gescheidt!

Ich bin gar nicht krank, ſondern muß nur hier auf dem verwünſchten Bette liegen, weil ich mir den Schenkel aus der Hüfte gefallen habe. Da begreifſt Du doch, daß ich Deine Hilfe nicht brauchen kann und Du hier ganz unnütz biſt. Bin Dir herzlich dankbar dafür, daß Du Dich nach mir umſiehſt, aber — Martin, morgen früh um ſieben Uhr muß die Extrapoſt vor der Thüre ſtehen! — und dann fährſt Du wieder heim, mein liebes Töchterchen! — Martin, beſtelle ein Zimmer für die Rexa!"

„Aber ich will nicht wieder heim, Vater!" ſagte Rexa in ganz entſchiedenem Tone. „Ich will hier bleiben und Dich pflegen. Ich hätte ja keine ruhige Stunde in Berlin, wenn ich Dich hier krank wüßte ohne mich!"

„Mußt, Rexa, mußt! Davon beißt keine Maus einen Faden ab. Alſo ſei vernünftig und mein gehorſames Kind!" ſagte der Alte gutmüthig. „Sieh, da iſt der Martin, der verſteht das Pflegen beſſer, als irgend wer ſonſt; hat mich ſchon anno Dreizehn in Pflege genommen. Und da iſt der Doktor, der Dir ſagen wird, daß Du hier ein ganz überflüſſiger Störenfried biſt!"

„Aber gutes, liebſtes, beſtes altes Väterchen!" ſagte die Tochter, indem ſie ihm die Wangen ſtreichelte, „warum gibſt Du Dir ſo unendliche Mühe, mich zum Hauſe hinaus zu werfen, anſtatt überzeugt davon zu ſein, daß ich doch nicht gehe? Und Sie, lieber Herr Doktor, ſagen Sie ihm doch, daß Sie mich gar nicht entbehren können, und daß ich hier ganz unabweislich nothwendig bin. Sagen Sie ihm doch, daß Sie den Vater gar nicht wieder geſund machen können, ohne meine Pflege."

Digitized by Google

Und dabei sah sie mich an mit ihren großen strahlenden Augen, so innig und vertrauensvoll, daß mir das Herz heftig an die Rippen pochte und ich im Stande gewesen wäre, einen Schwur darauf abzuleisten, der Kranke könne ohne ihre Mithilfe nicht wieder genesen.

Ehe ich indessen etwas darauf erwiedern konnte, sagte dieser: „Die Sache ist abgemacht! Also, Rexa, mach' Dir's bequem, setze Dich zu mir und erzähle mir etwas von Berlin. Was gibt's Neues?"

Als nun die junge Comtesse sich zu ihm gesetzt hatte, nahm sie seine Hand in die ihrige und sagte: „Die Sache ist abgemacht! Siehst Du, jetzt bist Du wieder mein liebes, braves Väterchen. Wer sollte Dir denn etwas erzählen, wenn Du mich fortschicktest?"

„Schlaukopf!" sagte der Alte. „Diesmal hast Du Dich doch verrechnet. Kann Dich wirklich hier nicht brauchen, Rexa! Morgen früh um sieben Uhr fährst Du wieder heim. Dabei bleibt's. Punktum!"

„Wollen sehen, ob's wahr ist!" lächelte das Töchterlein.

Ich empfahl mich, eine gute Nacht wünschend, und am anderen Morgen um sieben Uhr fuhr die Extrapost richtig vor dem Hause vor; aber Comtesse Rexa blieb, denn schon einige Stunden früher hatte sich bei ihrem Vater ein tüchtiges Wundfieber eingestellt.

Sie war unermüdlich in des Kranken Pflege, und ich faßte damals eine solche Verehrung für sie, daß ich sie hätte anbeten mögen.

Als endlich die schweren Tage der Angst und Noth vorüber waren, und der Graf wieder zur Besinnung und

zu Kräften kam, da zog er seine schöne Tochter still an sich, küßte sie herzlich, drohte ihr bedeutsam mit dem Finger und — von Abreise war keine Rede mehr.

An mir schien er ein besonderes Wohlgefallen zu finden, und wenn ich nicht zur bestimmten Minute bei ihm eintrat, wurde er unruhig und verlangte nach mir. Was ich an freier Zeit hatte, mußte ich ihm zur Disposition stellen, und ich that es gern. Er war ein Mann, der viel von der Welt gesehen, viel durchgemacht hatte und über seine Erfahrungen und Erlebnisse ernst und verständig, liebenswürdig und heiter zu erzählen wußte, und seine Tochter Rexa war in der That die Liebenswürdigkeit selbst. Sie behandelte mich mit einer Freundlichkeit und Offenherzigkeit, fast, als ob ich ihr Bruder sei. Es lag eine wahrhaft kindliche Unbefangenheit in ihrem Wesen. Wenn der Vater schlief und ich irgend Zeit hatte, begleitete ich sie auf ihren Spaziergängen durch Wald und Feld, oder wir lasen zusammen ihre Lieblingsdichter; kurz, ich dachte mit Schrecken daran, wie jeder Tag den General der Genesung näher führte, und wie ich nach seiner Abreise wieder allein und verwaist mein trauriges Leben dahinschleppen würde.

In der dritten Woche war er wirklich so weit, daß er, auf ein paar Krücken gestützt, schon wieder Gehversuche im Zimmer machen konnte.

Als ich mich eines Nachmittags zu ihm begeben wollte, hatte ich kurz vorher nach irgend etwas meine Schubladen durchsucht und war dabei auf ein Holzschächtelchen gestoßen, in welchem sich neben meinen zwei Siegelringen mit Wappen-

schildern auch noch zwei kleine goldene Medaillons befanden, von denen das eine das Brustbild eines französischen Offiziers, das andere das einer schönen jungen Dame umschloß. Ich nahm den größeren der beiden Ringe heraus und steckte ihn an meinen Finger; seit dem vergangenen Jahre hatte ich ihn wegen einer Verletzung am Finger, die aber längst wieder geheilt war, nicht getragen und hatte ihn fast vergessen.

Comtesse Rexa war ausgegangen. Der General lag ausgestreckt auf seinem Bette, und nach einem kurzen Zwiegespräche über gegenseitiges Ergehen, Wind und Wetter forderte mich der alte Herr auf, wie das schon öfter geschehen, mit ihm eine Parthie Schach zu spielen.

Als ich bei einem Zuge, der längeres Nachdenken in Anspruch nahm, die Figur unschlüssig zwischen den Fingern hielt, bemerkte der General den Ring an meiner Hand.

„Was haben Sie da für einen eigenthümlichen Ring?“ fragte er plötzlich.

Ich zog den Ring vom Finger, der allerdings ungewöhnlich geformt war und namentlich dadurch auffiel, daß sein oberer Theil nicht einen Stein, sondern eine Stahlplatte einschloß, in der ein adeliges Wappen höchst zierlich eingestochen war. Ich reichte ihn dem Grafen hin, der ihn hastig nahm, von allen Seiten sehr genau betrachtete und dann heftig fragte: „Doktor, woher haben Sie diesen Ring?“

„Von meinem Vater,“ erwiederte ich.

„Das ist unmöglich!“ entgegnete die Excellenz. „Sie heißen Bernard! Wenn der Eigenthümer dieses Ringes Ihr Vater war, so muß er anders geheißen haben, das beweist das Wappen hier!“

„Das glaube ich auch, Eure Excellenz!“ entgegnete ich. „Aber leider weiß ich den Namen meines Vaters nicht zu nennen, ja selbst nicht einmal den meiner Mutter, obwohl ich auch von ihr einen Siegelring besitze, in welchem das gleiche Wappen, verbunden mit noch einem anderen, eingeschnitten ist.“

„Hm! Merkwürdig!“ sprach Seine Excellenz vor sich hin. Ich aber fuhr fort:

„Mehr noch! Ich besitze sogar zwei Medaillons mit den Bildnissen meiner Eltern, und weiß doch nicht mehr von ihnen, als ihre Vornamen: Elise und Bernard, nach denen ich auch getauft bin: Karl Eli Bernard.“

„Das ist aber doch eine ganz sonderbare Verkettung von Umständen!“ sagte der Graf staunend, jedoch wie Einer, der mehr zu sich selbst, als zu einem Anderen spricht. Dann aber zu mir sich wendend, fuhr er fort: „Doktor, die Geschichte interessirt mich ganz ungeheuer, die müssen Sie mir ausführlich erzählen; und den anderen Ring und die beiden Medaillons, kann ich die nicht auch einmal sehen?“

„Ganz gewiß!“ entgegnete ich. „Wenn Excellenz sich einen Augenblick gedulden wollen, werde ich sie sofort aus meiner Wohnung herüberholen.“

„Werden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollen, lieber Doktor,“ erwiederte der Graf, und ich eilte fort, um alsbald mit den gedachten Gegenständen zurückzukehren.

Der Graf nahm den Siegelring meiner Mutter, betrachtete ihn und sagte: „Richtig! Das gleiche Wappen, verbunden mit dem der —“ Er brach ab und fügte ergän-

zend hinzu: „mit einem anderen Wappen.“ Dann nahm er die beiden Medaillons und wandte ſein Geſicht von mir ab gegen die Wand, gleichſam als wolle er beſſer das vom Fenſter hereinſtrömende Tageslicht auf dieſelben fallen laſſen. Er betrachtete ſie lange, mitunter abgebrochene Worte vor ſich hinmurmelnd, von denen ich keines verſtand. Endlich ſich zu mir zurückwendend, legte er die Medaillons auf den Tiſch neben die beiden Ringe und ſprach:

„Es ſcheint mir, Doktor, als ſeien Sie von franzöſiſcher Abkunft. Das Porträt des Herrn zeigt eine franzöſiſche Offiziersuniform und die Gravüren auf der Rückſeite ſind in franzöſiſcher Sprache eingegraben: Bernard à sa chère Elise — Elise à son cher Bernard 1810.“

„Ich glaube das auch, Excellenz!“ erwiederte ich.

Excellenz ſah mich prüfend an und fuhr fort: „Und weiter wiſſen Sie nichts, gar nichts von Ihrer Herkunft? Wie geht das zu? Erzählen Sie mir das genau, recht genau, lieber Doktor, verſteht ſich, wenn Sie wollen. Die Sache klingt in der That ganz verwunderlich; ſie intereſſirt mich ſehr, beſonders da ich lebhafte Theilnahme für Sie gefaßt habe. Wollen Sie, Doktor?“

„Recht gern, Excellenz! Aber Sie werden wenig mehr dadurch erfahren, als Sie jetzt bereits wiſſen.“

„Thut nichts! Fangen Sie nur an!“ entgegnete er, und ich erzählte:

„Die dreitägige Schlacht bei Leipzig war geſchlagen und am 19. Oktober wurden die Thore der Stadt mit ſtürmender Hand genommen. Die Franzoſen flohen nach allen Richtungen, die Verbündeten drangen von allen Seiten ein,

und als die siegreichen Monarchen die Stadt betraten, mußten erst Kavallerie-Mannschaften vor ihnen her die Straßen säubern, die von Fuhrwerken aller Art, Transport- und Munitions-, Geschütz- und Krankenwagen, Karren und Kutschen, Flüchtlingen, todten und verwundeten Menschen und Pferden vollständig verstopft waren, während an anderen Stellen der Stadt, namentlich gegen die Thore hin, gleicher Wirrwarr, gleiches Gedränge und erbittertes Kampfgewühl herrschten.

Um jene Zeit näherte sich ein kleiner Trupp französischer Flüchtlinge, dem es gelungen war, dem Kampfestoben in der Stadt zu entrinnen, einem Bauernhofe, der hinter Plagwitz, entfernt von der großen Landstraße, dicht an dem Saume eines Gehölzes lag. Das Dach des Hauses war eingeschossen und zusammengestürzt, die beiden zur Seite gelegenen bescheidenen Scheunen und Stallungen waren niedergebrannt. Der Zaun, der das Gehöft umgeben hatte, war niedergerissen und das Holzwerk fortgeschleppt, um als Feuerungsmaterial benutzt zu werden. Das Vieh war geraubt und fortgetrieben, das Haus ausgeplündert, aber es stand doch wenigstens noch aufrecht mit seinen Mauern.

Der alte Bauer nebst seinen Söhnen und Töchtern hatte sich während der Schreckenszeit geflüchtet und in dem nahen Walde verborgen gehalten. Jetzt waren sie zurückgekehrt, um nach ihrer zerstörten Habe zu sehen, und hielten sich, als die Flüchtlinge näher kamen, im Keller versteckt, wo sie niedergekauert durch ein Luftloch in der Mauer hinausspähten und in Angst und Besorgniß abwarteten, ob jene Schaar vorüberziehen oder in das Haus einfallen würde.

Digitized by Google

Im Gefolge jener Männer, die jetzt an das Haus herangekommen waren, aber, ohne Notiz von demselben zu nehmen, eilig ihren Marsch fortsetzen zu wollen schienen, befand sich ein elender zweiräderiger Karren, von einem halbverhungerten Gaule gezogen. Auf einem Bunde Stroh saß zur Linken, mit verbundenem Haupte, ein französischer Offizier, dessen linker Arm vom Ellbogen abwärts mit Bandagen umwickelt war und in einer schwarzen Schlinge vor der Brust ruhte.

Ihm zur Rechten saß eine bleiche junge Frau, um deren Leib der Verwundete seinen rechten Arm geschlungen hatte. In ihren Händen hielt sie die Zügel des Rosses und die Peitsche, um dasselbe anzutreiben. Zwei Lederkoffer, mit Stricken an den schmalen Seitenbrettern des Karrens befestigt, dienten den Beiden als Rückenlehnen.

Eben war der Karren dem Hause gegenüber angelangt, als plötzlich aus dem Walde eine Rotte Kosaken mit lautem Hurrah hervorbrach und auf die Franzosen einsprengte. Lautes Schreien und Rufen hüben und drüben, Gewehrfeuer von beiden Seiten, Kampfgetümmel, Lanzenstiche, Säbelhiebe, Fluchen und Gewimmer, Flüchten und Verfolgen, das Alles ging im Laufe weniger Minuten an den ängstlich Lauschenden vorüber. Bald darauf herrschte lautlose Stille, und als die Geängstigten sich endlich aus ihrem Schlupfwinkel hervorwagten, waren die Franzosen bis auf den letzten Mann vernichtet und die Kosaken verschwunden. Das Pferd war getödtet, das Gepäck gestohlen und neben dem ausgeraubten Karren lag auch der unglückliche Offizier, der, von einem Lanzenstiche in die Brust getroffen, soeben

den letzten Athemzug aushauchte. Die junge Frau aber lag, aus einer Bruſtwunde blutend, neben ihm und hatte — o Jammer und Entſetzen! — während des Kampfes einem Knäblein das Leben gegeben.

Die älteſte Tochter des Bauers, welche vor drei Tagen erſt ihr einziges, zwei Monate altes Söhnlein verloren hatte, nahm ſich hilfreich und erbarmungsvoll der Mutter und des Kindes an. Aber die Mutter verſchied, kaum daß man ſie in das Haus getragen hatte, ohne zur Beſinnung zu gelangen. — Das Kind war ich!

Der Offizier und ſein Weib liegen auf dem Kirchhofe von Plagwitz beſtattet.

Der eine der Ringe, der größere, wurde an der verbundenen Hand meines Vaters gefunden; der kleinere am Finger meiner Mutter. Wie er dort der Aufmerkſamkeit der plündernden Koſaken entgehen konnte, iſt kaum zu begreifen. Die beiden Medaillons befanden ſich in einem Schächtelchen, welches meine Mutter im Kleide verborgen hielt. Nach den Ausſagen aller Leute, welche die Bilder ſahen und die Leichen mit denſelben verglichen — auch der Schulze und der Pfarrer befanden ſich unter dieſen — war die Aehnlichkeit derſelben mit den Geſtorbenen eine unverkennbare und zweifelloſe.

Dieſe vier Gegenſtände, Eure Excellenz, welche hier vor uns liegen, ſind das einzige Erbtheil, welches meine Eltern mir hinterließen, und zugleich die einzige Erinnerung an die, welche mir das Leben gaben, aber, ſo fürchterlich jäh vom Tode hinweggerafft, mir nicht einmal ihren Familiennamen hinterlaſſen konnten.

Die junge Frau, welche sich meiner mütterlich annahm, mich hegte und pflegte und ihr Leben lang darbte, um mir eine gute Erziehung geben zu können, gab mir den Namen Karl, denn so hatte ihr verstorbenes Söhnlein geheißen; und der Pfarrer fügte die beiden Namen Eli und Bernard hinzu, entsprechend den beiden Namen, welche sich auf den Medaillons vorfanden. Unter diesen Namen bin ich in das Kirchenbuch eingetragen, in welchem auch über die näheren Umstände, unter welchen ich zur Welt kam und gefunden wurde, der entsprechende Vermerk gemacht worden ist."

„Und Sie haben nie den Versuch gemacht, die Familie, aus der Sie abstammen, zu entdecken?" fragte der General. „Die Wappen auf den Ringen hätten Sie dabei wohl auf die richtige Spur leiten können."

„Nein, Eure Excellenz!" entgegnete ich. „Und wenn mir dann und wann auch dieser Gedanke auftauchte, so mußte er wieder zurückgedrängt werden. Um dergleichen Spuren aufzusuchen und zu verfolgen, namentlich in einem fremden Lande, muß man Geldmittel besitzen. Für das tägliche Brod zu sorgen, lag mir näher. Und selbst dann, wenn ich eine solche Spur gefunden hätte, und hingetreten wäre vor meine Familie und gesprochen hätte: ‚Da bin ich, nehmt mich auf in Eure Mitte und gebt mir mein Erbe!' Würde man mich nicht vielleicht als einen Betrüger betrachtet und durch langwierige Prozeßverhandlungen unterdrückt haben? — Nein, wenn es mir auch heute noch traurig genug ergeht, werde ich mich durcharbeiten mit Kopf, Herz und Hand, zu einer befriedigenden Existenz."

Digitized by Google

Der alte Herr betrachtete mich mit leuchtenden Augen, ſchüttelte mir kräftig die Hand und ſagte:

„Doktor, Sie ſind ein braver Junge, ein ganzer Kerl! Das gefällt mir. Aber ſelbſt, wenn Sie nicht eintreten wollen in eine große Familie, ſo müßte es Ihnen doch Freude machen, Ihrer Eltern Namen zu wiſſen und ſich ſelbſt ſagen zu können: Auch wenn ich meiner Eltern Namen nicht führe, ich kenne ihn doch und will ihm Ehre machen! Sehen Sie, Doktor, da habe ich in Berlin einen großen Kreis von Freunden und Bekannten, und unter dieſen auch Solche, welche ſich mit dem Studium der Heraldik gar emſig befaſſen. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn die nicht aus ihren Büchern herausfinden ſollten, welchen Familien Ihr Vater und Ihre Mutter angehörten. Vertrauen Sie mir einmal Ihre Ringe und Medaillons an, ich hoffe, wir werden das bald heraus bringen. Wollen Sie, Doktor?“

Ich erwiederte: „Wenn Eure Excellenz wünſchen, warum ſollte ich Ihnen nicht meine einzigen Beſitzthümer anvertrauen? Von Herzen gern! Ich fürchte nur, die Entdeckung, ſelbſt wenn ſie gelingt, wird nicht zu meiner Befriedigung ausfallen, ja mir vielleicht den inneren Frieden rauben und mich in Widerſtreit mit meinem eigenen Herzen bringen. Weiß ich erſt, welchen Familien mein Vater und meine Mutter entſtammten, würde ich dann nicht auch weiter gehen und erfahren wollen, welchem Zweige derſelben? Würde ich dadurch nicht unwillkürlich zu der Forſchung getrieben werden: Welche Beſitzthümer hatten ſie und wer beſitzt jetzt das Erbe, das von Rechts-

wegen mir gehört? Dann aber möchte auch ſchließlich wohl der Wunſch in mir erwachen, den jetzigen Eigenthümer aus dem Erbe zu vertreiben, obwohl er es doch ſchon ſeit mehr als ſechsundzwanzig Jahren beſitzt. Zu welch' grauſamer Härte für manchen Unſchuldigen könnte die Verfolgung meines Rechtes nicht führen? — Ich ängſtige mich bei dieſem Gedanken, Eure Excellenz, und ich verzichte daher lieber auf jegliche nähere Kenntniß."

„Hm! Wie Sie wollen! Tauſend Andere würden darüber nicht ſo denken!" ſagte der General kurz, legte die beiden Ringe und Medaillons ſchweigend in die kleine Schachtel und ſteckte dieſelbe in die Bruſttaſche ſeines Rockes. Dann zu mir ſich wendend ſprach er mit großem Ernſte: „Ich habe von Ihnen eine Geſchichte gehört, die wie die Erfindung eines Romanes klingt und dennoch Wahrheit iſt. Bitte, fahren Sie fort, mir zu erzählen, was weiter mit Ihnen geſchah."

„Dann muß ich Ihnen zuerſt die Leute ſchildern, Eure Excellenz, unter denen ich aufwuchs.

Da war zuerſt der alte Bauer, Michel Schneeweiß, deſſen Frau ſchon ſeit Jahren todt war. Das Beſitzthum deſſelben war nicht bedeutend, hatte aber die fleißigen Leute bisher reichlich ernährt. Jetzt aber war die Noth groß. Das Haus war eine Ruine, die Scheuer war mit dem Segen der Ernte eingeäſchert, die Stallung verbrannt, das Vieh geraubt, das Hausgeräth zerſchlagen und verwüſtet; aber glücklicherweiſe waren ein paar Hundert Thaler baaren Geldes gerettet, die man im Walde vergraben gehabt hatte.

Mit dieſen geringen Mitteln mußte man jetzt wieder

von vorn anfangen, und es ging im Hause gewaltig knapp her. Der Knecht und die Magd, welche sich ein paar Tage später wieder einfanden, wurden entlassen; man hätte sie nicht ernähren können. Der Vater aber und die beiden Söhne gingen wacker an die Arbeit, und die beiden Töchter schafften unverdrossen mit, im Hause und auf dem Felde.

Die älteste Tochter Lisbeth war es, welche sich meiner mütterlich angenommen hatte. Sie war eine verheirathete Frau und durch die Kriegsverhältnisse veranlaßt worden, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Sie hatte einige Jahre vorher einen jungen Mann kennen gelernt, einen Preußen, der aus Potsdam gebürtig war, und in einer bedeutenden Druckerei zu Leipzig als Setzer arbeitete. Nachdem Beide sich verheirathet hatten, war sie ihm in seine Vaterstadt gefolgt, woselbst seine Eltern ein kleines Häuschen besaßen. Dort zogen auch die jungen Eheleute ein, und der junge Mann arbeitete weiter in seinem Geschäfte. So verstrich nahezu ein Jahr; da erschien der Aufruf Friedrich Wilhelm's III.: ‚An mein Volk!' Den jungen Mann hielt es nicht länger mehr hinter seinen Setzkästen, die allgemeine Begeisterung hatte auch sein Herz entflammt, und obwohl er in wenigen Monaten die Aussicht hatte, ein glücklicher Vater zu werden, riß er sich dennoch los von den klagenden Eltern, dem innig geliebten Weibe, und stellte sich freiwillig.

Als Lisbeth sah, daß weder ihre Bitten, noch ihre Thränen ihn von dem gefaßten Entschlusse zurückhalten konnten, da flehte sie ihn an: ‚Laß mich zurückkehren in

mein Vaterhaus, ich würde hier unter den fremden Leuten vor Gram vergehen! Wenn Du zurückkommst aus dem Kriege, dann hole mich dort, oder schreibe mir, daß ich komme. Bitte, bitte, laß mich ziehen, ich habe Sehnsucht nach den Meinen in dieser schrecklichen Zeit. Dort will ich Gott bitten bei Tag und bei Nacht, daß er Dich in seinen gnädigen Schutz nehme und bald gesund wieder heimkehren lasse zu Deinem armen Weibe und Kinde!'

Lisbeth kehrte heim zu den Ihren, um dort sowohl des Weibes höchstes Glück kennen zu lernen, als auch des Lebens höchste Bitterkeit zu erdulden. Sie wurde Mutter eines schönen, lieblichen Knaben, um denselben zwei Monate später unter den schwersten Schrecknissen des Kriegselendes wieder zu verlieren. Noch waren ihre ersten Schmerzensthränen nicht versiegt, da fand sie mich und legte mich an ihre Brust, um nimmer wieder von mir zu lassen. Möge Gott ihr vergelten, was sie an mir gethan. Ich habe es leider nicht gekonnt, wie ich es als mein höchstes Glück gewünscht hätte!

Von ihrem Manne kamen aus Frankreich nur spärliche Nachrichten. Sie lauteten tröstlich über sein Befinden, aber seine Wiederkehr verschob sich von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Da floß manche stille Thräne der Wehmuth und des Kummers, und unter diesen Thränen bin ich stark und kräftig herangewachsen bis in mein drittes Jahr.

Dann trat eines Tages gegen das Ende des Jahres 1815 ganz unverhofft ein prächtiger, hochgewachsener, blühender Kriegsmann in unsere Thüre, dem Lisbeth jauchzend

und weinend an die Bruſt flog, und wenige Tage ſpäter trug mein Pflegevater mich auf ſeinen kräftigen Armen hinaus vor die Thüre und hob mich in einen Planwagen, in welchem Lisbeth ſaß, wir fuhren davon — und den alten Großvater, ſeine beiden Söhne und die liebe Tante Minna ſah ich niemals wieder.

Ich weiß nicht, um wie viele Tage ſpäter wir dann in Potsdam ankamen und dort wieder die frühere Wohnung meiner Pflegeeltern bezogen; jedoch erinnere ich mich dunkel noch der beiden Eltern des Pflegevaters, welche ein Jahr oder anderthalb nach unſerem Einzuge ſtarben. Das iſt die früheſte Erinnerung, welche ich an irgend eine Perſönlichkeit mir bewahrt habe.

Aber die Großeltern waren es nicht allein, welche erkrankten und ſtarben. Auch mein Pflegevater, der doch ſo ſtark und kräftig aus dem Kriege zurückgekommen war, fing bald zu kränkeln an, wurde immer ſchwächer und ſchwächer, ſo daß er endlich das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Er ſtarb, als ich gerade ſechs Jahre alt geworden war.

Auch er hatte mich zärtlich geliebt und ſich viel mit mir beſchäftigt bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens hin; und als er geſtorben, war ich ſoweit ſchon im Leſen, Schreiben und Rechnen vorgeſchritten, daß ich nicht mehr eine Vorbereitungsſchule zu beſuchen brauchte, ſondern ſogleich in die Sexta des Gymnaſiums aufgenommen werden konnte.

Der gute alte Rektor Büttner wies mich zuerſt ab, weil ich noch viel zu jung ſei. Als aber die Mutter in ihrer Trauerkleidung gar nicht abließ ihn zu bitten, mich

doch nur ein ganz klein wenig examiniren zu wollen, entſchloß er ſich endlich doch dazu. Und je mehr er fragte, und je mehr ich antwortete, um ſo häufiger klopfte er mir beifällig mit der Hand auf Kopf und Schultern und ſagte: ‚Bravo, mein Söhnchen, bravo mein Söhnchen!‘

Dann aber klingelte er dem alten Pedell Neutöber und beauftragte ihn, den Herrn Konrektor Bauer und den Herrn Subrektor Schmidt herbeizurufen, und als die beiden Herren erſchienen waren, begann die Prüfung von Neuem. Darauf traten die drei Herren zuſammen zu leiſer Berathung, und das Reſultat ihrer Beſprechung war, daß ich angenommen wurde und als wohlbeſtallter Sextaner an der Hand meiner vor Freude weinenden Pflegemutter wieder nach Hauſe ſchritt.

Was ſoll ich aber nun weiter noch von meinem Schul- und Univerſitätsleben ſagen? Durch die Krankheiten und Todesfälle war das kleine Häuslein ſo tief verſchuldet worden, daß die Mutter daſſelbe verkaufen mußte. Sie ſaß Tag und Nacht emſig bei der Näharbeit, ich aber ſtudirte fleißig. Als ich bis nach Quarta gekommen war, begann ich ſchon damit, einigen meiner Mitſchüler, namentlich ſolchen aus den unteren Klaſſen, Nachhilfe zu ertheilen. Damals bekam ich freilich nur einen Silbergroſchen für die Stunde, ſpäter zwei und einen halben, und als Primaner ſogar fünf. Das war allerdings nicht viel, aber ich that es gern und freute mich über den Verdienſt, den wir gar nöthig brauchten. Als Primus omnium verließ ich die Schule, mit einem ausgezeichneten Zeugniſſe verſehen, um in Berlin Medicin zu ſtudiren.

Digitized by Google

Der Direktor und die Lehrer, welche mir sämmtlich wohl wollten, hatten unter den angesehensten Leuten der Stadt für mich gewirkt, so daß mir für jedes Studienjahr eine Unterstützung von einhundert Thalern zugesichert werden konnte. Ich war erst wenig über sechzehn Jahre alt, und einhundert Thaler erschienen mir noch als ein großes Vermögen. Obschon ich aber fast sämmtliche Collegia frei oder gestundet bekam, habe ich doch unsägliche Mühe und Noth gehabt, mich durchzuschlagen und durch Ertheilung von Unterricht, durch Uebersetzung wissenschaftlicher Abhandlungen u. s. w. mir die Mittel zum Unterhalte zu verschaffen.

Daß ich nach vollendetem Studium alsbald mein Doktorexamen machen konnte, verdankte ich ganz allein der nimmer endenden, aufopferungsvollen Liebe und Zärtlichkeit meiner Pflegemutter; denn während meiner Studienzeit war ihr Vater gestorben und ihr dadurch ein kleines Kapital zugefallen, welches sie unter allen Entbehrungen so fest hielt, daß auch nicht ein Groschen davon zu einem anderen Zwecke verwendet wurde.

Ein junger livländischer Baron, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, nahm mich sofort als Arzt auf seine Güter mit. Zwei Jahre später wurde er auf der Jagd durch Fahrlässigkeit erschossen. Ich kehrte nun in die Heimath, froher Hoffnungen voll, zurück. Ich hatte mir eine kleine Summe Geldes erspart und hoffte, mich mit Hilfe derselben an irgend einer Universität habilitiren zu können. Es sollte anders kommen! Der Reisekoffer, in den ich meine Bücher und Instrumente, mein Geld und meine übrige Habe verpackt hatte, wurde mir unterwegs gestohlen.

Digitized by Google

Ich rettete nur, was ich in einer Hutschachtel und einem winzigen Tornister aufbewahrt hatte. Entblößt von Allem traf ich bei meiner Pflegemutter ein, zeitig genug, um von der auf dem Sterbebett Liegenden den Segen zu empfangen, die Ringe und Medaillons an mich zu nehmen und ihr die Augen zudrücken zu können. Ihre Hinterlassenschaft reichte eben aus, um die Kosten für die Beerdigung zu decken."

Nachdem ich dem General schließlich noch von der hilflosen Lage, in welche ich nun gerieth, von dem Edelmuth meines Freundes v. d. Nahe und von meiner dermaligen Lage erzählt hatte, sagte er zu mir:

„Sie haben mir da eine eigenthümliche Geschichte zum Besten gegeben, mein lieber Herr Doktor. Danke Ihnen bestens für das Vertrauen, das Sie mir damit erwiesen. Aber nicht verzagen, junger Mann! Kopf hoch, Brust 'raus! Auf Regen folgt Sonnenschein, und die Welt ist rund und muß sich drehen. Passen Sie auf, Sie kommen auch noch oben auf!"

Die Thüre öffnete sich, die junge Comtesse kehrte zurück von ihrem Spaziergange, einen tüchtigen Strauß der ersten Feld- und Wiesenblumen in der Hand haltend.

„Na, Rexa, wieder da?" rief er der Tochter freundlich entgegen. „Und sehen Sie einmal da, Doktor, eine ganze Karre voll Gänseblümchen und sonstigem grünen Gemüse bringt sie herangeschleppt! War's hübsch draußen, Kind?"

„Prächtig, Väterchen!" sagte das junge Mädchen, indem sie zu dem General trat und ihn zärtlich küßte. „Mach' nur, daß Du auch bald hinaus kommen kannst in den herrlichen Sonnenschein!"

Digitized by Google

„Haſt Recht, Kind,“ ſagte der alte Herr, „halt's nicht länger mehr aus. Wollen 'mal gleich eine Attake auf den Doktor machen und Du kannſt mir zum Sukkurs heranrücken. Reich' mir gefälligſt die Krücken her, Rexa; will 'mal dem Doktor einen Parademarſch vorführen!“

Nachdem er mühſam einige Male das Zimmer durchhumpelt hatte, blieb er vor mir ſtehen und ſagte:

„Na, ſehen Sie, Doktor, das geht! Und nun gehe ich auch in's Freie — morgen ſchon, nicht wahr?“

„Nein, Eure Excellenz, nicht daran zu denken!“ entgegnete ich trocken. „Acht Tage lang muß ich Sie mindeſtens noch unter den Augen behalten, bis Sie gründlich ausexercirt ſind. Das iſt immer noch nur eine Rekrutenleiſtung.“

„Sapperlot, Doktor!“ rief er. „Ich muß aber fort! Da ſehen Sie nur einmal die Haufen von Kondolenz-, Freundſchafts- und Dienſtpapieren, die da rings umher aufgeſtapelt liegen! Meinen Sie denn, daß ich die ſammt all' dem Plunder, der noch hinzukommen wird, hier ſchriftlich beantworten ſoll? Soll ich vom Schreiben auch noch ſo lahm werden an den Händen, wie ich's an den Beinen bin? Nein, mündlich muß das abgemacht werden, und darum fort, fort, fort von hier! Nicht wahr, Rexa?“

„Ei nun, Väterchen,“ entgegnete die junge Dame, „es iſt zwar ganz hübſch hier, aber in Berlin könnte es mir auch einmal zur Abwechslung wieder recht gut gefallen, und der Herr Doktor wird ſicherlich nicht ſolch' ein Unmenſch ſein, mich allein fahren laſſen zu wollen, um Dich hier reglementsmäßig ausexerciren zu können.“

Digitized by Google

Ich verneigte mich und sprach: „Gnädigste Comtesse, ich habe Seiner Excellenz schon früher gesagt, ich lasse mir nichts abhandeln; wenn aber auch Sie sich auf das Markten verlegen, so will ich versuchen, wie weit ich nachgeben kann. Eure Excellenz sind ein geduldiger, ruhiger und gehorsamer Patient gewesen, das muß ich rühmend anerkennen, und die Fortschritte, welche Sie gemacht haben, haben mich überrascht. Von einer Abreise morgen oder übermorgen kann in keinem Falle die Rede sein. Zeigen sich aber während dieser Zeit derartige Fortschritte, wie ich sie wünsche, so mögen Excellenz am Tage darauf die Reise antreten. Ist das aber nicht der Fall, so würde ich es vor Ihnen und vor mir selbst nicht verantworten können, meine Einwilligung dazu zu geben. Jedenfalls bitte ich indeß darum, daß Eure Excellenz mir gestatten, in Ihrem Reisewagen diejenigen Vorkehrungen zu treffen, die ich für die Schonung des kranken Fußes als nothwendig erachte; und daß Sie weiterhin mir versprechen, pünktlich den Anordnungen Folge zu geben, welche ich während der Dauer der Reise für unumgänglich nothwendig halte. Nachher mag Ihr Hausarzt das Weitere anordnen."

„Punktum, Doktor, soll ein Wort sein!" rief der General vergnügt. „Morgen und übermorgen will ich Fortschritte machen, daß Ihnen vor Verwunderung die Haare zu Berge stehen sollen! Lassen Sie den Wagen herrichten, wie es Ihnen gut dünkt, und Ihre letzten Weisungen sollen mit militärischer Pünktlichkeit befolgt werden!"

Am dritten Morgen halfen wir denn auch dem General,

der seelenvergnügt war und mit den herzlichsten Worten von mir Abschied nahm, in seinen Wagen.

„Sobald Sie nach Berlin kommen, erwarte ich Sie bei mir, Doktor!“ rief er mir noch zu, als die Rosse anzogen; und seine Tochter, die mir freundlich Lebewohl gesagt hatte, grüßte noch einmal zum Schlage hinaus und ließ ihr Taschentuch wehen.

Lange stand ich und sah wehmüthig dem schnell sich entfernenden Wagen nach. Es war mir, als ob er einen Theil meines Selbst entführe. Der vertrauliche Umgang mit dem alten Herrn, hatte mich tiefe Einblicke in Verhältnisse thun lassen, die bis dahin mir fern gelegen hatten, und meinen Gesichtskreis für Welt und Leben erstaunlich erweitert; während das Zusammensein mit seiner Tochter, in seiner wahrhaft geschwisterlichen Einfachheit, mein Herz und meine Gefühle wohlthuend angeregt u auf neue, höhere Bahnen hingeleitet hatte. Ich fühlte eine unendliche Leere in mir, wie ich dem Wagen nachschaute.

Als ich endlich mein Zimmer wieder betrat, fand ich auf dem Tische ein versiegeltes Schreiben, dessen Adresse die kräftigen, charakteristischen Schriftzüge des Generals trug. In wahrhaft rührenden Worten bedankte er sich bei mir für die Sorge, die ich um ihn getragen, und schloß damit, daß er mich mit aller Bestimmtheit bei sich erwarte, sobald ich nach Berlin kommen würde.

Dem Briefe beigeschlossen, in einem besonderen Umschlage, war ein Päckchen Banknoten, deren Betrag mich in maßloses Erstaunen versetzte. So viel Geld auf einem

Haufen hatte ich noch niemals geſehen, viel weniger mit meinen Händen berührt. Ich wußte kaum, ob das Scherz oder Ernſt ſein ſollte. Dieſe Summe reichte hin, mich auf ein paar Jahre zu erhalten und vor aller Noth zu ſichern. Das Glück war bei mir eingekehrt, reich, überſchwänglich reich! Aber ich wußte nicht, daß dieſe Gabe nur die erſte ſei aus ſeinem Füllhorn, und daß bald ſein ganzer Inhalt über mich ausgeſtreut werden ſollte.

Vier Tage ſpäter, ich hatte kaum erſt mich mit der Freude über meinen unverhofften Reichthum auf einen vertraulichen Fuß geſetzt, kam ein zweiter Brief des Generals aus Berlin an mich. Er ſchrieb:

„Lieber Doktor! Die Reiſe iſt glücklich von Statten gegangen, Dank Ihren Vorkehrungen, und ich glaube, meine Beſſerung macht Fortſchritte. Möchte die Krücken ſo bald als möglich in die Ecke werfen, weiß aber augenblicklich nicht, wie ich mich ferner verhalten ſoll. Mein alter Hausarzt, der Geheimrath Roder, iſt am Tage vor meiner Rückkehr begraben worden. Sie wollen fort von Emmern, thun Sie mir den Gefallen und verlaſſen Sie das Neſt augenblicklich. Ich kann Ihnen zwar nichts Anderes anbieten, als die bei mir erledigte Hausarztſtelle; aber ich denke, es ſoll nicht lange dauern, bis Sie größere Praxis haben werden. Will nach Kräften dafür ſorgen! Um eine Wohnung brauchen Sie ſich nicht weiter zu bemühen. Mein Haus iſt groß und ein paar unbewohnte Zimmer werden ſoeben für Ihren Gebrauch hergerichtet. Paßt Ihnen das, ſo packen Sie Ihre Siebenſachen ſchleunigſt. Ich erwarte Sie mit Ungeduld. Rexa läßt ſchönſtens grüßen!“

Ob mir das paßte? Patienten hatte ich in diesem Augenblicke sehr wenige, schwer Erkrankte gar nicht. Kein Zeitpunkt als der gegenwärtige konnte günstiger sein, alle Beziehungen in Emmern abzubrechen.

Ich packte, machte meine Abschiedsbesuche, und drei Tage darauf hielt eine Droschke mit mir und meinem Gepäcke belastet, vor dem Hause des Generals.

Der alte Martin empfing mich mit freundlichem Schmunzeln unter dem Thorwege, hieß einen Diener meine Koffer forttragen und sagte während wir die Treppe hinanstiegen:

„Seien Sie willkommen, Herr Doktor! Seine Excellenz haben große Freude gehabt, als gestern Ihr Zusagebrief ankam; sie halten große Stücke auf den Herrn Doktor — hier herein, wenn ich bitten darf!"

Ich fand den alten Herrn, der mich auf's Innigste, ich möchte fast sagen mit Zärtlichkeit empfing, wirklich auf dem Wege der Besserung vorgeschritten. Trotzdem aber vergingen noch Wochen, bevor er die erste, und Monate, bevor er die zweite Krücke wegwerfen konnte. Das hinderte ihn indessen nicht, sich viel außerhalb des Hauses zu schaffen zu machen, obschon es ihm ärgerlich war, dadurch von größeren Reisen abgehalten zu werden, die, wie er behauptete, ihm zur dringendsten Nothwendigkeit geworden seien.

Mir hatte man die prächtig ausgestattete linke Hälfte des unteren Stockwerks zur Verfügung gestellt, mit fünf, sage fünf großen, ineinander gehenden Zimmern, in denen ich mit meinen zwei Koffern, einem Felleisen und einer Hutschachtel mich allerdings recht winzig ausnahm.

Digitized by Google

Dazu hatte man einen Diener zu meiner alleinigen Verfügung gestellt, nebst einem Pferde, das nach Belieben geritten oder in ein allerliebstes Cabriolet eingespannt werden konnte. Kurz, ich wurde behandelt wie ein junger Prinz, und am Ersten jedes Monats brachte mir Martin eine höchst ansehnliche Summe zur Bestreitung meiner kleinen Bedürfnisse in einem verschlossenen Couverte als das verdiente ärztliche Honorar.

Merkwürdig war es, wie ich bald hier, bald dort in irgend eine hohe aristokratische Familie als ärztlicher Beistand berufen wurde, und meine lohnende Praxis von Tag zu Tag sich vermehrte. Der General aber liebte es, mich so viel als möglich um sich zu haben und war, als er erst wieder die Treppen zu steigen vermochte, auch ein häufiger Besucher in meinen Zimmern. Sonst empfing ich, außer meinem treuen Freunde Schrumm, keine Besuche in meiner Behausung.

In meiner freien Zeit beschäftigte ich mich fleißig mit wissenschaftlichen Arbeiten, und nun fand ich auch bald einen Verleger, der mich höchst anständig honorirte. Meine Schriften erregten Aufsehen in wissenschaftlichen Kreisen, und nun konnte ich getrost auch daran denken, meinen Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen und im nahenden Wintersemester als Privatdozent aufzutreten.

„Recht so," sagte Excellenz, als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, „aber die Arbeit ist es nicht allein, lieber Doktor, die den Menschen bildet; dazu gehört auch der Umgang mit Menschen, und der darf nicht vernachlässigt werden. Besuchen Sie fleißig Theater, Konzerte, Oper und

Digitized by Google

alle ſonſtigen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Sie müſſen über Alles ein Urtheil gewinnen; und wenn die Zeit der Geſellſchaften heranrückt, ſollen Sie auch unſere Geſellſchaften kennen und ſich darin bewegen lernen."

Da hatte ich denn allerdings Manches zu lernen, wovon ich. armer Kerl in meinen bisherigen Verhältniſſen niemals eine Ahnung gehabt hatte; und da war es denn nun zu meinem Glücke die junge Comteſſe, welche ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, den ungelenken jungen Bären zum wohldreſſirten Tanz- und Geſellſchaftsbären zurecht zu ſtutzen.

Auch ſie hatte mich mit der alten Freundlichkeit empfangen, und als ſie gelegentlich dahinter kam, daß ich eine ganz paſſable Tenorſtimme beſitze, hatte ſie nicht eher geruht, als bis ich mit ihr ein Duett einſtudirte. Das war der Anfang meiner Civiliſirung. Ferner mußte auch meine verſtaubte Geige wieder hervorgeholt werden, um ihr Klavierſpiel zu begleiten, und dann machte ſie mich auch noch ſogar mit ihren Freundinnen bekannt. Denen mußte ich, wenn ſie zum Beſuche kamen, Auskunft ertheilen über Bücher, welche geleſen werden ſollten, über Dichter ꝛc. und als lebendiges Konverſationslexikon dienen, ſobald Auskunft über einen fremden Gegenſtand verlangt wurde, oder ich mußte auch ſelbſt wohl Gedichte machen für dieſe oder jene außerordentliche Gelegenheit. Dabei mag ich mich anfangs linkiſch genug angeſtellt haben, aber mit der Zeit lernte ich doch mich in den Verkehr mit Damen finden und verlor bald mit der erſten Schüchternheit auch ein gutes Theil jener Blödigkeit und Eckigkeit, welche mir bisher eigen waren.

Digitized by Google

Der General ließ keine Gesellschaft im Hause vorübergehen, ohne daß ich zu derselben eingeladen wurde, späterhin auch Schrumm, den er bei mir kennen gelernt hatte und von dem er behauptete, er sei ein wahrer Prachtkerl, dieser junge Riese und Freiherr v. d. Nahe. Mitunter konnte es fast zweifelhaft erscheinen, wem er mehr gewogen war, seinem Schrumm oder mir."

Bis hieher war mein Freund Karl Bernard in seiner Erzählung gekommen, da trat ein Diener ein und meldete:

„Seine Excellenz, der Herr Staatsminister v. L."

Karl ging demselben bis an die Thüre entgegen und stellte mich ihm nach der ersten Begrüßung vor.

„Ich bedaure unendlich, Sie zu stören, mein lieber Graf!" sagte der Minister zu Karl, „und noch mehr habe ich bedauert, daß Sie heute morgen vergeblich sich zu mir bemüht haben. Von Ihrer Frau Gemahlin, die ich bei meiner Frau traf — die Damen hatten eine große Sitzung in Armenangelegenheiten — erfuhr ich, daß Sie schon morgen auf Ihre Güter reisen wollen, und da mochte ich Sie doch nicht scheiden lassen, ohne Ihnen eine glückliche Reise gewünscht zu haben. Die Frau Gräfin war so gütig, mir mitzutheilen, daß ich Sie bestimmt zu Hause treffen würde und ich hatte die Ehre, sie heimbegleiten zu dürfen."

Der Herr Minister empfahl sich bald wieder; ich aber hatte in stummem Erstaunen den gewechselten Worten gelauscht, und als mein Freund von der Begleitung seines Besuches zurückkehrte, trat ich vor ihn hin und sagte:

„Ich habe still und ohne Dich zu unterbrechen, bisher der Erzählung Deines merkwürdigen Lebensganges zugehört;

jetzt aber, Karl Bernard, seitdem ich Dich ‚Herr Graf!‘ nennen hörte, kann ich es nicht mehr. Sage mir, wer oder was bist Du denn eigentlich?“

Karl Bernard lachte. „Eigentlich hat mir der Herr Minister die Ueberraschung verdorben, welche ich noch für Dich in petto hatte. Thut nichts! Ueberrascht bist Du doch! So höre denn: Für Dich, mein alter Fidelis, bin ich, was ich immer war, Dein treu ergebener Schul- und Universitätsfreund, der Doctor medicinae Karl Eli Bernard. Für das profanum vulgus aber bin ich Graf Karl Eli Bernard v. Zabern, Erb- und Majoratsherr eines der bedeutendsten Güterkomplexe, Schwiegersohn und Neffe Seiner Excellenz des Herrn Generals Grafen v. Zabern, der leider schon vor fünf Jahren das Zeitliche segnete, und der hochbeglückte Gatte seiner Tochter Rexa, die ich Dir heute als meine Frau Regina bereits vorgestellt habe!“

Staunend erwiederte ich: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum! Wie ist es denn möglich, daß Du, der Franzose, den Namen eines der ältesten deutschen Adelsgeschlechter tragen kannst?“

„Das ist leicht begreiflich,“ erwiederte jener, „denn ich bin gar kein Franzose, und auch meine Eltern waren keine Franzosen, sondern Deutsche.“

„Oho!“ sagte ich überrascht. „Wie aber gelangtest Du zu dieser Entdeckung?“

„Auch das sollst Du erfahren! Bitte, setze Dich und höre weiter: Nahezu ein Jahr war verstrichen, seitdem ich in dem Hause des Generals lebte; und von Tag zu Tag hatte die Zuneigung des alten Herrn zu mir sich vermehrt.

Ich machte meine Krankenvisiten, las mein Colleg, woran der alte Herr seine ganz besondere Freude hatte, besuchte Bälle, Konzerte und sah, was irgend sehenswerth war; ich geigte und sang mit Regina, wurde eingeladen zu Soupers und Diners, kurz, ich führte ein paradiesisches Leben und hatte nur die eine Furcht, unversehens einmal ausgetrieben zu werden aus dem Paradiese; denn ich konnte mir endlich nicht mehr verhehlen, daß ich Regina liebte mit allen Kräften meiner Seele.

Mochte ich mir auch vorhalten, wie groß, wie unübersteiglich groß die Kluft sei zwischen ihr und mir, mein Herz ließ sich nicht zwingen. — Daß die Geliebte mir nicht abgeneigt sei, lag in ihrem ganzen Verkehre mit mir ausgesprochen; zugleich aber auch, daß sie noch nicht wie ich zum klaren Bewußtsein durchgedrungen war. Darin lag einerseits eine Beruhigung, andererseits aber auch die gefahrdrohendste Klippe für mich. Konnte ich mit dem Aufgebote aller Willenskraft es wohl verhüten, daß nicht unversehens einmal ihre unbefangene Vertraulichkeit mich die Schranken würde durchbrechen lassen, die ich einzuhalten mir fest gelobt hatte? Was dann? Schmach und Schande wäre mein wohlverdientes Loos geworden. Ich wollte meinem Wohlthäter nicht mit Undank lohnen. Ich mußte mein thörichtes Herz bändigen, und dazu gab es nur einen Weg — Trennung!

Der Schluß des Semesters und meiner Vorlesungen stand in wenigen Wochen bevor. Ich beschloß, meine Stellung aufzugeben und mich in irgend einer anderen Universitätsstadt niederzulassen.

Der alte General, dem man einen ſcharfen Blick für Alles, was ihn umgab, nicht abſprechen konnte, ſchien nicht zu bemerken, wie es um mich und ſeine Tochter ſtand, ſondern im Gegentheil Freude an unſerem Beiſammenſein zu haben. Als ich ihm eines Tages meinen Entſchluß ankündigte, Berlin zu verlaſſen, und ihm alle möglichen Gründe anführte, welche mich dazu beſtimmten, außer dem Einen, den ich ihm doch nicht eröffnen konnte, blickte er mir ſehr ſcharf in das Geſicht und ſagte dann mit großer Seelenruhe: „Mein lieber Doktor, Alles, was Sie mir da erzählen, ſind faule Fiſche. Nehmen Sie mir's nicht übel! Ich möchte nichts weiter hören als das, was Sie gefliſſentlich verſchweigen und nicht vorgebracht haben!"

Ich proteſtirte lebhaft gegen die Annahme, daß ich irgend etwas zu verſchweigen habe, und er ſagte ganz einfach: „Na, na, junger Herr, Ihr Wort in Ehren! — Aber wiſſen Sie, die Sache preſſirt nicht. In drei Wochen werden Sie Ihr Colleg ſchließen, ſagten Sie nicht ſo? — Bon. In drei Wochen werde ich Sie nochmals gefragt haben, nicht warum Sie fort wollen, ſondern ob Sie überhaupt noch fort wollen? Bis dahin wollen wir die Sache ruhen laſſen. Jetzt kommen Sie mit hinüber zu Rexa, und dann ſingt mir etwas vor: z. B. ‚Schönes Mädchen, wirſt mich haſſen', oder: ‚Mir pocht, mir pocht es hier im Herzen'. Höre das gar zu gern!"

Von meinen Ringen und Medaillons war nicht wieder die Rede geweſen. Der General ſchwieg darüber, und ich hatte die Sache nicht wieder berührt. Hätte er etwas Näheres in Erfahrung gebracht, ſo würde er es mir ſicherlich mitge-

Digitized by Google

theilt haben. Im Uebrigen waren ja meine Kleinode gut bei ihm aufgehoben. Erſt wenn ich Berlin verließ, wollte ich mir dieſelben zurück erbitten.

Der alte Herr war jetzt vollkommen wieder hergeſtellt, hatte auch in jüngſter Zeit verſchiedene längere oder kürzere Reiſen gemacht und mit dem Juſtizrath H. mehrere Sitzungen gehalten, bei denen er durchaus nicht geſtört werden durfte. Das war auch noch am heutigen Tage der Fall geweſen, und nach dem Fortgange des Juſtizraths hatte Excellenz mit großem Intereſſe verſchiedene, wie es ſchien, höchſt wichtige Dokumente durchgeſehen, die er, als ich zu ihm eintrat, mit anderen Papieren ſchleunigſt bedeckte."

„Guten Morgen, Doktorchen!" rief er mir entgegen, ſtand auf und bot mir freundlich die Hand. Als wir ein halbes Stündchen über gleichgiltige Dinge geplaudert hatten, und ich mich empfehlen wollte, ſagte er: „Na, das hätt' ich beinahe vergeſſen! — Thun Sie mir doch den Gefallen, ſich morgen ſo einzurichten, daß Sie um elf Uhr frei von Geſchäften ſind. Hab' da ein kleines Herrenfrühſtück, nur ein paar nahe Verwandte, lauter alte Herren. Wird fidel hergehen, ſag' ich Ihnen! Hab' auch den Schrumm eingeladen, damit Sie junges Blut ſich nicht gar zu verlaſſen unter den alten Knaſtern vorkommen. Wollen Sie?"

„Wird mir eine große Ehre ſein, Excellenz!" gab ich zur Antwort, indem ich mich verbeugte.

„Hoffe, Sie werden ſich unter uns nicht allzuſehr langweilen, obſchon da manche alte Geſchichte auf's Tapet kommen wird. Schwatzen immer gerne von alten Geſchichten, die alten Hähne! Amüſirt Sie vielleicht doch! und wenn nicht,

ſo iſt ja der Schrumm da, mit dem Sie die allerneueſten Skandälchen verhandeln können!“ —

Als ich am nächſten Morgen mich mit Schrumm zur alten Excellenz hinaufbegab, fanden wir die Herren bereits im Frühſtückszimmer und im lebhaften Geſpräche, das ſofort verſtummte, als wir eintraten und von dem General vorgeſtellt wurden. Wir wurden von der kleinen Verſammlung, es waren nur fünf alte Herren, mit großer Verwunderung vom Scheitel bis zur Sohle gemuſtert, und es entſtand alsbald unter denſelben ein Geflüſter, das uns hätte verlegen machen können, wenn der General demſelben nicht alsbald durch die Aufforderung, ſich zu plaziren, ein Ende gemacht hätte.

„Kinder,“ ſagte er, „erlaubt, daß ich mich dieſer unſchuldsvollen Jugend hier erbarme. Sie, Herr Doktor Bernard, nehmen gefälligſt den Platz mir zur Rechten. Sie, Herr v. d. Nahe, zu meiner Linken; und Ihr lieben alten Jungen ſetzt Euch, wie und wo es Euch gefällt, und jetzt an die Arbeit!“

An meiner anderen Seite ſaß ein hochgewachſener alter Herr, der ſich mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit mit mir beſchäftigte und dann und wann bedeutſame Blicke mit dem General wechſelte, welcher, nachdem wir wohl ein gutes halbes Stündchen an der Tafel geſeſſen haben mochten, ſich zu ſeinem getreuen Martin umwandte und ihm den Auftrag gab, Comteſſe Regina zu erſuchen, ſich gefälligſt auf einen Augenblick hieher zu bemühen.

Regina erſchien mit ziemlich verwundertem Geſichte.

„Gut, Rexa, daß Du da biſt!“ rief der General, „ſetze

Dich gefälligſt einmal dort drüben hin, mir gegenüber, wo der Platz für Dich leer geblieben. Sollſt uns helfen, ein Hoch auszubringen. Martin, ſorge für gefüllte Gläſer! Ihr beiden Nordlebens wißt, um was es ſich handelt. Ihr Anderen aber, die Ihr die Senioren unſeres engeren Familienkreiſes ſeid, ſollt heute auch nicht die Reiſe nach Berlin umſonſt gemacht haben, ſondern den Eurigen eine Neuigkeit mit nach Hauſe bringen, daß ſie vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen ſollen!"

Er erhob ſich von ſeinem Seſſel, reichte mir die Hand und hieß mich neben ſich treten. Ich folgte erſtaunt und verwirrt ſeiner Weiſung. Dann begann er mit feierlich erhobener Stimme:

„Ihr lieben Freunde, Vettern und Brüder! In dieſem jungen Manne, dem Doktor Karl Eli Bernard, habe ich die Ehre, Euch meinen Neffen, den Majoratsherrn Grafen Karl Eli Bernard v. Zabern vorzuſtellen. Daß die Herrſchaft, welche ich bisher verwaltet, nunmehr auf ihn übergeht, haben Seine Majeſtät unſer Allergnädigſter König und Herr durch dieſe Urkunde beſtätigt; und die übrigen Urkunden, welche ſeine Geburt, ſeine Perſon und ſein Anrecht legitimiren, liegen daneben bereit für Jeden, der ſie einzuſehen wünſcht. Jetzt bitte ich Euch, Eure Gläſer zu erheben und mit mir ein Hoch auszubringen auf das Wohl und Gedeihen meines lieben Neffen, des Grafen Karl Eli Bernard v. Zabern. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch! —"

Allgemeine Verblüffung! Und keiner war verblüffter als ich.

„Was? Wie? Wo? Wer?“ fragte man von allen Seiten, und der alte Herr v. Rauhen rief: „Nur keine schlechten Witze, Alter!“

Da erhob sich mein Nachbar, der greise Herr v. Nordleben und rief, sein Glas erhebend:

„Ruhe da! Ich trinke auf das Wohl meines Enkels hier, des Grafen Karl Eli Bernard v. Zabern. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!“

„Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!“ riefen nunmehr die erstaunten Gäste; ich aber stand erstarrt, vor Ueberraschung keines Wortes fähig, bis der General mich an seine Brust riß, und seine Freudenthränen über mein Gesicht flossen, als er mich herzte und küßte. „Junge, habe ich Dir nicht schon in dem Neste gesagt: ‚Du wirst noch obenauf kommen?‘ He, bin ich ein richtiger Prophet oder nicht? —“

Noch immer war ich wie betäubt, stieß mit den Herren mechanisch an und ließ mich von ihnen an das Herz drücken. „Und das ist Dein Großvater Nordleben, der Vater Deiner Mutter, und das Dein Onkel Nordleben, Deiner Mutter Bruder!“ rief der General, als die Beiden mich umarmten. „Und dieser ist Dein Vetter Rauhen, und der da Dein Vetter Hartwitz,“ fuhr er fort: „Und ich bin Dein Onkel, Deines Vaters Bruder, und das ist Rexa, Deine Cousine! Komm', Rexa, wünsche Deinem Vetter Glück und gib ihm einen Kuß! Und Du, lieber Junge, laß' Deine Cousine nicht warten!“

Da stand sie vor mir in all' ihrer Schöne und Lieblichkeit, zitternd wie Espenlaub und vor innerer Erregung

bald bleich, bald roth werdend. Ihre Augen glänzten und über ihre Wangen rollten langsam ein paar schwere Thränen hinab. Mir aber war, als schösse mir Alles Blut aus dem Herzen in das Antlitz; ich sah nicht mehr, was um mich her vorging, ich sah nur sie, nur sie! Wortlos umfaßte ich sie mit meinen Armen, schloß sie an mein Herz und drückte meinen Mund auf ihre Lippen, fest, innig, wie zu ewiger Dauer, und — sie wehrte mir nicht, sondern hing schluchzend an meiner Brust.

Der alte General rief fröhlich: „Bravo, Bravo!“ — Regina schreckte zusammen, riß sich los aus meinen Armen und stürmte hinaus, von hoher Röthe übergossen.

Ich starrte ihr nach, bis der General wuchtig seine Hand auf meine Schulter legte, mich ein paar Schritte bei Seite zog und mit schelmischem Blinzeln mir in das Ohr flüsterte: „Junge, jetzt frage ich Dich, ob Du noch fortwillst von Berlin? — Was antwortest Du mir heute?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, Onkel, ich muß erst selbst darnach fragen!“

„Frage, mein Sohn, aber bald, und dann laß' mich die Antwort wissen!“

Dann wandte er sich nun gegen die Gesellschaft und rief: „He, sagt, war das eine richtige Ueberraschung, die ich Euch da bereitet habe? — Nun aber, Ihr Herren, an Eure Plätze, damit wir uns Alle erst ein wenig erholen und beruhigen. Dein Wohl, alter Nordleben!“

Da kam Schrumm mit dem vollen Glase auf mich losgesteuert und sprach: „Und ich bin Dein alter Freund und Bruder Schrumm, der zwar von alledem nichts be-

greift, aber von ganzem Herzen bereit ist, auf Dein Wohl zu trinken!" — Der gute brave Schrumm, ich hatte in all' der Aufregung nicht an ihn gedacht, und er hatte mich nicht erreichen können, so lange ich von den alten Herren in Beschlag genommen war.

Die Gesellschaft hatte wieder Platz genommen, lebhaft kreisten die Flaschen, und immer lebhafter wurde die Unterhaltung. Der General sollte berichten, wie, wo und wann er mich entdeckt habe. Da stahl ich mich fort von der Tafel. Zu Regina's Zimmer führten mich die Schritte; aber vor der Thüre wollte mich mein Muth verlassen, kaum wagte ich, mit schüchternem Finger anzuklopfen.

„Herein!"

Sie saß am Fenster vor ihrem Nähtischchen hinter den Blumen, hatte das Haupt in die Hand gestützt und trocknete mit dem feinen Battisttuche eine Thräne.

„Störe ich Sie, liebe Cousine Regina?" fragte ich zagend.

„Nein, Vetter," sagte sie leise; „nehmen Sie Platz, und erklären Sie mir, wie das Alles so plötzlich und unerwartet geschehen konnte?"

„Das weiß ich ja selbst nicht, theure Regina! Noch ist mir Alles wie ein Traum, ein ungelöstes Räthsel, aber —"

Aber was wir weiter sprachen, das weiß ich wahrlich selbst nicht mehr. Ich weiß mich nur noch darauf zu besinnen, daß ich schließlich vor Regina niederkniete, plötzlich aufsprang, sie laut jubelnd an mein Herz zog und tausend Küsse auf ihren Mund drückte, die feurig erwiedert wurden;

auch, daß ich plötzlich mich losriß aus ihrer Umarmung und hinüberstürzte in den Speisesaal, mich an meinen Platz setzte und dem Onkel in das Ohr raunte: „Ich habe gefragt — ich bleibe!"

„Alles richtig und in Ordnung?" fragte der General zurück.

„Ja Onkel, wenn Du auch mein Vater sein willst, so ist Alles richtig und in Ordnung!"

„Komm'!" sagte der alte Herr, und zu der Gesellschaft sprach er: „Bitte einen Augenblick um Entschuldigung, meine Herren! Dringender Fall! — Werde in zwei Minuten wieder da sein!"

Wir gingen zu Regina, die hocherröthend ihr Köpfchen an des Vaters breiter Brust barg. Er richtete sanft ihr Haupt empor, beugte sich hinab und küßte sie auf die Stirn. Dann sagte er sanft: „Ist es so, Regina, daß Du dieses Mannes Gattin sein willst?"

„Ja, mein lieber Vater!" entgegnete sie leise.

„Dann reichet Euch die Hände! Ich segne Euch und Euren Entschluß, der lange schon meines Herzens innigster Wunsch gewesen ist. Regina, Du bist ein braves Kind, und dieser hier ist ein braver Bursch und Deiner würdig. Ihr werdet glücklich sein miteinander bis an Euer Lebensende. Das hoffe ich, und das walte Gott!"

Dann schritten wir, der Graf voran, Regina und ich Arm in Arm ihm folgend, hinüber zu den fröhlichen Gästen, denen wir als Brautpaar vorgestellt wurden.

Hell und freudig klangen die Gläser aneinander, und

jubelnd erſcholl ein dreifaches Hoch auf das Wohl des Brautpaares, und nochmals eines auf den Brautvater, dann, als noch einmal eines auf den Großvater kam, ſchlich ſich Regina leiſe davon, während man mich feſthielt und nicht entwiſchen ließ. Schrumm aber ſtieß über den Tiſch hinüber mit mir an, und nachdem er auf mein Wohl getrunken, ſprach er ernſt und feierlich: „Karl, Du ſegelſt mit vollem Winde in Fortuna's Nachen auf dem Lebensſtrome daher. Es iſt faſt zu viel des Segens an einem einzigen Tage, für das Haupt eines Sterblichen. Möge nie Dein Glück ſich wenden!“

„Hätte beinahe noch etwas vergeſſen!“ rief plötzlich der General, zog ein Schächtelchen aus der Taſche und nahm aus demſelben die Ringe meiner Eltern. „He, Ihr da, Rauhen, Steinow, Hartwitz, ſeht Euch doch einmal die Ringe hier an, erkennt Ihr die Wappen?“

„Verſteht ſich!“ rief der dicke Rauhen. „Auf dieſem hier iſt das Zabern'ſche und Nordleben'ſche Wappen!“.

„Und dieſer Ring gehörte einſt meiner Tochter Eliſe,“ fiel Herr v. Witzleben ein.

„Na und den hier,“ fuhr Herr v. Rauhen fort, „den kenne ich ganz genau. War der Siegelring von Zabern's Vater, ein altes Erbſtück in der Zabern'ſchen Familie. Wie oft habe ich geſcholten über das alte Eiſen in der Platte!“

„Wahrhaftig ja, ſo iſt's, ſo iſt's!“ riefen Steinow und Hartwitz, und der General fügte hinzu:

„So iſt's! — Der Ring gehörte meinem Vater, und nach ſeinem Tode meinem älteren Bruder. Als der Doktor

Bernard mir diesen Ring zeigte und mir nachher seine Geschichte erzählte, da wußte ich mit einem Male, wer er sei! Schon vorher hatte mich die Aehnlichkeit zwischen ihm und meinem Bruder in Gang, Haltung und Stimme frappirt, und als ich nun gar noch die Bilder seiner Eltern sah, da war kein Zweifel an seiner Abstammung mehr möglich! Freut mich aber doch, daß Ihr alten Burschen noch ein so gutes Gedächtniß habt! Seht Euch nun einmal die beiden Bilder hier an, vielleicht wißt Ihr auch zu sagen, wem die wohl ähnlich sehen?"

„Wahrhaftig," rief alsbald Herr v. Hartwitz, „das ist ja Bernhard Zabern, Dein Bruder, wie er leibte und lebte!" und zu gleicher Zeit rief Herr v. Steinow: „Das hier ist Elise v. Nordleben, Bernhard's Frau!" — Und Herr v. Rauhen fügte hinzu: „Ja freilich ist das der Bernhard und meine Nichte Elise, die Beide 1813 verschollen sind; der Kukuk soll mich holen, wenn der da drüben nicht ein ganzer und echter Zabern ist! Wie sieht der Junge doch in Allem seinem Vater ähnlich, aber die Augen hat er von seiner Mutter! Nordleben, hast Du die Bilder schon gesehen?"

„Jawohl!" sagte der alte Herr v. Nordleben, „Zabern brachte sie uns selbst, und da kam es zu Tage, wo die Unglücklichen geblieben, und daß sie uns den Karl als Enkelkind hinterlassen haben. Da sind wir denn, der General, mein Sohn und ich, nach Leipzig gefahren und haben auf dem Kirchhofe von Plagwitz ihre Gräber gefunden, und haben das Kirchenbuch eingesehen und die Leute verhört, in deren Hause sie starben, und die, welche die Leichen noch gesehen hatten, soviel ihrer davon noch lebten. Allen Spuren

haben wir nachgeforſcht und uns gefreut, daß wir ihr einziges Kind unzweifelhaft aufgefunden hatten.“

„Woher hatte denn Zabern aber die Bilder?“ fragte einer der Herren, und Herr v. Nordleben fuhr fort:

„Hm! als Zabern in Emmern krank lag, entdeckte er ſie bei ſeinem Doktor, der ſie als die einzigen Erbſtücke ſeiner Eltern in Beſitz hatte, deren Namen er nicht einmal wußte. Der arme Junge! — Zabern aber erkannte ſie ſofort, lieh ſie ſich aus von dem Doktor und verfolgte die Fährte. Wir hätten Euch auch den Karl, der keine Ahnung von alledem hatte, ſchon längſt als meinen Enkel vorſtellen können, wenn Zabern nicht darauf beſtanden hätte, daß ihm dabei ſogleich auch das Majorat übergeben werden müßte. Das verurſachte Verzug und Aufſchub, Scherereien und Schreibereien in Menge. Na, Gott ſei Dank, nun iſt ja Alles in Ordnung gebracht! — Karl Zabern, wann wirſt Du mich und die Großmutter, welche ſich nach Deinem Anblicke ſehnt, beſuchen?“

Ich erwiederte: „Lieber Großvater, ſobald der Onkel Regina und mir Urlaub ertheilen. Vielleicht begleiteſt Du uns auch ſelbſt, lieber Onkel?“

„Kann geſchehen!“ ſprach der General, „und wenn Du, Nordleben, Dich noch ein paar Tage hier aufhältſt, können wir Dich ſogar heimbegleiten.“ —

Die Unterhaltung ward allgemeiner und lebhafter unter den Herren und es begann gar munter und fröhlich herzugehen. Der General ſaß ſchweigend, ſtillvergnügt um ſich herſchauend. Da ſagte ich zu ihm: „Lieber Onkel, möchteſt

Du mir nicht erklären, wie mein Vater in französische Dienste kam?"

Der General erwiederte: „Ist bald gesagt! — Sieh', mein lieber Sohn, unser Stammgut liegt in der Mark, das Majorat aber, welches meinem Vater durch Erbschaft zufiel, lag in dem Gebiete des nachherigen Königreiches Westphalen, von welchem 1811 ein Theil mit Frankreich vereinigt wurde. Als mein Vater starb, erbte mein Bruder, als der Aelteste, das Majorat und wurde somit französischer Unterthan. Ich aber erhielt das Stammgut in der Mark und trat in preußische Dienste. Nachdem mein Bruder und seine Frau spurlos verschollen waren, ohne einen Erben zu hinterlassen, fielen jene Güter an mich. Als ich darauf Dich und Deine Geschichte kennen lernte, mußte es natürlich mein Bestreben sein, Dich in Deine Rechte wieder einzusetzen. — Morgen werden Dir die Abschlüsse und Rechnungen übergeben werden und Du wirst finden, daß ich Dir alle die Jahre hindurch ein getreuer Verwalter gewesen bin. Natürlich mußte auch mit den Nordlebens, als den zunächst Berechtigten, Rücksprache genommen werden, um Deine Anerkennung zu bewirken uud Deine Rechte zu wahren. Da hat sich Dein Onkel Nordleben, Deiner Mutter Bruder, auf den nach meinem Tode das Majorat übergegangen wäre, als ein echter und richtiger Edelmann bewährt. Keiner hat Deine Interessen eifriger verfochten, wie er! Bist ihm viel Dank schuldig! — Wenn Dein Großvater einmal nicht mehr leben wird, trittst Du in alle Rechte Deiner verstorbenen Mutter ein und erlangst eine schöne Vermehrung Deines Vermögens. Du wirst ein reicher

Mann sein, lieber Karl; aber ich hoffe von Dir, Du wirst Dein Glück in Demuth und Bescheidenheit tragen. Ich habe Zeit genug gehabt, Deinen Charakter auch unter widerwärtigen Verhältnissen zu erproben und habe Kopf und Herz stets auf der richtigen Stelle gefunden. Möge es für immer so bleiben!"

Größtentheils halte ich mich jetzt auf meinen Gütern auf, verlebe aber gern mit Regina einige Monate des Jahres in Berlin.

Da wir an frische Luft gewöhnt waren, wollte uns der Aufenthalt in dem Hause in der Stadt, namentlich während der Sommerszeit, nicht mehr recht behagen, und so entschloß ich mich, hier im Parke diese Villa zu erbauen, und hatte meine Freude daran, unsere jugendlichen Luftschlösser dabei zu realisiren. Dem Baumeister war vieles daran nicht recht, aber ich ließ nicht nach. Und nun sitze ich oft hier und denke der Träume unserer Jugend, der Freunde, die ich einst gehabt und namentlich Deiner, Du Guter! Wie ist doch Alles so anders gekommen, als wir in unseren jugendlichen Schwärmereien uns die Zukunft vorstellten!

Wie gern hätte ich Dich eingeladen, die Zeit Deines Urlaubs bei mir zu verbringen, aber, wie Du hörtest, muß ich morgen schon auf meine Güter zurückkehren; bitte Dich jedoch dringend, mir die Freude zu machen, mich dort recht bald und auf recht lange Zeit zu besuchen. Versprich mir das!"

Ich gab ihm mein Wort.

„Nun komm herüber zu meiner Frau!" bat er.

In traulichen Gesprächen verlebten wir den Abend, und als ich schied, mußte ich auch der Frau Gräfin das feste Versprechen ablegen, meinen Besuch recht bald abzustatten. Es ist geschehen, wiederholt geschehen, und ein reger, brieflicher Verkehr hat sich zwischen uns entwickelt. —

Karl's und Regina's Locken sind inzwischen grau geworden. Freilich liegen auch fast dreißig Jahre zwischen jetzt und unserem ersten Zusammentreffen in Berlin, aber die Herzen sind unverändert geblieben.

Die Kinder, die ich damals sah, sind längst verheirathet, und eine fröhliche Enkelschaar hat den Familienkreis erweitert. Ob ich es erleben werde, daß wir uns noch einmal wiedersehen werden? — Wer weiß es! Geht Alles nach Wunsch, so soll es schon im nächsten Jahre geschehen, wenn nicht, so seid mir herzlich gegrüßt Ihr Lieben, für Zeit und Ewigkeit!

Der erste Khedive.

Biographische Skizze

von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Nicht ohne Grund hat man die ursprüngliche Entstehung des Königthums darauf zurückgeführt, daß kriegerische Erfolge einem Heerführer die Macht gaben, sich zum Beherrscher seines Landes aufzuwerfen. Auch in der neueren Geschichte fehlt es nicht an Beispielen dafür, von welchen wir besonders zwei nebeneinander stellen können, die trotz aller Verschiedenheit der politischen Verhältnisse der betreffenden Länder doch nicht wenig Aehnliches bieten. Mehemed-Ali, der Sohn eines Nachtwächters von Kavala, einer kleinen Stadt in der türkischen Provinz Macedonien, sollte in dieser Weise um dieselbe Zeit emporkommen, wie in Frankreich der General Bonaparte. Im Jahre 1806 ernannte der Sultan den Ersteren, welcher damals als Oberst des in Kairo stehenden Albanesencorps fungirte, zum Pascha von Egypten, wozu ihn seine Leute eigentlich schon vorher ausgerufen hatten, so daß Mehemed Ali nur mit seiner erfolgreichen Rebellion gegen den bis dahin im Amte gewesenen Pascha allerhöchsten Ortes anerkannt wurde. Muth, Tapferkeit, vor Allem aber List und Tücke hatten

den damals siebenunddreißigjährigen türkischen Offizier auf diesen Platz gebracht, und er nahm ihn mit dem Ehrgeiz ein, es dem Korsen Napoleon nachzumachen, welcher sein Kaiserreich im Abendlande aufgerichtet hatte. Er war 1769 geboren, also genau so alt wie dieser; er kannte ihn als den Eroberer Egyptens und hatte noch gegen die hier zurückgelassenen Franzosen im Jahre 1800 das Gefecht von Rahmanieh geliefert, wodurch er sein Glück als Offizier gemacht. Wiewohl er so ungebildet war, daß er weder lesen noch schreiben konnte und es sich erst als Statthalter des Pharaonenlandes aus zwingenden Gründen lehren ließ, so hatte er doch als Knabe von einem französischen Handelsmann in seiner Vaterstadt Kavala genug gelernt, um die Vorgänge in Frankreich und die Rolle zu verstehen, die Napoleon in denselben bisher gespielt. Unter Berücksichtigung der besonderen orientalischen Verhältnisse wollte er nun in Egypten dieselbe Rolle spielen. Als Pascha des Landes war er unter dem Großherrn von Stambul fast so unabhängig wie ein König. Es kam nur auf sein Geschick und auf Glück an, um als Pascha mehr Macht und Spielraum für die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne zu gewinnen.

Der Sultan, sein Oberherr, machte ihm wenig Sorge. Wenn er dem ein ergebenes Gesicht zeigte und pünktlich den Tribut ablieferte, so kümmerte sich derselbe wenig darum, was der Pascha in Egypten trieb. Viel unbequemer und gefährlicher waren ihm die Mamlukken im Lande, eine hoffärtige, wilde, kriegslustige und zahlreiche Sippe, die sich allmächtig fühlte. Als im 13. Jahrhundert Dschingis-

Khan den größten Theil Asiens verheerte und viele Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Sultan Nedschmeddin Ejjub von Egypten ihm zwölftausend dieser Sklaven (Mamlukken auf Arabisch) — Mingrelier, Tscherkessen und Türken aus Kiptschak — ab und bildete aus ihnen seine Leibwache. Nach hundert Jahren hatten sie die arabischen Sultane dann vom Thron gestoßen und einen aus ihren Reihen darauf gesetzt. So waren sie die Herrscher Egyptens geworden, und ihre zwei Dynastien regierten fast dreihundert Jahre, bis 1517 der türkische Sultan Selim ihr Reich stürzte und das Land durch einen seiner Paschas beherrschen ließ. Aber er ließ die Mamlukkenbeys als Unterstatthalter der Provinzen fortbestehen, und dadurch blieben sie die großen Herren im Lande, die eng zusammenhielten und sich immer noch als die eigentlichen Machthaber betrachteten. Sie besaßen den Grund und Boden, die Ernten, den Reichthum; die eingeborenen Fellahs waren ihnen als Sklaven untergeordnet; sie standen hoch zu Rosse in prächtiger Kleidung, mit dem weißen Turban auf dem Haupt, an der Spitze der Kriegsschaaren und bildeten die Rathsversammlung, welche dem Pascha die Gesetze vorschrieb, nach denen er wohl oder übel sich richten mußte. Bonaparte hatte die Mamlukken in der Schlacht bei den Pyramiden 1798 noch keineswegs vernichtet; im Gegentheil, ihr fanatischer Haß hatte die französische Eroberung überall durchbrochen und schließlich ihren kläglichen Ausgang bewirkt. So fühlten sie sich mächtiger als je unter der türkischen Paschawirthschaft, und Mehemed Ali war ihnen ganz recht, so lange er ihren Willen that.

Der schlaue Macedonier gab sich auch als Pascha noch den Schein, als ob es dabei bleiben solle, doch sann er darüber nach, wie er sich diese egyptischen Janitscharen gründlich vom Halse schaffen könne. Was hatte Bonaparte gethan, um Konsul und alleiniger Herr über Frankreich zu werden? Er hatte durch den Staatsstreich des 18. Brumaire die Volksvertretung auseinander gejagt. Aehnliches konnte Mehemed Ali auch; die Mamlukken waren das ihn hindernde Element, und er beschloß, sie auf seine, den türkischen Sitten angemessene Weise abzuschaffen.

Im Jahre 1811 veranstaltete er in Kairo ein glänzendes Fest zu Ehren seines Sohnes Tussun auf der alten Citadelle. Alle Mamlukkenbeys waren dazu geladen. Zu Hunderten stellten sie sich auch ein. Es wimmelte in den in maurischer Pracht schimmernden Sälen von ihren stolzen Gestalten. Der Pascha zeichnete sie mit ausgesuchter Artigkeit aus; seine Sklaven bewirtheten sie fürstlich, gluthäugige Weiber spielten ihnen auf, sangen und tanzten, bis die Sonne sich zum Wüstensande in der Ferne neigte. Dann verließen die Gäste die weiten, herrlichen Räume und stiegen in die engen Gänge hinunter, die zu der Außenpforte führten. Hier aber begrüßten sie plötzlich krachende Salven, in Strömen floß das Blut durch den engen Gang, und Hunderte erschossener Mamlukken wälzten sich darin. Es entrannen nur wenige dem verruchten Ueberfall, zu dem der Pascha seine ihm blind ergebenen albanesischen Soldaten mit reichen Geschenken bestimmt hatte. An fünfhundert der angesehensten Beys verröchelten hier, nicht weniger fielen noch draußen und auf der Flucht unter den

Schüſſen und Säbeln der Schergen Mehemed-Ali's. Er war ihrer ledig. Was es noch an Mamlukken gab, rettete ſich in die Felſengebirge von Nubien und hielt ſich dort verborgen.

Der erſte Streich zur Ausführung ſeiner Pläne war dem Paſcha gelungen. Er herrſchte allein, unumſchränkt, als Despot im Lande. Auch die Fortſetzung des Werkes war ſchon bedacht worden. Er mußte eine Armee haben, auf die er ſich verlaſſen konnte, ſelbſt dem Sultan gegenüber, und um ſie zu ſchaffen und auszurüſten, brauchte er Geld. Die Mannſchaften ließ er maſſenhaft von ſeinen Häſchern greifen und auf grauſame Weiſe zu Soldaten drillen; das Geld verſchaffte er ſich durch den ſchamloſeſten Raub, den er an den Mamlukkengütern, dem Eigenthum der Moſcheen und frommen Stiftungen beging, und durch den Handel mit den ſchwarzen Menſchen, die in Oberegypten unter ſeiner Herrſchaft lebten, oder die er aus dem Sudan in Karawanen geliefert erhielt. Alles war jetzt ſein Eigenthum im Lande, Menſchen, Vieh, Acker und Frucht. In ſo harter Sklaverei, wie ſie die Mamlukken niemals verhängt, ließ er die Fellahs für ſich arbeiten. Was ſie ernteten, gehörte ihm, ſei's durch die Steuer, ſei es durch erzwungene Ablieferung des Ertrages gegen willkürlich feſtgeſetzten Preis, ſo daß ſein Volk nur aus Armen beſtand, denen kaum die Mittel elendeſter Ernährung gelaſſen wurden. Kanäle wurden gegraben, Land ward urbar gemacht, die Anpflanzung von Baumwolle befohlen — kein anderer Paſcha war ſo rührig für ſeine Provinz, kein Türke hatte jemals ſchon ſo viel Sinn für eine tüchtige

Verwaltung gezeigt und, wie Mehemed-Ali, gar Europäer, meist Franzosen, dafür berufen. Aber dies Alles geschah nur, um noch mehr Geld herauszuschlagen, den Segen, der geerntet wurde, in die gierigen Hände des Gewalthabers zu bringen, die gesteigerte Arbeitskraft seines armen Sklavenvolkes für den Ehrgeiz aufzubieten, eine eigene, ihm willenlos ergebene Heeresmacht zu haben, mit der er den Napoleon in Egypten und, wenn möglich, im ganzen türkischen Orient spielen könne.

Diese eigenthümliche Regierungsweise gefiel dem Sultan in Konstantinopel aber durchaus nicht, und Mehemed-Ali hatte überdem dort seit der Mamlukkenschlächterei erbitterte Feinde, welche Argwohn gegen seinen immer offener hervortretenden Ehrgeiz nährten. Wozu brauchte er als Pascha eine eigene Armee, eine eigene Flotte sogar? Und bezahlte er dies Vergnügen auch aus seiner eigenen Tasche, die er sich durch die schamlosesten Erpressungen von seinen Unterthanen füllen ließ, so mußte doch ein solcher Aufwand eines Reichsbeamten für militärische Zwecke als verdächtige Liebhaberei erscheinen. Man hatte ja schon Beweise genug, daß er vor keinen Bedenken zurückschreckte, um an sein Ziel zu gelangen, und dies Ziel, so witterte man am Bosporus, sollte die Rebellion gegen den Sultan und die Losreißung Egyptens von dessen Herrschaft bilden. Schon war der Pascha viel zu mächtig, um ihn einfach durch ein Absetzungsdekret beseitigen zu können. Er würde mit den fünfzigtausend Soldaten, die er sich ausgerüstet hatte, ein solches Dekret einfach verlacht haben, und um es mit Gewalt etwa durchzuführen, dazu hatte der Sultan, in dessen

europäischen Staaten ein Aufstand dem anderen folgte, keine Armee übrig, die der egyptischen irgendwie ebenbürtig gewesen wäre.

Daher plante man, mit List durch die Rechnung Mehemed's einen Strich zu machen. Da er nun doch einmal im Besitz einer so schönen Armee war und den Befehlen der Pforte gehorsam sein mußte, so beschloß man, diese Armee im Interesse des Reiches zur Verwendung zu bringen und sie dadurch zu schwächen, wo möglich zu vernichten. In Arabien hatte sich der große Stamm der Wahabiten empört. Mehemed-Ali wurde also beauftragt, sie niederzuwerfen. Obwohl er des Sultans Absichten durchschaute, so war Mehemed doch der Mann, der dabei nicht zu kurz zu kommen fürchtete.

Er unternahm also den befohlenen Krieg, und sein Sohn Ibrahim mußte ihn leiten. Binnen zwei Jahren, 1816 bis 1818, gelang es diesem, die Wahabiten niederzuwerfen und einen großen Theil Arabiens zu erobern. Diese Eroberung schlug der Pascha einfach zu Egypten und machte sich derartig für seine Dienste bezahlt, ohne daß man in Konstantinopel es wehren konnte. Nebenbei, da seine Armee doch nun im Kampfe erprobt war, ließ er sie auf dem Rückmarsch einen Abstecher nach Nubien zu den dort noch befindlichen Mamlukkennestern unternehmen, die zerstört wurden. Nubien und Kordofan wurden eine andere neue Provinz Egyptens, ein sehr werthvoller Zuwachs für dessen Pascha, da sie prächtiges Negervolk in Masse zum Verkauf an die amerikanischen Sklavenhändler darbot. Zufrieden mit diesem Verlauf der Dinge,

empfahl er sich dem Sultan in tiefster Ehrfurcht gelegentlich für ähnliche Dienstleistungen mit seiner militärischen Macht.

Bald danach erfolgte der Aufstand der Griechen. Abermals trug der Sultan seinem gefährlichsten Pascha die Unterwerfung dieses Volkes auf. Die Aufgabe war viel schwieriger, weil Mehemed seine Truppen mit der Flotte übersetzen lassen mußte, und weil die Griechen insgeheim von den Russen, Engländern und Franzosen unterstützt wurden, die sogar ihre Kriegsschiffe aussandten. Daher scheiterte der Plan: Griechenland wurde nicht besiegt, und in der Seeschlacht von Navarin 1827 vernichteten die Engländer, denen Mehemed-Ali schon längst unbequem geworden war, die ganze unter Führung seines Sohnes Ibrahim ausgesandte egyptische Flotte mitsammt der türkischen.

Das war wohl ein schwerer Schlag für Mehemed, wenn er sich auch gegen finanziellen Verlust durch Erlangung des Paschaliks über Kreta im Voraus schlau zu sichern gewußt hatte. Tröstete man sich am Bosporus über das Fehlschlagen des Unternehmens mit der Ueberzeugung, daß der egyptische Pascha dadurch bedeutend geschwächt worden sei, so wußte die tückische Schlauheit desselben viel besser, daß des Sultans Herrlichkeit mit einer starken Truppenmacht bald über den Haufen zu stoßen sei. Und das wollte er beweisen; damit wollte er Rache an der Kamarilla in Stambul nehmen, die ihm Fallen zu stellen gedacht hatte. Gerade jetzt, da man ihn für schwach und ungefährlich hielt, bereitete er die Verwirklichung des lang gehegten Planes vor, im Orient die Rolle eines Na-

poleon zu spielen, aus Egypten ein großes und unabhängiges Reich und aus seiner Familie eine königliche Dynastie zu machen.

Rastlos ging er zu diesem Zweck an die Neugestaltung seiner Flotte, wie seines Heeres, wozu er französische Offiziere berief. Seine in den Fabriken und beim Ackerbau beschäftigten Sklaven wurden noch mehr angestrengt, um ihm die Mittel für den ungeheuren Aufwand zu liefern; in Nubien ließ er große Jagden auf die schwarzen Eingeborenen veranstalten, die er verkaufte. Diejenigen, welche ihm nichts an Geld einbringen konnten, aber noch für den Kriegsdienst brauchbar waren, steckte er in seine Regimenter. Und als er mit dieser Rüstung fertig war, schlug er einen anderen Ton gegen den Sultan an. Er forderte, sein Sohn Ibrahim sollte Pascha von Damaskus werden, womit ihm Syrien zugefallen wäre. Er wußte sehr wohl, daß man es ihm nicht geben würde, und darum wartete er nicht lange auf die Antwort, sondern brach mit seiner Macht auf, um es sich zu erobern. Das geschah 1831.

Sultan Mahmud wurde wüthend, als er von diesem Zuge seines egyptischen Pascha's hörte. Er schleuderte auf ihn und seinen Sohn den Bannstrahl des Khalifen und erklärte sie aller Aemter und Würden für verlustig. Indeß, was machte sich Mehemed-Ali daraus? Er war mächtiger, als der bedrängte Großherr in Konstantinopel, der nach der verrätherischen Niedermetzelung der Janitscharen, worin er dem egyptischen Pascha nachgeahmt hatte, nur eine elende Armee besaß. Schnell drang der Rebell vor und brachte ganz Syrien in seine Gewalt. Er rückte weiter

mit seinen siegreichen Fahnen bis nach Kleinasien und seine Flotte segelte dem Bosporus zu. Wahrlich, in Konstantinopel selbst war der Sultan von dem Verwegenen bedroht, und Mehemed verstand keinen Spaß. Alles, was man an Truppen zusammenraffen konnte, warf man ihm noch entgegen. Bei Konieh in Kleinasien stieß man auf die Egypter, und hier vernichteten diese die letzte Armee des Sultans. Der Marsch nach dem Meer, die Einschiffung auf seiner Flotte stand dem Sieger frei, und mit der Spitze seines Schwertes konnte er im Palast der hohen Pforte zu Stambul dekretiren, daß die Dynastie Mahmud's aufgehört habe zu regieren, und diejenige Mehemed-Ali's den Thron der Khalifen besteige.

In dieser verzweiflungsvollen Nothlage verstand sich der Sultan dazu, seinen Todfeind, den russischen Kaiser, um Rettung anzuflehen. Und wirklich kamen die Russen und geboten am Bosporus den Heerschaaren des Egypters Halt. Dieser scheute sich vor dem Kampf mit dem neuen Gegner, hinter dem außerdem die europäischen Großmächte standen. Aber wenn er sich zum Frieden verstand, so sollte er denselben doch als Sieger schließen.

Der Sultan mußte daher in die Schmach willigen, die Aechtung gegen den Rebellen zurücknehmen, ihn im Besitz nicht nur von Egypten, Nubien, einem Theil Arabiens und von Kreta, sondern auch von Syrien bestätigen, während Ibrahim zum Statthalter von Cilicien ernannt wurde. Einen grimmigen Fluch schleuderte Mahmud auf diesen Friedensvertrag, der seiner Ehre so sehr zuwider war; indeß nicht anders wollte ihn Mehemed unterschreiben.

Beide schieden mit der Absicht, sich für neuen Kampf zu rüsten. Das drohende Wetter stand Jahre lang zwischen ihnen, ohne daß es sich entlud. Nur einzelne Blitze züngelten von einer Seite zur anderen herüber, und dumpfer Donner grollte fort und fort, bis endlich die unabwendbare Katastrophe erfolgte. Der Sultan hatte seine Armee neu gebildet; gleich der egyptischen war sie von europäischen Offizieren geschult worden. Nun sollte sie sich mit der des trotzigen, unbotmäßigen Pascha auf Tod und Leben messen.

Bei Nisib in Syrien stießen die beiden Heere am 24. Juni 1839 aufeinander; 30,000 Türken gegen 40,000 Egypter, welche wieder Ibrahim, der Sohn Mehemed's, befehligte. Mit seinem Geschützfeuer jagte er binnen einer Stunde die ganze Armee des Sultans auseinander; in wilder Flucht löste sie sich auf und nur der sechste Theil sammelte sich auf türkischem Boden wieder. Der Krieg war damit zu Ende; abermals war Mehemed Sieger. Sein Großherr erfuhr es nicht mehr; der Tod bewahrte ihn vor diesem Stoß in die alte brennende Wunde. Mit seinem letzten Athem hatte er noch gefragt, ob kein Tatar aus Syrien gekommen sei, der ihm den Sieg über den Verhaßten melde. In der Hoffnung darauf war er gestorben.

Und wieder bedrohte der Rebell Konstantinopel und die Existenz der Dynastie des Sultans. Wieder segelte seine Flotte dem Bosporus zu, und um seinen Triumph vollständig zu machen, ging die türkische Flotte, die ihm den Seeweg verlegen sollte, zu ihm über. Der neue Sultan Abdul-Medschid schickte Boten über Boten, die Mehemed den

Frieden antrugen, und dieser diktirte ihn abermals: ganz Egypten mit Allem, was er dazu erobert, sollte ein erbliches Königreich für sein Geschlecht bilden.

In Stambul war man auf eine solche Forderung gefaßt gewesen; aber listig, wie immer, hoffte man durch Winkelzüge aus der Klemme zu kommen. England und Rußland traten für die bedrängte Pforte ein, wogegen aber Frankreich mit Entschiedenheit für Mehemed Partei nahm. Es war 1840 nahe daran, daß um seinetwillen ganz Europa in Brand gerieth. Vor der Allianz, welche die vier größten Staaten gegen Frankreich schlossen, wich dasselbe jedoch zurück und überließ es Mehemed, sich der ihn bedrohenden Waffengewalt selber zu erwehren. Die englischen, türkischen und österreichischen Schiffe bombardirten bereits seine festen Seeplätze in Syrien und an der Nilmündung. Da wurde es ihm klar, daß er gegen solche Uebermacht den Kampf nicht aufnehmen könne, und so erklärte er sich denn zur Unterwerfung bereit, wenn man ihm Egypten lassen wolle. So zerrann der Traum seines maßlosen Ehrgeizes, in dem er sich dreißig Jahre lang gewiegt, vor der feindselig sich ihm entgegenstellenden Wirklichkeit.

Im Februar 1841 kam der Friedensvertrag zu Stande. Mehemed wurde als Vasall des Sultans zum Vicekönig von Egypten ernannt, und in solcher Form sollte die Statthalterschaft darüber erblich auf seine Nachkommen übergehen. Er hatte einen jährlichen Tribut an die Pforte zu zahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osmanischen Reiches gehorsam zu erweisen und durfte ohne Erlaubniß des Sul-

tans ſeine Streitkräfte nicht vermehren. Um ihm ſeine perſönliche Niederlage in etwas zu mildern, ernannte ihn der Sultan dann zum Ehrengroßvezier der Pforte, zum erlauchteſten ſeiner Unterthanen und zum Khedive, ein alter perſiſcher Titel, der für ihn allein wieder in Anwendung kommen ſollte.

Für einen Rebellen, der er geweſen, war Mehemed-Ali noch gut genug weggekommen. Immerhin war Egypten doch ſein erbliches Reich geworden, er ein Herrſcher, und damit hatte er den feſten Boden unter ſich, auf welchem er für die Zukunft weiter arbeiten konnte. Am Herzen nagte es ihm indeſſen gleichwohl, daß er vor dem lang erſtrebten, ſchon zum Greifen nahen Ziele auf halbem Wege hatte ſtehen bleiben müſſen. 130,000 Mann ſtark hatte er ſeine Armee gemacht, zur ſchönſten und tüchtigſten in der mohammedaniſchen Welt. Jetzt durfte er nur 18,000 Mann halten. Elf Linienſchiffe, ſieben Fregatten, fünf Korvetten hatten ſeine Flotte gebildet und ſich dem Sultan furchtbar gezeigt. Jetzt ſollten ſie ungenutzt in den Häfen von Alexandria und Abukir verfaulen.

Leer war ſein Schatz, ausgeſogen das durch ſeine Aushebungen entvölkerte Land, verarmt das Volk durch ſein Erpreſſungsſyſtem. Da war nun genug zu thun, um dieſe Wunden zu heilen und die Hilfsquellen wieder zu heben. Und das ſollte geſchehen. Franzöſiſches Abenteurervolk ſtellte ſich ihm genug zu Dienſten, um noch mehr aus dem Lande herauszupreſſen. Er ließ Fabriken anlegen; allerhand europäiſche Neuerungen wurden eingeführt, eine neue Eintheilung des Landes vorgenommen, Provinzial-

verſammlungen wurden berufen, die Geſetzgebung reformirt, eine gute Polizei organiſirt. Es ſah aus, als ſei das alte Pharaonenland vor allen heruntergekommenen Herrſchaften der Sultane zu neuem civiliſirten Leben erſtanden. Aber es war nur täuſchender Schein. In Wahrheit bildeten die meiſten dieſer Kulturmaßregeln neue Mittel des Despoten, um ſein Volk ſich reichlicher zinsbar zu machen, orientaliſche Gewaltherrſchaft durch europäiſche Regierungskünſte zu verhüllen. Die Welt ſollte geblendet werden.

Mehemed-Ali konnte es noch immer nicht verwinden, mit der Ernennung zum Khedive ſeine Rolle ausgeſpielt zu haben. Der ſiebenzigjährige Greis verfiel immer wieder in die alten Träume, in denen er ſich ſchon auf dem Thron der Sultane geſehen. Und dann, ſo viel Mord und Blut trat ihm aus ſeiner Vergangenheit entgegen und berauſchte vergiftend ſeine Sinne. Der Wahnſinn jagte ihn durch die Säle und durch die Gänge ſeiner Burg in Kairo; überall ſtarrten ſie ihm entgegen, die wüthenden dunklen Augen der tauſend blutigen Mamlukkenköpfe. „Nach Mekka! Nach Mekka!“ ſchrie er in wilder Angſt. Dort, am Grabe des Propheten, wollte er Buße thun, aber man litt es nicht; man ſchloß den Raſenden in ſeiner Wohnung ein. Er wollte abdanken, er verfluchte ſeinen Vicekönigthron, dieſe falſche Herrlichkeit eines Khedive. Er regierte ſchon nicht mehr, da ſein Sohn ihn von jedem Verkehr abſchloß; er lebte nur noch, ein Geſpenſt, ein ruheloſer Schatten, ein Greis ohne Verſtand.

Im Jahre 1848 übernahm Mehemed's Sohn, Ibrahim Paſcha, mit Genehmigung der Pforte förmlich die Regie-

rung. Als derselbe schon ein paar Monate danach an Lungenschwindsucht starb, athmete der alte Khedive noch immer in dem Stumpfsinn, in den er verfallen war; er verstand es nicht mehr, daß nun sein Enkel Abbas zur Regierung seines Reiches vom Sultan berufen wurde. Achtzig Jahre hatte er vollendet, als ihn im August 1849 endlich der Tod erlöste aus der geistigen Nichtigkeit, in welche all' sein Ehrgeiz, sein Glück, sein verbrecherisches Leben und sein kriegerischer Glanz sich auflösten. Aber er hatte als der erste Khedive nicht nur seinem Geschlecht ein Vicekönigthum erobert, sondern auch trotz aller Leiden, die er über sein Land verhängt, sich das Verdienst erworben, dasselbe zu einer wichtigen politischen Stellung emporgehoben zu haben.

Neujahrsbräuche.

Von

Oswald Heim.

(Nachdruck verboten.)

Der Neujahrstag hatte schon in den ältesten Zeiten eine hohe, festliche Bedeutung. Von den Urbewohnern des alten Landes Iran in Asien, von den Parsen, wissen wir, daß sie den Beginn jedes neuen Zeitabschnittes mit Lustbarkeiten begingen. Die alten Römer feierten am ersten Jahrestage das Fest ihres Götterpaares Janus (des Beschützers alles Anfangs) und der Jana (als Göttin des Mondes auch Luna genannt); sie brachten dabei dem Janus Opfer, nannten diesen Tag dies faustus (Tag von günstiger Vorbedeutung) und nahmen an demselben gerne wichtige Geschäfte vor, um das Glück an die verrichteten Handlungen zu fesseln.

Das neue Jahr begannen viele christliche Nationen noch bis in die neuere Zeit hinauf nach alter heidnischer Sitte mit dem Frühlingsanfang. Unter Karl dem Großen begann das deutsche Jahr am 25. März; erst unter den letzten Karolingern setzte man den Jahresanfang auf den 1. Januar fest. Spanien und die Niederlande feiern das Neujahrsfest erst seit 1575, England seit dem 13. Jahrhundert, Frankreich seit 1564, Venedig seit 1653, Florenz

erſt ſeit 1745. Der Grundſatz des klugen Papſtes Gregor des Großen, daß man die Feſte der Heiden allmählig in chriſtliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen müſſe, hat auch auf die Gebräuche des chriſtlichen Neujahrstages, beziehungsweiſe der Sylveſternacht, ſeine volle Anwendung gefunden. Bereits zur erſten deutſchen Chriſtenzeit wurde die Sylveſternacht, die letzte Nacht des chriſtlichen Jahres, durchwacht mit der Erzählung von Sagen und Märchen, über deren heidniſchen Urſprung die älteſten deutſchen Biſchöfe ſo erzürnt waren, daß ſie — allerdings ohne beſonderen Erfolg — contra garrulationes (gegen das Geſchwätz am Sylveſterabend) eiferten.

Eine Hauptformalität, welche ſich von den alten Neujahrsfeſten erhalten hat, iſt der Gruß und Glückwunſch. Jeder beeilt ſich, dem Anderen den Neujahrs-Glückwunſch zuerſt zu bringen, als Nachklang der alten Sitte, daß der Begrüßte dem Grüßenden ein Geſchenk machte. Zur Zeit der antiken Welt war es, ſoweit Rom ſeine Herrſchaft ausgedehnt hatte, eine beliebte Sitte, als ſogenannte strenae, d. h. Neujahrsgeſchenke, den lieben Freunden friſchgrünende Zweige, als ein Zeichen des Umſchwunges im Pflanzenreiche, wie des neu beginnenden jugendlichen Jahres, zugehen zu laſſen. Bald aber wurden die Geſchenke werthvoller und koſtbarer. Beſonders brachte man den Magiſtratsperſonen Gratulationen dar, wohl um ſie für das beginnende Jahr zu Freunden anzuwerben. Wenn ein armer Klient ſeinem reichen Patron das Neujahrsgeſchenk überbrachte, ſo mußte er demſelben noch eine Silbermünze beifügen, wie es ſeine Mittel erlaubten. Der Senat und die Ritter u. ſ. w. er-

mangelten nie, am Neujahrstage dem Kaiser Augustus die strenae zu bringen; war er abwesend, so ließen sie ihre Gaben auf dem Kapitol zurück. Tiberius schaffte diese Geschenke ab, weil es ihm zu kostspielig war, den Dank dafür auszudrücken. Caligula führte sie aber wieder ein und ließ sich sogar jene noch erstatten, welche sein Vorgänger abgelehnt hatte; er schämte sich nicht, in höchsteigener Person diese Gaben vor den Thoren seines Palastes entgegenzunehmen, ohne jemals Gegengeschenke zu machen. Die Neujahrsgeschenke erhielten sich trotz der Gegenagitation der ersten Christen; man verlegte sie zeitweilig auf das Osterfest, doch machte man sie später wieder am ersten Januar.

Eine hervorragende Rolle spielen die Neujahrsgeschenke, „les étrennes", in Frankreich. Bekannt ist die Leidenschaft der Franzosen für Bonbons, ebenso die Sitte, zu Neujahr eine Bonbonnière in das Haus zu senden, welches uns gastfrei seine Pforten öffnet. Es ist das eine Huldigung, die den Frauen dargebracht wird. Wochen lang vor dem Neujahrstage schmücken kleine Wunderwerke von Bonbonnièren die Schaufenster der ersten Confiseure, und selbst der kleine Epicier putzt seinen Laden mit den niedlichsten Schächtelchen. Außer Bonbons bestehen die Etrennes auch wohl aus Vasen, Bronzen, seltenem Porzellan oder irgend welchen anderen Kunstgegenständen.

Die Glückwunschkarten zum Beginn eines neuen Jahres, welche mit Hilfe der in neuerer Zeit zu so großer Ausbildung gelangten vervielfältigenden Künste gegenwärtig in großen Massen und in außerordentlicher Mannigfaltigkeit

hergestellt und am ersten Tage des Jahres an Familienangehörige, Freunde und Bekannte versendet werden, haben bereits eine ältere Geschichte, als wohl die Meisten glauben, die sie heute benützen, denn ihre Anfänge gehen bis in die Wiegenzeit der ältesten der reproduzirenden Künste, der Holzschneide- und der Kupferstecherkunst zurück. Im Jahre 1439 erschien der erste (natürlich mit Holztafeln) gedruckte Kalender, und bald darauf verkaufte man auch gedruckte Neujahrswünsche. Das Verlangen, den Angehörigen und Freunden beim Jahreswechsel ein das ganze Jahr über sichtbares Zeichen der dargebrachten Glückwünsche überreichen zu können, veranlaßte die Formschneider und Briefmaler, sich mit der Herstellung von Neujahrswünschen zu befassen. Der älteste uns bekannte gedruckte Neujahrswunsch ist ein Kupferstich vom Jahre 1466; auf einer sehr reich gehaltenen Blume von phantastischer Form steht das Christuskind, das ein Spruchband hält mit der Umschrift: „Ein gout selig jor (Jahr)." Im 15. Jahrhundert wurden die Neujahrswünsche mitunter auch mit den Wandkalendern verbunden und standen dann an der Spitze derselben. Einen ganz anderen Charakter zeigen die Neujahrswünsche des 17. Jahrhunderts, als an Stelle der verfeinerten Sitte und des frischen Volkslebens des vorhergehenden Jahrhunderts, sowie der Verwilderung während des dreißigjährigen Krieges ein steifes, ceremonielles Wesen getreten war. Die religiösen Darstellungen verschwanden; an ihre Stelle traten die damals so überaus beliebten Allegorien, während schwülstige, oft überschwängliche Verse den eigentlichen Glückwunsch enthielten. Eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete

der gedruckten Neujahrswünsche brachte der im Laufe des 18. Jahrhunderts sich einbürgernde Gebrauch der Visitenkarten hervor; sie waren die Veranlassung, daß die Glückwünsche die Form von Karten annahmen, so daß die Erstlinge unserer heutigen Gratulationskarten eigentlich erst diesem Jahrhundert entstammen. Im 18. und im Beginn unseres Jahrhunderts waren vorzugsweise in Kupfer gestochene und sodann kolorirte, sowie ferner in Papier erhaben gepreßte, oder auch mit rosa, grünem und blauem Atlaß überzogene Karten in Mode; sie zeigten blumenspendende Genien, die das Füllhorn ausleerende Fortuna und besonders häufig den Altar der Freundschaft, welcher im Zeitalter der Sentimentalität und überschwänglichen Gefühlsäußerung, in dem man die Schließung von Freundschaftsbündnissen mit feierlichen Schwüren, rührenden Ceremonien und strömenden Thränen so sehr liebte, natürlich hier nicht fehlen durfte.

Besonders interessant sind die verschiedenartigen Bräuche, welche bei der Vorfeier des Neujahrs am Sylvesterabend oder in der Neujahrsnacht im Schwange sind.

Der Sylvesterabend, welcher in jene Zeit fällt, die dem Gotte Fro (Freyr) besonders heilig war, soll nach dem Volksglauben für Liebesorakel und vornehmlich für die Brautschau äußerst günstig sein. In den verschiedenen Gegenden Deutschlands gibt es zahllose hierauf sich beziehende Bräuche, welche aber alle in dem Kultus des Fro, als des Gottes der Ehe, ihre Quelle haben. Vor Allem ist es das Schwimmenlassen von Nußschalen und das Bleigießen, was an diesem Abend von Liebenden geübt wird.

Bei Ersterem setzt jede der anwesenden Personen ein aus einer Nußschale bestehendes Schiffchen, in welchem ein brennendes Lichtchen befestigt ist, in eine mit Wasser gefüllte Schüssel; aus denjenigen Personen, deren Fahrzeuge sich vereinigen, wird nun im nächsten Jahre ein Paar, während ein verlöschendes Licht einen Todesfall anzeigt. Bei dem Bleigießen wird die Form des in's Wasser gegossenen Bleies gedeutet; die Mädchen können daraus den Stand ihres Zukünftigen erfahren. Aus welcher Gegend der Bräutigam kommen wird, läßt sich sehr leicht ermitteln, wenn das Mädchen in der Mitternacht in Begleitung eines Hundes an einen Zaun geht, diesen schüttelt und dabei spricht: „Tuunke (Zäunchen), ich schedder (schüttle) di!" Der Hund fängt darauf zu bellen an, und nach welcher Gegend er dabei sieht, aus der kommt der Bräutigam. Von welcher Gestalt der Geliebte sein wird, erfährt die Betreffende, sobald sie um Mitternacht ohne Licht in den Holzstall geht und einen Kloben Holz aus dem Holzstoße zieht. Nach der Form des herausgezogenen Klobens richtet sich die Gestalt des künftigen Liebsten; ist sie z. B. krumm, so wird er verwachsen sein.

Im Samlande deckt das Mädchen am Sylvesterabend einen Tisch in der Stube neben ihrem Schlafzimmer und stellt ein Glas Wein, ein Glas Bier und ein Glas Wasser darauf. Des Morgens sieht sie nach, aus welchem Glase getrunken ist: fehlt Wein, so bekommt sie einen reichen Mann, fehlt Wasser, einen armen Schlucker, fehlt Bier, so wird ihr Mann zwischen beiden die Mitte halten. Wen ein Mädchen heirathen wird, entscheidet sich in folgender

Weiſe. Mit zwei brennenden Lichtern tritt ſie vor einen Spiegel und ruft dreimal den Namen des Geliebten; ſieht ſie dann im Spiegel ſein Bild, ſo wird er ſie freien, ſieht ſie einen Anderen, wird es dieſer thun. Ob ein Mädchen überhaupt im kommenden Jahre heirathen werde, läßt ſich ſehr leicht erfahren, wenn es um Mitternacht in den Schafſtall geht und im Finſtern ein Schaf greift. Iſt das ergriffene Thier ein Mutterſchaf, ſo wird aus der Heirath nichts; ergriff es jedoch einen Hammel oder gar einen Bock, ſo kommt die Heirath ſicher zu Stande. Zieht man in der Mitternachtsſtunde eine Handvoll Stroh aus dem Dache, ſo heirathet man im kommenden Jahre, wenn die Zahl der dabei ergriffenen Halme eine gerade iſt; iſt ſie ungerade, ſo muß man ſterben. Auch kann man drei Namen auf ebenſo viele Zettel ſchreiben, in einen Strumpf ſtecken und dieſen dann unter das Kopfkiſſen legen. In der Nacht greift man in den Strumpf, zieht einen Zettel und erfährt durch ihn den Namen des beſtimmten Bräutigams, beziehungsweiſe der Braut.

Die geliebte Perſon erſcheint im Traume, wenn man beim Schlafengehen Hafer und Leinſamen unter das Kopfkiſſen ſtreut und dabei ſpricht:

„Ich ſäe Hafer und Lein!
Wer mein Geliebter (Geliebte) ſoll ſein,
Komme im Traum und erſchein':
Wie er geht,
Wie er ſteht,
Wie er in die Kirche geht!"

Ebenſo wichtig iſt der Sylveſterabend für die Entſchei-

dung der Frage, ob ein Liebespärchen im Laufe des kommenden Jahres Hochzeit machen werde. Man träufelt zu diesem Zwecke in eine Schale mit Wasser zwei Tropfen Talg oder Wachs, von denen der eine den Bräutigam, der andere die Braut darstellt. Kommen sie schwimmend zusammen, so gibt's im neuen Jahre Hochzeit. Geht man in der Mitternachtsstunde dreimal rückwärts um das Haus, und sieht nach beendetem Gange auf das Dach, so wird man im Laufe des neuen Jahres heirathen, wenn man einen Kranz erblickt; nimmt man dagegen einen Sarg wahr, so stirbt einer der Liebenden; einen Storch, so gibt's Kindtaufe; einen Hahn, so brennt das Haus ab. Auch legt die Braut beim Zubettgehen ein Gesangbuch unter das Kopfkissen, kneift beim Erwachen in der Nacht ein Ohr in ein Blatt und sieht am Morgen nach, wo das Zeichen steht; hat es ein Hochzeitslied getroffen, so gibt es unfehlbar Hochzeit im Laufe des Jahres; traurig jedoch wäre es für die Braut, wenn sie ein Todtenlied bezeichnet hätte, denn dann würde sie im Laufe des neuen Jahres sterben. Andere gehen unter das Fenster einer Stube, in welcher eine laute Unterhaltung gepflogen wird, und fragen: „Werde ich heirathen?" Erfolgt auf diese Frage zufällig ein „Ja!" als Antwort, so ist die Hochzeit sicher, hört man dagegen ein „Nein!" so wird aus derselben nichts.

Obstbäume werden nach mecklemburgischem Volksglauben fruchtbar gemacht, wenn man ihnen am Neujahrstage gratulirt oder sie in der Neujahrsnacht mit einem Silberstück beschenkt, welches man unter die Rinde steckt. Man geht aber ebenso sicher, wenn man die Bäume in der Sylveſter-

nacht einfach durchprügelt. In der Pfalz wird in der Neujahrsnacht zwischen elf und zwölf Uhr jeder Baum mit einem Strohseile umwickelt und ihm das Neujahr angewünscht: „Ich wünsche euch das Neujahr an, daß ihr gute Früchte tragen sollt!“ Die Strohseile verbleiben, bis sie abfallen; wer sie abreißt, der gilt für einen großen Frevler. In der Altmark wird vor dem Aufgang der Neujahrssonne in den Gärten geschossen, damit die Bäume, besonders die Kirschbäume, recht reichlich tragen.

Will man am Sylvesterabende sehen, wer aus einer Familie im nächsten Jahre stirbt, so muß man in einem Zimmer, in das Niemand mehr hineingehen wird, auf einem Tische einen Fingerhut mit Salz umstürzen. Ist das Salz am anderen Morgen eingedrückt, so stirbt Derjenige, für welchen man das Häufchen bestimmt hat. In Alvensleben glaubt man: wenn man am Sylvesterabende zwischen elf und zwölf Uhr in ein Zimmer geht, wo das Licht nur dürftig brennt, und seinen eigenen Schatten ohne Kopf sieht, so muß man in dem neuen Jahre sterben. Formt man in der Sylvesternacht aus Teig so viele Kuchen, als Leute im Hause sind, gibt jedem Kuchen den Namen eines Hausbewohners und drückt in alle ein Loch, so wird das Loch dessen, welcher im Laufe des nächsten Jahres stirbt, beim Backen zugehen. Nach uraltem Brauche geht man noch jetzt häufig in Mitteldeutschland in der Nacht zum ersten Januar auf einen Kreuzweg und stellt sich dabei nach geschehener Bekreuzung und Anrufung der heiligen Dreieinigkeit auf, um irgend einen Ton, welcher dann gedeutet wird, zu vernehmen, oder nur irgend etwas zu sehen. Man erfährt z. B. den Tod

gewiſſer Perſonen, indem man einen Leichenzug aus dem Hauſe des Betreffenden kommen ſieht; ferner erhält man Kenntniß eintretender Verheirathungen, Kriege u. ſ. w.

Kinder, die in der Neujahrsnacht geboren werden, haben nach der Volksſage beſonderes Glück, natürlich, wie bei allen derartigen Prophezeiungen, unter gewiſſen Bedingungen. Wenn es Mädchen ſind, müſſen ſie der Mutter gleichen, die Knaben ſollen dem Vater ähnlich ſehen, ſonſt trifft die Vorausſetzung nicht zu. In Weſtphalen gilt dieſer Volksglaube auf den meiſten Dörfern; man betrachtet dort die Neujahrskinder allgemein als bevorzugt, wie anderswo die Sonntagskinder, und findet die glückverheißende Aehnlichkeit auch dann heraus, wenn ſolche gar nicht vorhanden iſt. Auch das Wetter des nächſten Jahres kann man in der Sylveſternacht erfahren; bläst der Wind in dieſer Nacht von Oſten, ſo hofft man auf ein geſegnetes Obſtjahr; von Süden, ſo gibt es viel Korn; von Weſten verheißt er Milch und Fiſche, von Norden aber Stürme und Kälte. In manchen Orten nagelt man in der letzten Nacht des Jahres die Ställe zu und legt etwas Schneidendes in das Viehfutter, das ſchützt gegen Hexen. Vielfach begegnet man auch dem Gebrauche, am erſten Januar Heringe zu eſſen, denn dann hat man das ganze Jahr hindurch Geld. Die Niederſachſen, welche das Land der „rothen Erde" bewohnen, haben, wie ſo vieles Andere, auch die von den alten Kulturvölkern überkommenen Bräuche am treueſten bewahrt. Im Lande Weſtphalen herrſcht noch heute die Sitte, zum Neujahrstage ein beſonderes Gebäck zu bereiten, die ſogenannten Eiſerkuchen. In kreisrunden Waffelformen

werden am Vorabende des Neujahrstages dünne Waffeln aus Honig und Weizenmehl gebacken. Auf jedem Bauernhofe, in jedem Dorfe ſitzen junge Mädchen und Frauen am Herde und backen Eierkuchen, die, in mehr oder weniger korrekter Cylinderform aufgerollt, in ungeheueren Quantitäten an die Herrſchaft, die Dienerſchaft, kurz an alle Hausgenoſſen geſpendet werden.

In allen Ländern des Oſtens und Nordens, wo der alte Julianiſche Kalender noch in Geltung iſt, beginnt der Karneval ſchon um Weihnachten und wird in eigenthümlicher Weiſe gefeiert, welche von der Feier im Abendlande weſentlich verſchieden iſt. Der ruſſiſche Karneval z. B. zerfällt in zwei Theile, in die Neujahrsfeier, welche mit Tanz, Scherz und Mummenſchanz begangen wird, und in die ſogenannte Butterwoche oder die Schmauſezeit, welche den ſtrengen Faſten vorangeht. Bei der ruſſiſchen Neujahrsfeier ſpielen jene derben Scherze, Neckereien, Spiele und Beluſtigungen, wie ſie einſt bei den römiſchen Saturnalien üblich waren, noch heute eine große Rolle, und haben ſich trotz aller Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit den Volksbräuchen vor ſich gegangen ſind, unter dem Landvolke noch in vollem Schwange erhalten. Eine der beliebteſten Vermummungen beſteht darin, daß einige Burſche ſich als Wolf, Bär, Pferd, Kameel, Ochſe u. ſ. w. maskiren und in Begleitung von Muſikanten Abends durch das Dorf ziehen, drollige Lieder ſingen und komiſche Tänze aufführen, namentlich aber den Tanzbären möglichſt lebenswahr nachahmen, wofür ſie dann von den Bauern mit Dünnbier, Meth oder Schnaps bewirthet und mit einigen Kopeken

beſchenkt werden. Aehnliche Scherze treiben auch die Dienſtboten in den Städten.

Am erſten Tage des Jahres eilen in den vereinigten Staaten von Nordamerika die Männer von früher Morgenſtunde bis zum ſpäten Abend bei allen ihren Bekannten umher, während die Damen in großer Toilette in ihren Geſellſchaftszimmern ſitzen und die Beſuche empfangen, ſtolz, wenn die Zahl ihrer Gäſte eine ſo bedeutende, daß ſie hoffen dürfen, ihre Rivalinnen zu überflügeln. Alles ſchaart ſich um den großen gedeckten Tiſch, beladen mit feinen Weinen, Liqueuren, kaltem Geflügel, Gelées, Crêmes, Früchten, feinen Salaten und allen möglichen Delikateſſen, er iſt das eigentliche Centrum und jedenfalls der anziehendſte Punkt, da bei der Haſt, mit der die Gäſte ihre ausgedehnte Runde zu erledigen bemüht ſind, von wirklicher Konverſation ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein kann. Bei den zu machenden wie entgegen zu nehmenden zahlloſen „calls“ (Beſuchen) iſt darum der Neujahrstag ein für alle Theile anſtrengender, mühevoller Tag, ein geſchäftiger Müßiggang ohne Vergnügen und Erholung. Alle Welt freut ſich, wenn er überſtanden iſt.

Für die amerikaniſchen Neger gehört die Neujahrsfeier zu den hervorragendſten religiöſen Ceremonien. Wenn das Neujahrsfeſt herannaht, ſieht man von weit herum durch Wald und über Feld, durch Dickicht und Schluchten Neger, Mann, Weib und Kinder ihrem Bethauſe zuwandern, zu Fuße, auf Wägelchen, mit Laternen oder nur geleitet vom Mondſchein. Man hört überall auf Weg und Steg das Geplauder, Geſinge, Gelächter und Gejauchze des ſtets er-

regten schwarzen Volkes. Der Betsaal, in welchem sie zusammenkommen, ist nur schwach erleuchtet; bald ist er zum Erdrücken gefüllt, und aus den dunklen Ecken leuchten freudige Augen und schimmern die weißen Haare ehrwürdiger Negerhäupter. Es herrscht jetzt noch Stille, und nun steigen die ältesten und angesehensten Mitglieder der schwarzen Gemeinde auf die Tribüne. Sie beginnen eine Hymne anzustimmen, und die geputzten Mädchen, Burschen und Männer fallen ein. Der Aelteste zieht die Uhr und verkündet die zwölfte Stunde. Nun nimmt ein wildes Treiben seinen Anfang. Alles ruft durch einander, man schüttelt sich die Hände, wünscht sich Glück, betet überlaut, Kinder weinen, die jungen Leute machen Spaß, Andere liegen auf den Knieen, erflehen Vergebung für Sünden, geloben Besserung. Es wird mit den Händen geklatscht, mit den Füßen gestampft, und dazwischen erschallen von der Rednerbühne Ermahnungen zur Buße, Predigten und Hymnen besonders inspirirter Mitglieder.

Für die Mohammedaner ist das Neujahrsfest, Muharram genannt, ein Freudenfest, welches sich am besten mit unserem Karneval vergleichen läßt und mehrere Tage dauert. Wie bei den Hindus, ist auch bei den Mohammedanern der Kalender auf das Mondjahr von 355 Tagen gegründet; die Ersteren bringen ihr Jahr durch Schaltmonate in einige Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahr; den Bekennern des Islams wurde dies aber von Mohammed ausdrücklich verboten. So stellt sich ihr Neujahrsfest gegen unseren Kalender jährlich um elf Tage früher ein als im Vorjahre, und macht in dreiunddreißig Jahren die Runde.

Für die Schiiten, wie im Gegensatze zu den Sunniten bei den Mohammedanern alle Diejenigen heißen, welche Mohammed's Schwiegersohn, den vierten Khalifen Ali als dessen rechtmäßigen Nachfolger betrachten und daher die drei ersten Khalifen nicht anerkennen, sind die beiden letzten Tage des Muharrams die Hauptfesttage. Prozessionen gehen durch die Ortschaften, wobei unter großem Lärm und mit Musikbegleitung die Tâzias (d. h. Nachbildungen der Gräber der beiden Heiligen Hassan und Hasain, der Söhne Ali's), umhergetragen werden. Diese Tâzias sind Holzrahmen, mit geöltem Papier überzogen, die Seiten bemalt, mit Glimmer und buntem Glas belegt, das Ganze mit natürlichen und künstlichen Blumen bekränzt; innen brennen Lichter und erleuchten die Wände. Wohlhabende lassen Tâzias von bedeutender Größe und künstlerischer Ausstattung herstellen, den Rahmen von Sandelholz, Silberblätter statt Glimmer, Elfenbeinspitzen auf den Thürmen u. s. w. Das Umhertragen dieser Tâzias bildet den Glanzpunkt des Muharrams; am Schlusse wirft man die Tâzias von geringerem Werthe in's Wasser.

Bei den Chinesen ist der Neujahrstag ein bewegliches Fest und fällt meist in den Februar, oft in den Januar, zuweilen in den März. Er gilt für einen der größten Feiertage. Schon zehn bis zwölf Tage vorher werden alle öffentlichen Bureaux geschlossen und bleiben es einen ganzen Monat hindurch, während welcher Zeit die Beamten Festlichkeiten und Unterhaltungen veranstalten. Unmittelbar vor dem eigentlichen Neujahrstage werden die Feuerherde zu Ehren des Hausgottes gereinigt. Um Mitternacht,

wenn das alte Jahr ſcheidet, wird ein wohlriechendes Bad genommen und die beſten Gewänder werden angethan. Die Familienmitglieder beſuchen die Tempel oder begeben ſich an die möglichſt glänzend erleuchteten Hausaltäre, um dort die nöthigen Ceremonien vorzunehmen. Bis zur Morgendämmerung wechſeln religiöſe Uebungen mit Abbrennen von Raketen, Weihrauch und buntem Papier ab. Bei Tagesanbruch beginnt der Austauſch der Beſuche und die Verzierung der Häuſer mit Sprüchen und Transparenten; auch Geſchenke ſpielen an dieſem Tage eine nicht unbedeutende Rolle.

In Birma wird beim Wechſel des Jahres, der in den Monat April fällt, das ſogenannte Waſſerfeſt gefeiert, welches vier Tage lang andauert. In der Morgenfrühe ſtrömt alles Volk zuerſt zu den Pagoden, die man mit Waſſer beſprengt, während die Gottheit um ein glückliches und geſegnetes neues Jahr angefleht wird. Auch bringt man den Prieſtern Krüge mit Waſſer und bittet dabei um Vergebung aller im verfloſſenen Jahre begangenen Sünden. Nach dieſer religiöſen Feier beginnt nun eine Art Karneval, bei dem man ſich aber nicht, wie in Italien, mit Confetti (kleine Gypskügelchen) und Blumen bombardirt, ſondern gegenſeitig, wie dies auch in manchen ſüdamerikaniſchen Ländern üblich, mit Waſſer, das häufig parfümirt iſt, zu begießen ſucht. Aus den Häuſern gießt man Waſſer auf die Vorübergehenden, und in den Straßen ſammeln ſich überall Gruppen von jungen Leuten beiderlei Geſchlechtes, die ſich unter Scherzen und Gelächter gegenſeitig aus irdenen Krügen und Gefäſſen aller Art, ſowie mit kleinen Spritzen

möglichſt naß zu machen ſuchen. Oft treffen auch mehrere ſolcher fröhlichen Geſellſchaften auf einander und liefern ſich dann zu allgemeinem Jubel förmliche Waſſergefechte. Wer ſich nur immer auf den Straßen blicken läßt, wird beſpritzt, ohne Anſehen der Perſon oder des Ranges, ſo daß man während der ganzen Dauer des Feſtes kaum einen Menſchen zu ſehen bekommt, der nicht mehr oder weniger durchnäßt wäre. Die dieſem originellen Feſte zu Grunde liegende Idee iſt unſtreitig die, durch das Begießen mit Waſſer die unrein machenden Sünden des Vorjahres abzuwaſchen.

So ſehen wir unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen auch die verſchiedenſten Bräuche bei der Vorfeier des Neujahrsfeſtes und an dieſem Tage ſelbſt im Schwange, um dem Gefühle, daß der Jahreswechſel einen wichtigen Abſchnitt im Leben eines Jeden bedeute, auch äußerlich Ausdruck zu geben.

Die Stadt Peter's des Großen.

Bilder aus der ruſſiſchen Metropole.

Von

Haſſo Harden.

(Nachdruck verboten.)

Noch nicht zweihundert Jahre ſind verfloſſen, ſeit Peter der Große den Grundſtein zu der heutigen Hauptſtadt Rußlands legte und ihr den Namen ſeines Schutzpatrons gab. Das hölzerne kleine Häuschen, in dem er während des Beginns des Baues wohnte und von welchem aus er mit ebenſoviel Energie wie Härte das Fortſchreiten der Arbeiten förderte, iſt noch heute erhalten und ein rühmenswerthes Zeichen der Pietät, mit der das Andenken des großen Despoten von ſeinen Nachfolgern bewahrt wird.

Wenn Sankt Petersburg mithin auch die jüngſte unter den europäiſchen Hauptſtädten iſt, ſo kann man doch nicht umhin, ſie als eine der intereſſanteſten, und in vieler Beziehung als eine der ſchönſten zu bezeichnen. Der allmächtige Wille einer Reihe unumſchränkter Herrſcher Rußlands, die ihren Stolz darein ſetzten, die neue Hauptſtadt zu verſchönen und zu vergrößern, hat dazu ebenſoviel beigetragen als die dem Handel günſtige Lage der Metropole am finniſchen Meerbuſen und der Mündung der waſſerreichen Newa. Es iſt bezeichnend, daß St. Petersburg, das um die Wende

des vorigen Jahrhunderts kaum mehr als 200,000 Einwohner besaß, jetzt über 700,000 Bewohner zählt, und die Stadt daher ein Wachsthum der Bevölkerung aufzuweisen hat, wie kaum eine zweite; aber — und hierin liegt die Kehrseite des glänzenden Bildes — diese schnelle Zunahme ist ein künstliches Produkt, hervorgebracht durch fortwährende Einwanderung. Die deutsche Kolonie allein zählt zwischen 50,000 und 60,000 Mitglieder.

Peter der Große übersah, oder wollte vielmehr absichtlich übersehen, daß seine Gründung bei allen Vortheilen ihrer Lage eine höchst ungesunde Stadt werden mußte. Der Grund und Boden, auf dem St. Petersburg steht, ist ursprünglich ein Sumpfterrain gefährlichster Gattung, und noch heute, trotzdem es sich in der unmittelbarsten Umgebung der Stadt längst in Wiesen und Gärten verwandelt hat, die Hauptursache der hohen Sterblichkeitsziffer. Der mangelhafte Gesundheitszustand wird außerdem noch durch zahlreiche Ueberschwemmungen verschlimmert, denen einzelne Stadttheile fast alljährlich ausgesetzt sind; die höchsten Punkte der Stadt liegen nämlich nur 18 Meter, die niedriger gelegenen kaum 5 Meter über dem Meeresspiegel, und die herrschenden Westwinde stauen nur zu häufig die Newa derart an, daß sie über ihre Ufer tritt, wodurch bisweilen Katastrophen von geradezu schreckenerregendem Umfange herbeigeführt werden, wie z. B. jene plötzlich hereinbrechende Ueberschwemmung des Jahres 1824, bei der 500 Menschen ihr Leben einbüßten und Millionen an Werthen verloren gingen.

St. Petersburg ist thatsächlich eine Inselstadt, wenn

auch die zahlreichen Brücken, deren es einige neunzig gibt, dies weniger empfinden lassen. Die Straßen, deren man mehr als fünfhundert zählt, sind durchgehends schnurgerade angelegt und lassen die Entstehung der Riesenstadt nach einem einheitlichen Plan erkennen; ausnahmslos sind sie sehr breit und lustig, einige erreichen eine Breite von über 45 Meter, und selbst die schmalsten sind immer noch mindestens 12 Meter breit. Die 64 großen Plätze werden an Umfang und Ausdehnung in keiner Residenz der Welt ihres Gleichen finden, auf dem mit dem Standbilde des russischen Nationalhelden Suworow geschmückten Zarizynplatz, dem Petersburger Marsfelde, können z. B. 40,000 Mann Truppen zu gleicher Zeit manövriren, und der Semenowskiplatz, der Alexander- und der Preobraschenskiplatz geben ihm an Größe nicht viel nach — Rußland ist eben ein Land, in dem Alles kostbar sein mag, nur der Raum nicht. Den Straßen und Plätzen reihen sich die prächtigen, mit mächtigen Granitquadern umsäumten Quais an; der englische Quai, am linken Ufer des Hauptarmes der Newa, und die Quais des Fontanka-Kanals, sind die Sammelplätze der eleganten Welt, und werden in Bezug auf die Großartigkeit der an ihnen gelegenen Bauten vielleicht nur noch von der Hauptstraße der ganzen Stadt, dem weltberühmten Newski-Prospekt übertroffen. Der Newski-Prospekt ist allerdings die eigentliche Pulsader der Stadt, und für Petersburg das, was für London „Regentstreet", für New-York der „Broadway", für Wien die „Ringstraße" und für Berlin die Straße „Unter den Linden" ist. Auf einer Strecke von 13 Kilometer Länge reiht sich hier Palast an

Palaſt, und das Gewühl von Fuhrwerken der verſchiedenſten Konſtruktion, von Fußgängern, Pferdebahnen und Reitern würde nicht zu ertragen ſein, wenn der ſinnbetäubende Lärm nicht durch die Verwendung von Holzpflaſter gemindert wäre. Der Newski-Proſpekt nimmt ſeinen Anfang im Centrum der Stadt, von dem am engliſchen Quai gelegenen Admiralitätsplatze, durchſchneidet ſie von Nordoſt nach Nordweſt und endigt an dem rieſigen Alexander-Newskikloſter. Am Newski-Proſpekt iſt u. A. die prächtige Kaſan'ſche Kathedrale, eine Nachahmung der Peterskirche zu Rom, belegen, deren Allerheiligſtes ſammt Thüren und Geländern aus maſſivem Silber iſt und in welcher ſich eine Diamantkrone des Muttergottesbildes befindet, deren Werth auf Millionen geſchätzt wird; ferner die Duma, das Rathhaus mit ſeinem geſchmackvollen Thurm, der Goſtinnoi-Dwor, der Kaufhof, in deſſen zahlreichen Läden und Magazinen, Speichern und Kellereien ſämmtliche Bedürfniſſe der Nothdurft und des Luxus aufgeſtapelt ſind. Unmittelbar an dieſen permanenten Rieſenmarkt ſtößt das Anitſchkow-Palais, die Reſidenz der ruſſiſchen Thronfolger, und jenſeit des Fontanka-Kanals, der von der mit vier koloſſalen ehernen Roſſebändigern gezierten Anitſchkow-Brücke überſpannt wird, liegt das ſchöne, im Style der edelſten Renaiſſance erbaute Palais des Fürſten Bjeloſélski. Hoch intereſſant iſt endlich unter den Gebäuden des Newski-Proſpekts die kaiſerliche Bibliothek mit über einer Million Bände und einer höchſt werthvollen, theilweiſe einzig in ihrer Art daſtehenden Handſchriftenſammlung. Auf einem Ehrenplatz liegt hier ein kleiner Foliant in maſſiv ſilbernem Einband:

das erste in Rußland gedruckte Buch mit dem Datum des 1. März 1564.

Aber wenden wir uns zurück zum Admiralitätsplatz. Wir stehen an der rauschenden Newa, von deren jenseitigem Ufer die Wälle und Bastionen der heute inmitten der Stadt gelegenen Peter-Paulsfestung herüberschimmern, weit überragt von der in ihren Umwallungen gelegenen gleichnamigen Kirche. Links dehnt sich die mächtige, 500 Schritt lange Front des Admiralitätsgebäudes aus, dessen Grundstein noch Peter der Große selbst legte, rechts schweift der Blick längs des Quais bis hinunter zu dem Riesenbau des Winterpalastes, schräg gegenüber auf der Wassili-Ostrow-Insel erheben sich die Säulenreihen der Börse, die langgestreckte Universität, das mächtige Zollhaus mit einem umfangreichen Handelsmuseum und das Kadettenhaus. Hüben wie drüben leuchtet zwischen all' den großen öffentlichen Bauten das frische Grün der Gärten hindurch. Drüben auf dem Glacis der Festung ist der schöne Alexandergarten, der Hauptsammelplatz der einfacheren Volksklassen, hüben die reizenden Anlagen um die Admiralität, in deren Mitte sich die Kolossalstatue Peter's des Großen auf einem gewaltigen Granitblock erhebt, weiter zur Rechten der sogenannte Sommergarten, nahe dem Marsfeld, welcher die feinere Welt zum Lustwandeln einladet.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient das Winterpalais. Peter der Große besaß an Stelle desselben ein kleines, zweistöckiges Haus, erst unter der Kaiserin Anna wurde 1732 der Grundstein zu jenem Wunderbau gelegt, der, unter ihrer Nachfolgerin Katharina II. vollendet, unter

den Residenzschlössern jener Zeit ohne Gleichen dastand. Fast genau hundert Jahre nach seiner Vollendung, im Jahre 1837, brannte der Riesenpalast ab, wurde aber in der kurzen Zeit von 15 Monaten nach den ursprünglichen Plänen des Italieners Rastrelli wieder aufgebaut, es war ein Bau, wie er nur in Rußland, nur unter der despotischen Machtvollkommenheit des Zaren Nikolaus möglich war. Tag und Nacht, Sommer und Winter, jedem Wechsel der Jahreszeit trotzend, wurde gearbeitet, viele Arbeiter erlagen den übergroßen Anstrengungen, und Hunderttausende kostete die erzwungene Beschleunigung, aber General Kleinmichel, der Leiter des Ganzen, der sich dem Kaiser gegenüber für die Vollendung innerhalb der gegebenen Frist verbürgt hatte, erreichte sein Ziel. Ob das Winterpalais eigentlich schön ist, darüber sind die Ansichten sehr getheilt; die Höhe des Gebäudes von etwa 70 Fuß ist zu gering für die kolossalen Fronten des mächtigen Vierecks, der Unterbau gilt als zu niedrig, die Façade als überladen. Jedenfalls ist der Eindruck des massigen Ganzen aber, ungeachtet aller dieser Bedenken, ein überwältigender, besonders von der Newaseite aus, von der eine mächtige Auffahrt und eine unvergleichliche Marmortreppe bis zur Höhe des ersten Stockes hinaufführt, der die großen Festsäle enthält. Den zweiten Stock bewohnt meist die kaiserliche Familie, das Erdgeschoß und die Souterrains die Beamtenschaar und die Dienerschaft. Am sehenswerthesten sind die Räume des ersten Stockwerks; hier befindet sich die prachtvolle Georgshalle, in der die Gesandten empfangen werden, die Militärgallerie, der Feldmarschall-

saal und der sogenannte weiße Saal, in welchem die großen Hoffeste abgehalten werden. Vom zweiten Stock aus gelangt man direkt in einen reizenden Wintergarten von bedeutendem Umfang. Das Dach des Palais wölbt sich über einer Einwohnerschaft von gegen 1200 Personen, eine kleine Stadt für sich. Man erzählte sich früher mit Vorliebe Anekdoten, wie einzelne Domestiken sich Jahre lang auf den Dächern Kühe und Schafe gehalten haben sollten, ohne daß dieser mindestens originelle Einfall entdeckt worden sei; jetzt, nach den wiederholten nihilistischen Attentaten ist die bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebäudes allerdings sehr schwierige Kontrole eine strengere. Durch bedeckte Gallerien ist das Winterpalais mit der Eremitage verbunden, einem schönen Gebäude von ebenfalls riesigen Dimensionen, das in seinem Inneren die reichsten und wichtigsten Denkmäler der Kunst vereinigt, welche überhaupt in russischem Besitze sind.

Wenn wir das Winterpalais durch das Südportal verlassen, fällt uns auf dem freien Platz, der sich zwischen jenem und der halbmondförmigen siebenhundertfenstrigen Front des Generalstabsgebäudes erstreckt, die wunderbar schöne Alexandersäule auf. Es ist dies ein 23 Meter hoher Monolith von rothem finnischen Granit, dessen Sockelmantel und Kapitäl aus eroberten türkischen Kanonen gegossen ist. Die ganze Säule erreicht eine Höhe von 48 Meter, auf der Spitze des Monolithen steht ein bronzener Engel, das reich mit Armaturen und Trophäen bekleidete Piedestal trägt die Inschrift: „Alexander dem Ersten das dankbare Rußland."

Wir überschreiten noch einmal den Newski-Prospekt und wenden uns dem Inneren der Stadt zu. Es ist Winter; der unfreundliche, naßkalte Herbst ist gewichen, sein unvermeidlicher Begleiter, der zollhohe Schmutz, ist verschwunden, feste glatte Schneebahn bedeckt das Pflaster, und Tausende von leichten Schlitten beleben die Straßen. Noch ist es nicht empfindlich kalt, die Nasen der Spaziergänger beweisen es, denn sie blicken munter und röthlich angehaucht aus dem köstlichen Pelzwerk heraus, das man in solcher Reichhaltigkeit nur in Petersburg sieht. Aber es ist doch kalt genug, um die Winterverproviantirung der Hauptstadt vornehmen zu können; überall sieht man lange Schlittenreihen mit Vorrath für Mensch und Thier beladen daherziehen, und wenn wir auf unserem Gang durch die Stadt den Heumarkt passiren, erblicken wir ganze Berge von gefrorenem Fleisch aufgethürmt. Die Theehäuser und Schenken machen gute Geschäfte, besonders die letzteren, denn es ist leider Thatsache, daß in Petersburg jährlich jeder Einwohner durchschnittlich für 20 Rubel Spirituosen verbraucht; aber ihr Hauptgeschäft konzentrirt sich doch auf die Festwochen, besonders auf die Zeit der „Butterwoche" und auf die Osterwoche. Diese Zeit wird von Alt und Jung, von Arm und Reich durchjubelt und durchtobt; die Theater geben täglich doppelte Vorstellungen, auf den öffentlichen Plätzen sind Karoussels, Menagerien, Schaukeln und Panoramas aufgefahren, und Riesen und Zwerge, Bänkelsänger und Tausendkünstler produciren sich in buntem Durcheinander. Auf dem spiegelglatten Eise der Newa entfaltet sich das bunteste Leben; die feine Welt gleitet auf

leichtbeschwingten Stahlschienen nach dem Takt der Musikcorps von Ufer zu Ufer, das Volk belustigt sich auf den beliebten Rutschbergen aus Schnee und Eis, und als Inbegriff des Vergnügens gilt eine Wettfahrt mit dem echt nationalen Dreigespann, der Troika. Ja, wer St. Petersburg sehen will, muß es im Winter besuchen — dann ist es eine Stadt voll unbeschreiblichen Zaubers. Und ist es im Sommer interessant durch den ewigen wechselvollen Reiz des buntbewegten Lebens, so ist es geradezu märchenhaft schön in seinem weißen Schneegewande, wenn die Dämmerung herabsinkt und der Mond seinen klaren Schein auf das weiße glitzernde Gewebe wirft. Wie Feenbogen wölben sich dann die Brücken über den gefesselten Strom, auf dem tausend und abertausend Lichter aufblitzen und ein fröhliches Menschengewühl der Nacht und der Kälte spottet; einer funkelnden mächtigen Diamantnadel gleich schimmert die blanke Spitze der Peter-Paulskirche von jenseit der Newa herüber, auf den Plätzen, vor den Theatern lohen in eisernen Behältern große Feuer, um die sich die harrenden Kutscher, Erwärmung suchend, in dichten Schaaren drängen, und an den langen Fronten der Paläste ist Fenster an Fenster erleuchtet. Es ist ja die Zeit der eigentlichen „Saison". Diners, Soupers und Bälle jagen einander, die Nacht wird zum Tage, der Tag zur Nacht gemacht — es ist eine Hetzjagd, die nur russische Nerven vertragen können.

Aber kehren wir zu unserer Wanderung durch die Stadt zurück. Vom Heumarkt gelangen wir in den Wosnessenski-(Auferstehungs-)Prospekt, der gewissermaßen als Gegen-

ſtück zum Newski-Proſpekt die Stadt von Nordoſt nach Südweſt durchſchneidet und uns zur ſchönſten und prächtigſten Kirche der Stadt, zu der Iſaakskathedrale, führt. Von Katharina II. im Jahre 1786 begonnen, iſt der Bau erſt im Jahre 1859 unter Leitung des berühmten Montferrand vollendet worden, und muß jedenfalls zu den bedeutendſten architektoniſchen Werken nicht nur Rußlands, ſondern der Neuzeit überhaupt gezählt werden. In Geſtalt eines Kreuzes aufgeführt, iſt die Kathedrale nahezu 350 Fuß lang und 300 Fuß breit, während die in der Mitte des Kreuzes befindliche gewaltige Kuppel, welche wieder von vier kleineren Kuppeln umgeben iſt, zur gleichen Höhe hinanſteigt. Das Innere iſt mit höchſter Pracht und mit einer wahren Verſchwendung der edelſten Materialien geſchmückt; glänzend polirte Monolithen aus rothem Granit wechſeln mit Pfeilern und Pilaſtern von Marmor, Malachit und Lapislazuli ab, die Wände ſind mit weißen Marmortafeln, die Kuppeln mit vergoldeten Kupferplatten bekleidet — der ganze Bau hat über 25 Millionen Rubel gekoſtet.

Und wieder ſtehen wir an der Newa. Der Frühling iſt gekommen, frei fluthet der Strom, belebt von unzähligen Dampfern und Booten, zwiſchen ſeinen Ufern dahin. Die Zeit des Eisganges iſt vorüber, ſchon hat der Kommandant der Peter-Paulsfeſtung dem Zaren im Winterpalaſt die alljährliche Meldung, „die Schifffahrt iſt frei", gemacht, und die erſten grünen Knospen lugen verſtohlen aus den Anlagen hervor. Wir gehen über die prächtige Nikolaibrücke, in deren Mitte eine kleine mit ungeheuren Reichthümern ausgeſtattete Kapelle ſteht, hinüber

nach der Insel Wassili-Ostrow, deren Ostspitze mit zahlreichen, zum Theil schon erwähnten Krongebäuden bedeckt ist, und die hauptsächlich von Deutschen, Künstlern, Beamten u. s. w. bewohnt wird, während die nordöstlicheren Stadttheile, die sogenannte Petersburger Insel, Groß- und Klein-Ochta u. s. w. meist von dem ärmeren Theil der Bevölkerung bewohnt sind; hier dehnen sich noch in langen, endlosen Reihen die alten baufälligen Holzgebäude aus, welche aus den inneren Stadtvierteln in den letzten Jahrzehnten längst verschwunden sind, und während dort der Reichthum sich brüstet, zeigt sich hier stellenweise das Elend in seiner krassesten Gestalt. Das ist das Charakteristische von Petersburg, daß es die Stadt der Gegensätze ist: Osten und Westen, alte und neue Zeit, europäische Kultur und asiatische Rohheit, größter Reichthum mit allen seinen Genüssen und tiefste Armuth treffen hier zusammen! Wer einmal in den Straßen der Stadt — und täglich bietet sich überall die Gelegenheit dazu — den Tataren neben dem langbezopften Chinesen, den Bergsohn des Kaukasus neben dem Kinde des finnischen Landes, den eleganten Lebemann auf feurigem Rosse, neben dem mühsam dahinschleichenden, in Lumpen gehüllten Invaliden der Arbeit gesehen hat, wer einmal am gleichen Tage durch die goldstrotzenden Gemächer des Winterpalastes ging und in eine Hütte am äußersten Ende von Ochta trat — nur der kann diese Gegensätze und ihre Bedeutung für die Zustände Rußlands erfassen und würdigen!

Aber, das ist nicht zu leugnen, es geschieht auch in St. Petersburg sehr viel zur Hebung des sozialen Elends.

Die Schulen sind zahlreich und gut, und an Wohlthätigkeitsanstalten ist kaum eine Stadt reicher als die russische Metropole. Das großartige kaiserliche Findelhaus, das mit seinen weitläufigen Gebäuden, Höfen und Gärten einen ganzen Stadttheil einnimmt, gewährt jährlich 8000 Kindern Aufnahme und Erziehung, die vielen Hospitäler und Krankenhäuser können zwischen 9000 bis 10,000 Kranke gleichzeitig aufnehmen, und die private Wohlthätigkeit ist ununterbrochen rege. Trotzdem ist in einzelnen Vorstädten das Elend groß, und die vorhandenen Mittel reichen zeitweise, besonders bei Beginn des Frühlings und Winters nicht aus, wozu freilich die ungesunde Lage der Stadt viel beiträgt; bezeichnend ist, daß nach statistischen Nachweisungen jährlich in den Petersburger Apotheken über zwei Millionen Rezepte angefertigt werden!

Aber wenden wir uns zum Schluß unserer Skizze zu einem erfreulicheren Bilde, zu den reizenden Inseln, die von den verschiedenen Newa-Armen im Norden der Stadt gebildet werden, und die anziehendste Eigenthümlichkeit Petersburgs, mindestens für den Sommer, bilden. Niemand, der einigen Anspruch darauf machen möchte, zur guten Gesellschaft zu gehören, wird im Hochsommer in der Hauptstadt bleiben, Alles rettet sich vor der erstickenden Hitze und dem fürchterlichen Staub auf das Land, auf die „Datsche" (Villa), welche zu besitzen oder wenigstens zu miethen, für jede Petersburger Familie die Quintessenz aller Wünsche ist. Und diese Villen sind in der That reizend; längs des Stromes inmitten der herrlichsten Gärten gelegen, versetzen sie den Ahnungslosen, der die Haupt-

stadt des nordischen Zarenreiches besuchen wollte, scheinbar plötzlich in ein tropisches Land, die Terrassen und Veranden sind mit den im Treibhaus gezogenen Gewächsen einer südlichen Zone bedeckt, mächtige Palmen wiegen sich im Freien und kleine Orangenhaine senden ihre würzigen Düfte über das klare, helle Wasser. Die Apothekerinsel, die Inseln Jelagin, Kameni-Ostrow und Krestowski sind in den Sommermonaten die Sammelpunkte des ganzen Verkehrs; Petersburg ist anscheinend nach ihnen ausgewandert und vergnügt sich an den ländlichen Freuden des Angelns, der Jagd, am Baden und Bootfahren! Leider ist diese angenehme Zeit nur kurz, im Juni wandert man hinaus nach den kaum grünenden Landsitzen — Ende August treiben die herbstlichen Stürme die Emigranten bereits wieder in die geschützten Mauern der Stadt zurück, zurück zur rastlosen Thätigkeit, zurück zum nimmersatten Vergnügen!

Der Buchsweiler Weiberkrieg.

Eine geschichtliche Begebenheit aus dem Elsaß.

Von

Anton Ohorn.

(Nachdruck verboten.)

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts saß auf dem Schlosse zu Buchsweiler im Elsaß Herr Jakob der Bärtige aus dem Geschlecht der Lichtenberge, ein guter, leutseliger und gerechter Mann, den seine Unterthanen liebten und ehrten und seine Nachbarn hochachteten. Das zeigte sich zumal, als seine wackere Ehefrau verschieden, und man ihm von allen Seiten das lebhafteste Bedauern kundgab.

Herr Jakob war nicht mehr jung an Jahren, als sich dies zutrug, aber er war weichen Gemüthes, und der Verlust des treuen und guten Weibes machte ihn trübgesinnt, so daß es männiglich leid that um den lieben Herrn. Man rieth ihm Zerstreuung an, und um solche zu finden, ritt er vielfach allein und unerkannt durch das Land und mischte sich bei den Festen unter das Volk.

So kam er einst auch in das freundliche Dorf Uttenheim im Badener Land, just als daselbst die Kirmeß begangen ward. Es war ein wunderbar schöner Herbsttag, und das Völkchen tummelte sich im Freien auf der Wiese vor der großen Herberge, erlustigte sich mit Ringelstechen

und Tanz und saß im Grünen oder an den rohen Eichentischen beim Wein. Herr Jakob hatte sein Rößlein eingestellt und ließ sich an einem Tische nieder, von welchem er das Gewühl der Tanzenden einigermaßen überschauen konnte. Es waren muntere Burschen und frische, rothwangige Dirnen, die nach den Tönen der kreischenden Fiedel und quiekenden Klarinette fröhlich und jauchzend den grünen Anger zerstampften. Auf allen Gesichtern lag sonnige Heiterkeit, nur der Edelherr saß mit seinem trüben, melancholischen Gesichte dabei.

Da trat eine frische Bauernmaid an ihn heran. Lange braune Zöpfe, mit rothem Seidenband durchflochten, fielen ihr über den Rücken, das Antlitz war von lichter Farbe, die Wangen glühten und aus den Augen loderte ein lustig schelmisches Feuer. Das geschmückte Mieder saß knapp und drall, und der hellfarbige Rock fiel in zierlichen Falten um die Knöchel der kleinen schlanken Füße. Sie redete Herrn Jakob an:

„Mit Vergunst, Herr Ritter, Ihr seht so trübe drein; heute muß Alles bei uns lustig sein, schüttelt ab, was Euch drückt, und tanzt einen Reihen mit mir!“

Er sah sie erstaunt an und fand, daß sie hübsch war; er lächelte müde und entgegnete:

„Hab' Dank, mein schönes Kind; das Tanzen sollt' mir übel anstehen, ich hege noch Trauer um meine Hausfrau und bin ein alter Mann, der dem jungen Blut zum Gespött dienen würde.“

„Hoho, Herr Ritter, da thut Ihr Euch selber Unrecht, Ihr seid noch gar nicht alt und ein hübscher, stattlicher

Mann dazu, der einem Mädchen warm um's Herz machen könnte!"

„Ei, ei, das klingt ja sehr freundlich," sagte Herr Jakob und lächelte dazu, aber nicht mehr so müde und trübe, wie zuvor; „wie heißest Du denn?"

„Bärbel, lieber Herr!"

„Nun, Bärbel, willst Du mir eine Freude machen? Ja? Nun, so laß einmal den Reigen sein und setze Dich so lang an meine Seite und trinke von meinem Wein und plaudere mir eins vor, Du hast eine gar liebe, freundliche Stimme."

„Wenn's Euch Freude macht, Herr, so thu' ich's gerne. Die Burschen und Dirnen werden freilich schelten, aber was thut's, kann ich einen Trübgestimmten heiter machen, so hab' ich die größte Kirmeßfreude."

Dabei setzte sie sich neben ihn und traulich und munter wie ein Kind erzählte sie ihm vom Leben und Treiben der Dörfler, so daß er mitunter, was ihm lange nicht geschehen, hell auflachte und die Stunden ihm ungemein schnell vergingen.

Als die Sonne sank, erhob er sich, und wie er von ihr Abschied nahm, zog er ein Ringlein von seinem kleinen Finger der linken Hand und wollte selbiges ihr zum Danke geben. Aber sie lehnte es ab und sprach:

„Das nehme ich nimmer, Herr Ritter; ein Ringlein nimmt eine Dirne nur von ihrem Schatz oder Bräutigam."

„Und Du hast wohl einen Schatz?"

Sie lächelte lustig.

„Nein, und ich mag auch keinen; ein frei' Herz, ein lustig' Herz."

Da grüßte er sie noch einmal recht freundlich, sie nickte ihm zu und dann ritt er mit recht heiterem Angesicht durch die stille Dorfgasse hinaus.

Er kam nun öfter nach dem Dorfe Uttenheim und versäumte niemals in dem Hause vorzusprechen, wo Bärbel mit ihrer Mutter lebte, und seine Leute daheim fanden, daß er zusehends heiterer wurde.

Eines Tages aber erstaunte das gute Buchsweiler über die Maßen; in dem prächtigen alten Galawagen der Lichtenberger, in welchem man bei absonderlichen Gelegenheiten die hochselige Herrin gesehen, hielt ein in Seide und Flitterstaat geputztes junges Weib seinen Einzug in das stattliche Schloß, und Herr Jakob ritt mit strahlendem Antlitz zur Seite des Gefährts und redete lächelnd mit der blühendschönen Frau, die mit blitzenden Augen umhersah und sich offenbar an dem Erstaunen der guten Buchsweiler waidete. Niemand in der Stadt hatte etwas vernommen von einer neuen Vermählung Herrn Jakob's, und kein Mensch wußte zu sagen, woher die schöne junge Frau mit dem trotzigen Zug um den kleinen rothen Mund und mit den heiß blitzenden Augen komme und wer sie sei.

Bald nannte man sie jedoch im ganzen Orte die schöne Bärbel und bewunderte sie, wenn sie, wie es oft geschah, sich in ihrem Putz und Schmuck sowohl auf der Gasse als auch an den Fenstern des Schlosses zeigte, aber schon nach wenigen Wochen flüsterte Einer dem Anderen zu, sobald man sie sah: „Die böse Bärbel!" Die Leute wichen ihr auf der Gasse aus, um ihr keine Reverenz bezeigen zu müssen, und der Ingrimm, welchen man gegen

sie hegte, entzog leider auch dem sonst so guten Herrn Jakob viel von der Liebe seiner Unterthanen.

Er war ein schwacher Mann, der dem schönen jungen Weibe gegenüber keinen Willen besaß, so daß sie eigentlich das Land nach ihrer Willkür beherrschte.

Besonders erzürnt waren die Weiber von Buchsweiler über den frechen Uebermuth der Fremden, die jeder Hausfrau eine Steuer auflegte und sich von jeder ein Pfund Garn jährlich abliefern ließ, die da verlangte, daß die Sahne der Milch von sämmtlichen Kühen des Städtchens ihr gebracht werde, die ihre heimlichen Spione im Orte hielt, welche ihr jedes schlimme Wort hinterbringen mußten, das gegen sie gesprochen wurde, und das sie durch Gefängnißhaft bestrafte, und welche die armen Leute zwang, ihr wöchentlich einige Tage ohne das geringste Entgelt in der Frohne zu arbeiten.

Es kam auch manche Gewaltthat vor, die wohl noch ärger war, so daß eines Tages Frau Gundel, das Weib des angesehenen Taschners Veit Bockelmann, in ihrem Ingrimm laut auf der Straße rief: „Dieses freche Weib richtet das Land zu Grund; möchte sie der Büttel bald mit dem Staupbesen vom Schlosse fegen!"

Am anderen Morgen kamen bewaffnete Knechte und nahmen, trotzdem Meister Bockelmann und seine Gesellen sich wehren wollten, Frau Gundel gewaltsam mit sich fort, schleppten sie auf den Markt, wo der Pranger stand, schlossen sie mit dem Halseisen an das Schandholz und hingen ihr eine Tafel um mit der Aufschrift: „Sie hat ihre Herrin gelästert." Landsknechte standen den ganzen Tag über da-

neben, aber die Buchsweiler, die ſonſt bei derartigen Beſtrafungen ſchaarenweis zuſammenliefen, machten lieber einen großen Umweg, als daß ſie an dem Tage über den Markt gegangen wären, und ſo war der Platz todtenſtill, ſelbſt die Fenſter in den meiſten Häuſern auf dem Markte waren verhängt an jenem Tage. Das erbitterte die böſe Bärbel nur noch mehr.

Frau Gundel aber hat ihr den Schimpf niemals vergeſſen, und ſie war's, die ihren Mann unabläſſig antrieb, etwas zu unternehmen, um den Uebermuth des herrſchſüchtigen Weibes zu brechen.

Im Jahre 1462 war abermals ein Frohntag ausgeſchrieben, und das arme Volk zog in Schaaren nach dem Schloſſe, um dort die verſchiedenſten Arbeiten zuertheilt zu erhalten. Es war ein glühend heißer Tag, die armen Leute verſchmachteten vor Durſt, aber es ward ihnen kein Labetrunk geboten, keine Schattenraſt gegönnt. Das böſe Weib war bald da, bald dort mitten unter ihnen, ſcheltend, keifend, drohend und ſtrafend. Eine arme Frau, die trotz ihres Schonung heiſchenden Zuſtandes zur Arbeit gezwungen wurde, erklärte ſich endlich außer Stande zu derſelben, und da ſie trotz alles Scheltens ermattet und unthätig dalag, ließ die böſe Bärbel ſie greifen und in's Gefängniß werfen.

Da murrten ſie Alle, die armen Leute, trotz der finſteren Blicke und der Drohworte des herriſchen ſchönen Weibes, und Frau Gundel ſprach ſelbigen Tages zu ihrem Eheherrn:

„Wenn Ihr Männer ſolches duldet, dann ſeid Ihr feige und erbärmlich und müßt Euch ſchämen vor Weib und Kind, die Ihr nicht zu ſchützen im Stande ſeid.“

Aehnlich redeten auch andere Frauen, und die Männer kamen endlich im Haus des Stadtältesten Traugott Vobacher zusammen, um zu berathen. Sie wollten nicht sofort zu einem Gewaltakt greifen, denn Jakob v. Lichtenberg war doch ihr rechtmäßiger Herr, dem sie Unterthanentreue gelobt und der auch selbst allzeit gut gegen sie gewesen. Sie beschlossen darum, ihre Klagen gegen die böse Bärbel erst vor ihn zu bringen und von ihm Abhilfe zu erbitten. Dazu ernannten sie aus ihrer Mitte fünf Männer, darunter den alten Vobacher und Meister Bockelmann, und diese begaben sich schon am nächsten Vormittage in ihrem besten Sonntagsstaat nach dem Schlosse. Sie ließen Herrn Jakob um eine Unterredung bitten, was ihnen auch gewährt ward, aber da sie in das hohe Gemach eintraten, sahen sie in einem Polsterstuhle an der Seite ihres Herrn das schlimme Weib in seinen flitternden Gewändern und mit einem bösen Lächeln um den Mund.

Da wollte anfangs Keiner von ihnen reden, und wie sie einige Augenblicke schweigend standen, schlug die böse Bärbel ein lautes höhnisches Lachen auf; das reizte den Ingrimm der Männer, und Jeder drängte jetzt näher an Herrn Jakob, der alte Vobacher aber nahm das Wort:

„Herr, Ihr wisset, daß wir allzeit getreue und folgsame Unterthanen gewesen und Euch geliebt und verehrt haben als unseren guten Herrn. Bereitwillig hat Euer Ohr jederzeit unsere Klagen angehört und Eure Gerechtigkeit hat uns in unserem Recht geholfen. Wir mögen's nicht glauben, daß das anders geworden im Buchsweiler Land. Recht und Schutz heischen wir von Euch, Herr, wie

in alten Tagen, denn wir, unsere Weiber und Kinder werden unwürdig behandelt, wie wir es nicht gewohnt sind und wie es niemals Brauch gewesen unter der Herrschaft der Lichtenberge. Ihr wißt, wie wir mit Euch getrauert haben in den Tagen der Trübsal, da Eure edle Gattin starb, und wie wir uns freuten, als Ihr aus Eurem Trübsinn Euch aufrafftet; damals haben wir dem Weibe an Eurer Seite gedankt und wir hätten es gesegnet, wenn es Euer Engel und der des Landes zugleich geworden wäre. Aber sie ward es nicht; wir seufzen und stöhnen unter ihrer harten Hand und rufen zu Euch: Herr, helft uns in unserer Noth! Seid unser Regent und Vater, wie Ihr es allzeit gewesen, und gebt das Regiment nicht in die Hand des fremden Weibes, auf daß Eure Unterthanen nicht aufhören müssen, Euch zu segnen!"

So sprach der schlichte alte Mann, und Herr Jakob war sichtlich ergriffen. Die böse Bärbel aber war blaß geworden vor Ingrimm und sendete wüthende Blicke nach den Männern, die im tiefsten Schweigen verharrten. Hilflos und eines Entschlusses unfähig, ließ der Ritter seine Augen von ihnen nach dem schönen Weibe an seiner Seite schweifen, als ob er von ihr ein Wort der Rechtfertigung erwarte. Aber sie schwieg hartnäckig, und da die peinliche Pause lang genug gewährt, sagte endlich Herr Jakob:

„Geht heim, Ihr guten Leute, ich will Eure Klagen untersuchen und will Euch bald Bescheid sagen lassen."

Da senkten sie trübe die Häupter und schritten stumm hinaus, denn sie wußten Alle, daß es beim Alten bleiben würde, auch wenn sie nicht das höhnische Lächeln ge-

ſehen hätten, das über das Angeſicht des herriſchen Weibes ging.

Dieſes aber wendete ſich nun zu dem Ritter, ſtemmte die Arme frech in die Seiten und ſagte:

„Nun, Jakob, was denkſt Du denn zu thun? Deine Buchsweiler ſind ja recht liebenswürdige Leute. Siehſt Du nun ein, daß Du allezeit viel zu gut geweſen biſt, und daß Dir das Volk über den Kopf gewachſen iſt? Hier heißt es, die Zügel ſchärfer anziehen, wenn dieſer Geiſt nicht zur Empörung führen ſoll. Thue meinethalben, wie Du magſt, aber das Eine ſag' ich Dir: wird nur ein Titelchen geändert an den Dingen, wie ſie jetzt ſind, ſo gehe ich auf Nimmerwiederkehr und mit uns iſt's aus!"

Sie wandte ſich ab, und vergebens ſuchte er ſie zu beſchwichtigen und zurückzuhalten. Als er allein war, dachte er einen Augenblick daran, ſie ziehen zu laſſen, aber ſeine Leidenſchaft hatte ihn dermaßen verblendet, daß er nicht von ihr zu laſſen vermochte, und ſchon der Gedanke, ſich von ihr zu trennen, war ihm entſetzlich. Und ſo kam es denn, daß den Bürgern der Beſcheid ward, ihre Klagen ſeien grundlos und Herr Jakob verlange nach wie vor Gehorſam und Unterthanenpflicht.

Aber auch der ſtärkſte Geduldfaden zerreißt einmal, und ſo war's auch bei den Buchsweilern. Dem Meiſter Bockelmann ſchwoll bei den fortwährenden ſpitzen Reden der Frau Gundel der Kamm, und er that ſich mit anderen Handwerksmeiſtern und Geſellen zuſammen zu entſchloſſener That. In einem der Stadtthorthürme befand ſich die Rüſtkammer und daſelbſt waren die Waffen aufgeſpeichert. An einem

dunklen Abend rückten die Bürger von allen Seiten gegen daſſelbe heran, die Wachen wurden, ehe ſie ſich deſſen verſahen, überwältigt, man bemächtigte ſich unter lautem Jubel der Waffen, und, geführt von Bockelmann, zogen nun beim Zwielicht der Sterne die entſchloſſenen Buchsweiler hinaus aus der Stadt, um anderwärts ſich Hilfe und Unterſtützung zu ſuchen.

Als die Kunde von dem Aufſtande nach dem Schloſſe kam, erſchrak Herr Jakob, die böſe Bärbel aber gerieth in den heftigſten Zorn. Wenn die Männer böswillig die Stadt verlaſſen und ſich gegen ihren rechtmäßigen Herrn aufgelehnt hätten, rief ſie, ſo hätten ſie damit ſelbſt ſich ihres Eigenthums für verluſtig erklärt. Recht und billig wäre es darum, auch die Weiber und Kinder aus der Stadt zu vertreiben und ſich ihrer Habe zu bemächtigen.

Der milde Sinn Herrn Jakob's ſträubte ſich längere Zeit gegen eine ſolche Zumuthung, aber das ſchlimme Weib drang immer heftiger in ihn, bis er, längſt ſchon zu einem Widerſtand gegen ihre Wünſche unfähig, auch hier nachgab. Schon am nächſten Morgen früh verkündete ein Herold durch die Gaſſen den harten, unmenſchlichen Befehl, aber ſeine Vollziehung ſollte nicht ſo leicht werden.

Am nächſten Tage ritt die böſe Bärbel ſelber in die Stadt, um den Auszug anzuſehen und ſchadenfroh daran ſich zu ergötzen. Sie ſchickte den Amtsvogt mit Knechten in die Häuſer, um, wenn es nöthig ſei, gewaltſam die Weiber und Kinder zu vertreiben. Aber da begab ſich ein gar ſeltſames Schauſpiel.

Von allen Seiten liefen die Frauen zuſammen, wo

immer der Vogt sich sehen ließ, und die Eine trug eine Axt, die Andere eine Heugabel, eine Dritte einen alten Spieß, die Vierte eine Holzkeule, die Fünfte einen Knittel, kurz, was eine Jede eben finden konnte, in der Hand und sie schlugen in blinder Wuth auf die Knechte ein, die kaum im Stande waren, sich ihrer Haut zu wehren. Immer mehr wuchs der Haufe an, immer toller ward das Lärmen, immer dichter fielen die Streiche, Steine flogen nach den Männern, sowie nach dem bösen Weibe, das vor ohnmächtiger Wuth bebte und zitterte und mit genauer Noth wieder hinter die schützenden Mauern des Schlosses kam, wohin beinahe das wilde Heer der Frauen ihr nachgedrungen wäre. Das war der Buchsweiler Weiberkrieg.

Indeß waren die ausgewanderten Männer nach dem zwei Stunden von der Stadt entfernten Schlosse Lichtenberg gezogen, wo Jakob's Bruder Ludwig, ein biederer und leutseliger Herr, saß. Dem klagten sie ihre Noth, baten ihn um Hilfe, und er erklärte ihnen, daß er bereit sei, die böse Bärbel zu verjagen.

Er sammelte seine Knechte, erhielt auch noch einige Mannschaft von dem Bischof von Metz, sowie von dem Markgrafen von Baden und den Bürgern aus Straßburg, und so rückte er mit Fußvolk, Reitern und Geschütz vor Buchsweiler. Da die Männer der Stadt im Lager Ludwig's waren und die Weiber eine drohende Haltung annahmen, sah sich Herr Jakob bald genöthigt, die Stadt selbst preiszugeben und sich mit seinen Knechten auf die wohlbefestigte und mit Mundvorrath versorgte Burg zurückzuziehen. So kamen die Buchsweiler Männer wieder zu

ihren tapferen Frauen und halfen gleichzeitig ihren bisherigen Herrn und Gebieter belagern.

Diesem wurde es auf die Dauer unbehaglich auf seinem Schlosse, trotzdem die schöne Bärbel ihre Liebe gegen ihn zu verdoppeln schien, denn die Geschütze der Belagerer machten gewaltige Breschen in die Mauern und die Mundvorräthe gingen, da man nicht allzu sparsam gewesen, auf die Neige. Trotz alledem war Herr Jakob nicht geneigt, zu kapituliren, da sein Bruder verlangt hatte, daß er das böse Weib, die Ursache alles Haders, von sich thue. Als dieser aber drohte, daß er ihn weder an Gut noch an Leib schonen wolle, wofern er nicht seinen Unterthanen Friede und Recht gebe, und als selbst die Vertrauten Jakob's demselben dringend zur Nachgiebigkeit riethen, da kam es zu einer sehr aufregenden Scene zwischen ihm und der Bärbel. Sie beschwor ihn mit Bitten und Thränen, mit den heißesten Liebkosungen, sie nicht zu verstoßen, so daß Herr Jakob froh war, endlich einen Ausweg gefunden zu haben.

Er schlug ihr vor, sie solle darein willigen, Buchsweiler zu verlassen, dann wolle er ihr ein reiches Jahrgeld aussetzen, davon sie gleich einer Herrin leben könne, wolle ihr auch ein stattlich Haus schenken in der Reichsstadt Hagenau, und versprach, recht oft sie in ihrer Verbannung zu besuchen. Darauf ging Bärbel endlich ein, und im sicheren Geleit von Kriegsknechten zog sie, umhallt von dem Gespötte der Buchsweiler Männer und Weiber, hinaus aus der Burg und dem Städtchen, und der Friede war wieder hergestellt.

Die beiden Lichtenberger Brüder söhnten sich indeß erst im Jahre 1471 aus, als es mit Ludwig zu Ende ging, und Jakob ließ diesem nach seinem Tode eine großartige Leichenfeier in Straßburg veranstalten.

Er war wieder den Seinen ein milder Herr und verzieh ihnen ihre Empörung, aber die schöne Bärbel vergaß er nicht. Diese saß in ihrem Edelhause in Hagenau, trug wie vorher Gewänder von Sammt und Seide, und Herr Jakob kam oft genug sie zu besuchen. Ihr Hochmuth und ihre Prunksucht machte sie auch in Hagenau verhaßt, so daß sie hier gar keinen Umgang hatte, aber sie suchte sich an den Frauen dadurch zu rächen, daß sie bemüht war, an Glanz und Prunk Alle zu übertreffen.

Herr Jakob v. Lichtenberg starb im Jahre 1480, und von da ab wurde der um seinetwillen einigermaßen verhaltene Haß gegen Bärbel ein offener und unverhohlener. Wo sie sich öffentlich zeigte, wurde sie verspottet und verhöhnt, aber zum Trotz der Menge erschien sie öfter als vordem und glänzender als vorher in der Oeffentlichkeit.

Da wollte es das Geschick, daß auch Meister Bockelmann, der Taschner, von Buchsweiler nach Hagenau übersiedelte, wo er ein Haus geerbt hatte und bald zu den angesehensten Leuten gehörte. Frau Gundel hatte es noch immer nicht vergessen, daß sie einst um der bösen Bärbel willen am Pranger gestanden hatte, und sie wurde jetzt die Seele der feindlichen Bewegung, die gegen Letztere im Gange war.

Unglücksfälle, welche in Familien vorkamen, die ihrem Abscheu gegen das Weib keinen Zwang angethan, einige

zufällige Erkrankungen in Häuſern, welche Bärbel betreten hatte, und manches Andere gaben Anlaß, daß man ſie in Hagenau für eine böſe Zauberin und Hexe ausſchrie; Frau Gundel ſorgte dafür, daß dieſe Berichte noch durch analoge Vorfälle aus Buchsweiler vermehrt und erweitert wurden, und ſie war es auch, die es offen ausſprach, daß Bärbel durch Zauberkünſte den alten Jakob v. Lichtenberg berückt und ſeinen Unterthanen entfremdet hatte. Und da die böſe Bärbel auf ihrem Hochmuth beharrte, und je mehr man ſie anfeindete, deſto trotziger, höhniſcher und ſchadenfroher ward, ſo wuchs die Erbitterung dermaßen, daß der Rath von Hagenau ſich veranlaßt ſah, ſie wegen offenkundiger Zauberei zu verhaften.

Sie leugnete allerdings die widerſinnigen Anſchuldigungen, welche man gegen ſie erhob, aber als man ſie nach der rauhen Forderung des hochnothpeinlichen Halsgerichts auf die Folter ſpannte, da geſtand ſie Alles, was man nur von ihr hören wollte, und das Gericht verurtheilte ſie demgemäß zum Tode durch Feuer.

An einem klaren Herbſtmorgen ward vor dem Thore der Stadt der Scheiterhaufen errichtet; das Armenſünderglöcklein klang, und begleitet von einem Mönche kam ein bleiches, gebrochenes Weib auf einem Karren daher, das keine Aehnlichkeit mehr hatte mit der ſchönen Bärbel. Mit wankenden Knieen ſtieg ſie den Holzſtoß hinan und wurde an dem Pfahle feſtgebunden, dann ward ihr noch einmal das Urtheil verleſen und das weiße Stäbchen zerbrochen. Ein Henkersknecht zündete das dürre Reiſig um die Scheiter an und praſſelnd lohte die Flamme empor.

Da trat aus der Menge ein Weib mit haßglühenden Augen und schrie hinauf zu der Verurtheilten:

„Heute stehst Du am Pranger, Hexe von Buchsweiler!"

Es war Frau Gundel, die aber im selben Moment einen derben Schlag auf die Wange erhielt von der Hand Herrn Bockelmann's, der ihr zurief:

„Schäme Dich, Weib!"

Die Bärbel aber richtete sich bei der Stimme Gundel's hoch auf, kein Zug ihres Gesichts verrieth Schmerz oder Seelenangst, die Erinnerung an Buchsweiler gab ihr in den letzten Minuten noch einmal ihren ganzen bösen Trotz wieder und lautlos stand sie noch, als schwarzer Rauch und rothe Lohe sie in ihren schauerlichen Mantel hüllten. So starb die böse Bärbel im Jahre 1480.

Die Büsten Jakob's v. Lichtenberg und der bösen Bärbel, angefertigt von der Hand des berühmten Bildhauers Niklas v. Leyen, befinden sich noch heute auf der Stadtbibliothek in Straßburg. Sie waren ursprünglich angebracht auf dem Treppenaufgang der im Jahre 1463 in Straßburg erbauten neuen Kanzlei, und lassen das gutmüthig lächelnde Antlitz des schwachen Grafen, sowie das energisch geschnittene herrische Gesicht des schlimmen Weibes noch deutlich erkennen.

Der hygieniſche Nutzen der Zimmerpflanzen.

Von

Dr. Boehnke-Reich.

(Nachdruck verboten.)

Es iſt mehrfach behauptet worden, daß lebende Pflanzen in Zimmern, namentlich wenn dieſe als Schlafräume benutzt werden, ſchädlich wirken. Es gibt aber nicht wenige Gründe, welche gegen dieſe Annahme ſprechen, wie dies beſonders von Dr. Anders in Philadelphia näher ausgeführt worden iſt.

Drei Hauptfunktionen des Pflanzenlebens, welche bei dieſer für die Geſundheitspflege nicht unwichtigen Frage in Betracht kommen, ſind: Einathmen von Kohlenſäure, Ausathmen von Sauerſtoff, Entwickelung von Ozon. Nun iſt es erwieſen, daß Schwankungen in der Menge dieſer drei Gaſe infolge des Vorhandenſeins einer beliebigen Anzahl von Pflanzen keinen wahrnehmbaren Einfluß auf die Qualität der Luft eines Zimmers haben; das Aus- und Einathmen derſelben geſchieht viel zu langſam, um die Luft binnen kurzer Zeit zu verbeſſern oder zu verſchlechtern.

Es findet aber in den Pflanzen noch ein anderer Vorgang ſtatt, der vom Geſichtspunkte des uns beſchäftigenden Gegenſtandes viel wichtiger iſt, nämlich die Transpiration, d. h. die Ausdünſtung von Feuchtigkeit aus den

Blättern. Um einen Begriff von der Größe dieſer vierten Funktion zu geben, ſei erwähnt, daß die Waſhington-Ulme zu Cambridge in Maſſachuſetts mit ihren 200,000 Quadratfuß Blätterfläche innerhalb 12 Stunden 7 ¾ Tonnen Waſſer ausdünſtet. In 24 Stunden transpirirt eine Zimmerpflanze mehr als ein halb mal ſo viel, als eine in freier Luft. Aus dieſen Thatſachen ſcheint naturgemäß zu folgen, daß lebende Gewächſe das Verhältniß von Waſſerdampf in der Luft eines umſchloſſenen Raumes erhöhen müſſen. Und dies wurde durch Verſuche in einem Spitale erwieſen.

Während der Sommermonate, in welchen Fenſter und Thüren viel geöffnet waren, zeigte ſich die Wirkung der Pflanzenausdünſtung kaum wahrnehmbar; andererſeits jedoch, wenn der Luftwechſel nicht ſo begünſtigt war, hatte das Aufſtellen einer genügenden Anzahl gut bewäſſerter Gewächſe, falls die Luft nicht ſchon hinlänglich feucht war, die Wirkung, daß die Feuchtigkeitsmenge in derſelben beträchtlich zunahm. Dies iſt von ſpezieller Wichtigkeit, wenn die Gebäude durch Trockenluft-Heizung erwärmt werden.

Obgleich die Wiſſenſchaft nicht genau anzugeben vermag, wie viel relative Feuchtigkeit in der Luft der Geſundheit am zuträglichſten iſt, ſo iſt doch nach den erſten Autoritäten in dieſer Hinſicht anzunehmen, daß ſieben Achtel deſſen, was die Luft bei einer beſtimmten Temperatur überhaupt enthalten kann, die normale Menge ſind. Bei wiederholten Verſuchen fand Anders, daß in Philadelphia der Feuchtigkeitsgrad der Luft gewöhnlich unter dieſem Normalgehalt iſt. Es wurde ferner gefunden, daß durch offenes Kaminfeuer oder Dampfheizung der Luft viel Feuchtigkeit

entzogen wird; noch größer war bei derſelben Temperatur der Unterſchied in den durch Trockenluft-Oefen geheizten Räumen. Hieraus ergibt ſich, daß die Luft eines mit trockener Luft erwärmten Zimmers viel zu wenig Feuchtigkeit beſitzt, um der Geſundheit zuträglich zu ſein.

Es iſt zwar richtig, daß bei gewiſſen Körperzuſtänden, z. B. bei chroniſchem Rheumatismus, trockene Hitze ſehr wohlthätig wirkt, aber dies beweist nichts dagegen, daß ein paſſender Feuchtigkeitsgehalt der Luft für das allgemeine Leben vortheilhaft iſt. Wenn nun die Anweſenheit einer beſtimmten Anzahl kräftig lebender Pflanzen im Stande iſt, die relative Feuchtigkeit eines mit trockener Luft geheizten Zimmers zu vermehren, ſo iſt es klar, daß wir in ihnen ein ſehr bequemes Mittel haben, üble Folgen abzuwehren. In allen Fällen, in welchen künſtliche Hitze, namentlich trockene Luft, angewandt wird, werden Pflanzen unter ſorgſamer Aufſicht hygieniſche Mittel von großem Werthe.

Wir wollen Alles übergehen, was über die Annehmlichkeiten der Gewächſe für unſere Sinne und über die Aeſthetik derſelben geſagt werden könnte, und uns nur auf die geſundheitliche Seite unſeres Gegenſtandes beſchränken.

Hauptſächlich in chroniſchen Krankheiten, ganz beſonders bei Leiden der Athmungsorgane, laſſen ſich gute Wirkungen erwarten, wenn wir die Krankenzimmer mit lebenden Pflanzen ausſtatten, denn gerade bei ſolchen Leiden thut trockene Hitze den größten Schaden. Zimmerpflanzen üben außerdem noch bei manchen Leiden einen günſtigen Einfluß, der mit der atmoſphäriſchen Feuchtigkeit in keinem Zu-

ſammenhange ſteht. Bei Nervenleiden, bei Melancholie und Bleichſucht, bei eigentlichen Gemüthskrankheiten, bei großem Kummer und Langeweile u. ſ. w., wo es nöthig wird, den Geiſt zu zerſtreuen und von düſterem Brüten abzulenken, gibt es nichts Beſſeres, als Beobachtung und Pflege von Pflanzen.

In der heimlich hinraffenden Krankheit Lungenſchwindſucht (Phthiſis) ſind Zimmergewächſe dem Patienten ganz beſonders zuträglich. Als Beweis ſei folgende Beobachtung angeführt, welche Dr. Hiram Corſon in Conſhohocken (Pennſylvanien) mittheilt:

„Meine Mutter, ihre beiden Schweſtern und ihr einziger Bruder ſtarben Alle noch nicht fünfzig Jahre alt an der Schwindſucht. Die Kinder meines Onkels und meiner Tanten lebten zwar länger und in anſcheinend guter Geſundheit, aber ſchließlich fielen auch ſie Alle der Schwindſucht zum Opfer. Auf Seiten der Familie meines Vaters war keine Spur dieſer Krankheit, ſondern ſtrotzende Lebenskraft vorhanden. Dennoch ſtarben drei meiner Brüder — kräftige, rüſtige Männer bis in die letzten Jahre vor ihrem Tode — an der Schwindſucht im Lebensalter von fünfundfünfzig, ſechsundfünfzig und achtundſiebzig Jahren, und eine meiner Schweſtern ſtarb ſechsundſechzig Jahre alt an derſelben Krankheit. Ich erwähne dieſe Fälle nur als Beweis der Vererbung dieſer Krankheitsanlage. Vor dreißig Jahren wurde meine älteſte Schweſter, damals über fünfzig Jahre alt, von ihrem Hausarzte für ein unrettbares Opfer der Schwindſucht erklärt und ihr Tod für den nächſten Sommer prophezeit. Sie liebte Blumen und Pflanzen ungemein

und kultivirte diese im Zimmer und im Freien. Der Winter hielt sie im Hause, bisweilen Wochen lang im Bette fest. Ihr Krankenzimmer glich fast einem Gewächshause. Freunde und Bekannte tadelten oft, daß sie so viele lebende Pflanzen im Zimmer habe, und wiesen auf die von denselben ausgehende Gefahr hin. Aber es trat keine Verschlimmerung ein, — im Gegentheil: jeder folgende Frühling fand sie wieder im Garten, die Blumen pflegend. So lebte sie Jahr für Jahr, bis sie erst achtundzwanzig Jahre nach jener ärztlichen Prophezeiung im Alter von fünfundachtzig Jahren starb. Ich habe viele Leute gekannt, welche blühende Gewächse in den Zimmern hatten, aber Niemand, der so wie meine Schwester vollständig mit ihnen lebte. Winter für Winter waren wir auf ihren Tod gefaßt, der Husten, der Auswurf, die Körperschwäche berechtigten uns zu diesen Befürchtungen, und dennoch fand ihr fünfundachtzigstes Jahr sie fröhlich und glücklich mit ihren Pflanzen und ihren Freunden. Sollen wir hienach nicht annehmen, daß die Ausdünstungen der Pflanzen in diesem Falle heilkräftig wirkten und ihr Leben verlängerten?"

Wenn auch das Halten von Pflanzen deutlich vorhandene Lungenschwindsucht nicht heilt, so ist es doch sehr förderlich zur Verlängerung des Lebens und macht durch Erleichterung der Symptome die Existenz wenigstens erträglich, was bei dieser weitverbreiteten, langwierigen Krankheit sehr hoch zu schätzen ist.

Beobachtung hat gelehrt, daß vorgeschrittene Fälle von Phthisis günstig beeinflußt werden durch eine Atmosphäre von größerem Feuchtigkeitsgehalt, als es in gesundem Zu-

ſtande erforderlich iſt; folglich müſſen ſolche Lungenſchwindſüchtige eine größere Anzahl Pflanzen um ſich haben, als Diejenigen, welche erſt im Anfangsſtadium dieſer Krankheit ſtehen.

Die Pflanzen müſſen gut ausgewählt und in gutem Gedeihen erhalten werden. Bei der Auswahl iſt in's Auge zu faſſen, daß die Gewächſe weiche dünne Blätter haben müſſen, daß Pflanzen mit großer Blattoberfläche zu bevorzugen ſind und daß endlich ſtarkriechende Pflanzen vermieden werden müſſen, weil ſie oft Kopfſchmerzen und andere unangenehme Symptome hervorrufen.

Um die praktiſche Anwendung der aus Verſuchen gewonnenen Ergebniſſe zu erleichtern, iſt folgende Vorſchrift als die beſte ermittelt worden.

Ein Zimmer, welches etwa 20 Fuß lang, 12 Fuß breit, 12 Fuß hoch iſt und mit Trockenluft-Heizung erwärmt wird, ſei mit einem Dutzend kräftiger Pflanzen, welche weiche dünne Blätter haben, ausgeſtattet, jedes Gewächs habe etwa eine Geſammtblätterfläche von 6 Quadratfuß; die Pflanzen ſind gut zu bewäſſern und ſo aufzuſtellen, daß ſie die direkten Strahlen der Sonne (Morgenſonne iſt vorzuziehen) mindeſtens einige Stunden erhalten, wodurch das Verhältniß des Waſſerdampfes in der Luft ziemlich auf den Stand gebracht wird, welcher für den Geſunden als normal anzuſehen iſt.

Um die möglichſt beſten Reſultate zu erhalten, müſſen nicht nur die bei Tage bewohnten Räume, ſondern auch das Schlafzimmer mit Pflanzen beſetzt ſein. Es war lange Zeit die allgemeine Anſicht wiſſenſchaftlicher Forſcher, daß

Pflanzen in Schlafzimmern der Gesundheit schädlich seien, weil sie während der Nacht Kohlensäure ausathmen, aber es ist durch Experimente bewiesen worden, daß zwanzig Gewächse im kräftigsten Wachsthum nur so viel Kohlensäure ergeben, wie ein schlafender Säugling ausathmet. Dies ist demnach kein stichhaltiger Einwand gegen die Aufstellung von Pflanzen im Hinblick auf den aus ihrer Gegenwart entspringenden Nutzen.

Neue klimatische Kurorte werden dem Publikum beständig anempfohlen, aber nur zu oft bringt ein Versuch mit ihnen nur Enttäuschung, und der Schwindsüchtige wird nur noch elender durch die Anstrengungen der Reise und durch das drückende Gefühl, von der liebevollen Pflege der Verwandten zu Hause getrennt zu sein. Und selbst wenn eine günstige Wirkung der Reise vorauszusehen wäre, ist letztere in den weitaus meisten Fällen aus pekuniären oder anderen Gründen nicht ausführbar.

Hienach muß es dem Kranken als ein unschätzbarer Gewinn erscheinen, ein so leicht erreichbares, vollständiges und angenehmes Gesundheitsasyl nahe zur Hand zu haben, wie es ihm zu Hause durch ein mit erfrischenden Pflanzen ausgestattetes Zimmer dargeboten wird.

Mannigfaltiges.

Antwort einer Königin. — Walther Scott ſchildert im Roman „Kenilworth" ſehr anziehend das erſte Zuſammentreffen der Königin Eliſabeth von England (1558 bis 1603) mit Sir Walther Raleigh. Eliſabeth hatte ihren Palaſt verlaſſen, um in einem Boote eine Ausfahrt auf der Themſe zu unternehmen. Da es jedoch die ganze Nacht geregnet hatte, ſo war der Erdboden am Strande ſo aufgeweicht, daß ſie keinen Schritt wagen durfte, ohne mit ihren zierlichen Schuhen tief einzuſinken. Zufällig befand ſich Sir Walther Raleigh, ein junger Edelmann, in der Nähe. Derſelbe hatte kaum die Verlegenheit der Königin bemerkt, als er ohne Säumen ſeinen koſtbaren Mantel von den Schultern warf und als improviſirten Teppich auf dem Boden ausbreitete. Er hatte keine Undankbare verpflichtet! Eliſabeth reichte dem ritterlichen Jünglinge, den ſie mit Wohlgefallen betrachtete, einen Diamantring, den ſie vom Finger zog, und ernannte ihn zum Mitgliede ihres adeligen Gefolges.

An einem der nächſten Abende, als die Königin im Schloßparke zu Greenwich luſtwandelte, theilte ihr eine ihrer Ehrendamen mit, ſie habe vor wenigen Augenblicken den jungen Cavalier belauſcht, als er, ſich vorſichtig umſehend, einen nahegelegenen Pavillon betreten und dort auf eine der Fenſterſcheiben mit ſeinem Diamantringe einige Worte geritzt habe. Neugierig begab ſich Eliſabeth in den Pavillon, wo ſich Sir Raleigh bei ihrer Annäherung in einen verſteckten Winkel zurückzog, und las an der bezeichneten Stelle folgende Worte:

„Gern schwäng' ich mich zu lichter Höhe auf,
Doch droht ein jäher Sturz — das ist der Dinge Lauf!"

Eine Weile betrachtete die jungfräuliche Königin diese bedeutungsvollen Worte, dann setzte sie mit scharfem Diamant als Antwort darunter:

„Entsinkt der Muth Dir vor der schwanken Leiter,
So krieche Du getrost am Boden weiter!"

Diese Scene hat dem Maler Follingsby den Stoff zu einem werthvollen Gemälde geliefert. R.

Die letzten Augenblicke des französischen Generals Moreau, der von Amerika herüber gekommen war, um den Verbündeten gegen den Kaiser Napoleon zu dienen und in der Schlacht bei Dresden dadurch tödtlich verwundet worden war, daß ihm eine Kanonenkugel beide Beine wegriß, sind höchst merkwürdig. Als er sein Ende herannahen fühlte, rief er Herrn Spinine und diktirte ihm folgenden Brief an den Kaiser Alexander von Rußland: „Sire, ich gehe mit den nämlichen Gefühlen der Ehrfurcht, Bewunderung und Ergebenheit, die Eure Majestät mir vom ersten Augenblick an, als ich das Glück hatte, mich Ihrer Person zu nähern, immer einflößten — in das Grab." Moreau hielt bei diesen letzten Worten inne und schloß die Augen. Eine Weile wartete Herr Spinine ganz ruhig, in der Meinung, daß Moreau über die Fortsetzung des Briefes etwas nachdenken wolle. Als er endlich zum Lager des Generals herantrat, war dieser bereits in die Ewigkeit hinübergeschlummert. J.

Abenteuer eines Schafes. — Das originelle Geschöpf, dessen Geschichte wir nach dem Berichte des englischen Seelieutenants Bagnold erzählen, wurde noch ganz jung von einem englischen Landgut auf das Kriegsschiff „Arab" versetzt und besuchte nacheinander Island, Grönland und Norwegen; hier schickte man es zur Waide auf's Land. Als es den Tag hernach

das Boot vor der Stelle, wo es behaglich waidete, vorbeirudern sah, schien es plötzlich von einer Art Heimweh befallen zu werden. Es sprang nämlich in's Wasser und schwamm nach dem Boote infolge eines kühnen Entschlusses, der sein Leben nun für immer vor den Nachstellungen der Fleischer schützte. Vor Boulogne wohnte es hernach 13 Gefechten der englischen Marine mit den Franzosen bei, ohne Schaden zu erleiden. Bedenklicher war das 14. Rencontre, denn gelegentlich desselben verlor es das eine seiner großen Hörner. Hierauf fuhr es längs der Küste des westlichen Afrika's hin, kam nach Brasilien und langte später in Westindien an. Endlich besuchte es Irland, worauf es nach England zurückgebracht wurde. „Tom" — so der Name, welchen die Matrosen des „Arab" ihrem Liebling gaben — war so zahm, daß er aus der Hand fraß und seinem Beschützer, dem erwähnten Marinelieutenant, wie ein Hund folgte; hielt man ihm ein Kohlblatt hin, so tanzte Tom und machte närrische Kapriolen, auch hielt er sich lieber in der Kajüte oder auf dem Lande am Kamine auf, als im Stalle. Mehrere Monate lang verzichtete das Thier auf Heu und Gras, verschlang dagegen die Schalen von Kartoffeln und Aepfeln mit Gier, liebte es auch, an den Enden von Stricken und Packleinwand zu nagen und von dem mit Grog angefeuchteten Pudding der Matrosen zu naschen. Die Gelehrigkeit dieses Thieres war außerordentlich und machte den Zuschauern viel Vergnügen. Tom fraß von dem Teller, steckte den Kopf durch den Arm Desjenigen, der bei Tische saß, trank Wein, Genever, Bier und Thee — letzteren jedoch nur, wenn er recht süß gemacht war. Tom rannte die Treppen auf und ab; kam er in die Küche, so liebte er es, den Deckel vom Topfe abzuheben und neugierig hineinzugucken. Es war dem originellen Geschöpfe, welches den größten Theil seines Lebens auf der See zubrachte, nicht vergönnt, sein Leben auch auf dem „Arab" zu beschließen. Tom's Protektor schenkte das Thier, welches so manche Stürme

und Mühseligkeiten glücklich überstanden hatte, bald nach seiner Heimkehr einer Dame in Salisbury, wo aber Tom bereits einige Tage nach seiner Ankunft, wohl aus Heimweh nach der See, starb. B.

Eine Urtheilsfällung des Kaisers Rudolph von Habsburg. — Es erschien einst ein Kaufmann vor Kaiser Rudolph und klagte, er habe einem Gastwirthe zu Nürnberg einen Sack mit Geld (200 Mark) aufzuheben anvertraut; der Wirth aber stelle dies in Abrede, Zeugen wären keine vorhanden gewesen und da der Wirth ein reicher, angesehener Mann sei, könne er nichts gegen ihn ausrichten. Einige Zeit verging; der Kaiser kam nach Nürnberg, die Stadt sandte eine Deputation zur Begrüßung des Herrschers, und unter diesen Abgesandten befand sich auch jener verklagte Wirth. Der Kaiser sprach sehr freundlich mit den Männern, zu dem Wirthe aber sagte er: „Du hast einen hübschen Hut hier, mein Freund, ich gäbe Dir gern den meinigen dafür.“ Das machte dem Wirth große Freude, er gab seinen Hut her und empfieng denjenigen des Kaisers. Dieser behielt die Gesandten noch eine Zeit lang bei sich, dann entließ er sie, mit Ausnahme des Wirthes. Vorher aber hatte Rudolph an die Wirthsfrau den Hut ihres Mannes mit dem angeblichen Auftrage desselben gesandt, sie möchte den ledernen Sack, der so und so aussehe, an ihn einsenden, und zum Wahrzeichen dafür sende er ihr seinen Hut. Gleichzeitig hatte der Kaiser den Kaufmann vorgefordert, dem das Geld vorenthalten worden war, und dieser mußte seine Klage dem Wirthe in's Angesicht wiederholen. Letzterer behielt jedoch seine ganze Kaltblütigkeit bei und sagte: der Kaufmann sei ein thörichter Mann und mit sonderbarer Phantasie behaftet; hoch und theuer vermesse er sich, daß nichts bei ihm hinterlegt worden sei. Da hielt der Kaiser dem Betrüger den ledernen Sack, welcher unterdessen hergesandt worden war, vor die Augen. Zitternd und todtenblaß gestand der Wirth sein

Verbrechen und flehte fußfällig um Gnade. Rudolph legte ihm eine hohe Buße auf und befahl, daß dem Kaufmann sein ganzer Schaden vergütet werde, was natürlich vollständig geschah. G. Sch.

Ueber die Höhengrenzen des Baumwuchses, mit besonderer Bezugnahme auf die Gebirgssysteme der vereinigten Staaten, hat die Akademy of Natural Science in Philadelphia höchst interessante Nachforschungen angestellt, deren Ergebniß wir Folgendes entnehmen: In den Gebirgen Colorado's hat der Nadelholzgürtel eine Breite von etwa 4000 Fuß und hört 11,000 Fuß über dem Meeresspiegel plötzlich auf. Die Fichten kommen vor bis zu einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß, über diese Waldgrenze hinaus findet man sie nur noch als kaum 4 Fuß hohe Krüppel und die meisten sind sogar nur 1 bis 2 Fuß hohe Büsche; aber was diese Koniferen an Höhe verlieren, das suchen sie in der Breite wieder zu gewinnen, indem sie ihre fast den Boden berührenden Aeste weit hinausstrecken. In diesem Zustande findet man sie bis zu einer Höhe von 12,500 Fuß. Die Waldgrenze des Mount Washington in New-Hampshire, welcher wenig über 6000 Fuß mißt, ist in einer Höhe von 4000 Fuß zu finden, während der das Südende des nämlichen Gebirgsstockes bildende Mount Webster bei einer Höhe von 4000 Fuß nur bis zu 3000 Fuß bewaldet ist. Auf dem sich 6300 Fuß über die Meeresfläche erhebenden Roan Mountain in Nord-Carolina erstreckt sich der Wald an mehreren Stellen bis auf den Gipfel und noch in einer Höhe von 6000 Fuß wurde eine Schwarzeiche mit einem Stammumfang von 5 Fuß (3 Fuß über dem Boden gemessen) gefunden, welche volle 40 Fuß in der Höhe maß.

Diese Thatsachen stoßen die alte Theorie, daß die Waldgrenze in den Gebirgen durch klimatische Verhältnisse, wie durch das Durchschnittsquantum des Feuchtigkeitsniederschlages und durch

die örtliche Durchschnittstemperatur bestimmt werde, vollständig über den Haufen. Auf dem Mount Washington angestellte Beobachtungen ergaben dagegen, daß dort die Waldgrenze vor Zeiten weit höher als gegenwärtig gelegen hatte, und daß sie immer noch langsam aber stetig, herabsinkt. Dieses Phänomen ließ sich indessen leicht erklären, denn ein bei dem Bau der bis auf den Gipfel des Berges führenden Bahn gemachter Durchstich auf der gegenwärtigen Waldgrenze ergab, daß das dort bereits eingetretene Absterben der Fichten auf das Schwinden des Erdreiches zurückzuführen sei, denn der eine üppige Vegetation ermöglichende gute Waldboden war nur 1½ bis 2 Fuß dick und war durch dichtes Wurzelgewebe zusammengehalten, sonst wäre er, gleich den einst tiefer gelegenen Erdschichten, von den thalwärts strömenden Wassern, welche von dem Gipfel zur Zeit der Schneeschmelze und nach starken Regengüssen herniederbrausen, auch bereits fortgeschwemmt worden. Diese dünne Schicht Humuserde genügte zur Ernährung des üppig wuchernden Gestrüpps und der massenhaft emporgeschossenen Fichtenschößlinge, aber sie reichte nicht aus für die ausgewachsenen Bäume, welche dort schon massenhaft abgestorben sind. Der junge Baumnachwuchs wird dort natürlich verkümmern und verkrüppeln und die Höhengrenze der Wälder wird tiefer und tiefer herabgedrückt. Dr. St.

Kriegsgebräuche. — Unter Kaiser Karl V. kam der Gebrauch auf, daß eine Stadt, welche durch die Artillerie des Belagerers eingenommen wurde, ihre Kirchenglocken oder ihre Positionsgeschütze an die feindliche Artillerie verlor, von welcher sie die genannten Gegenstände durch eine größere Summe wieder einlösen konnte. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges war dieser Gebrauch noch in Uebung, wie folgender Auszug eines Schreibens an den Bürgermeister und Rath der Stadt Butzbach in der Wetterau beweist:

„Dieweil es aber bräuchli ch, auch von Kaiser Carolo quinto

ſolches verwilligt worden, ſo eine Stadt oder Veſtung durch die Artollerey-Perſonen eröffnet wird, deßwegen ihnen Satisfaction zu thun, oder die Glocken oder große Stückh verfallen ſein ſollen. Alß gelangt an H. Bürgermeiſtern vnd Rath vnſer dienſtl. Erſuchen, vns hierinnen auch Satisfaction zu erweiſen vnd vns alſo alle Gerechtigkeit nit abſprechen. Verbleiben d. H. ihre Willige allezeit:

Sämptliche fürſtl. heſſ. Petardirer vnd Feverwerker.

Signat. d. 28. Oktober 1645.

An den Rath zu Butzbach." —

Durch eine für die damalige Zeit hohe Summe hat der Rath von Butzbach auch bald darauf die Kirchenglocken wieder eingelöst. G. Sch.

Ein Heirathsvermittler, welcher übel ankam, war Jean François Sarraſin, ein bekannter franzöſiſcher Schriftſteller und Sekretär des Prinzen Conti. Der Miniſter Mazarin hatte Sarraſin 20,000 Thaler verſprochen, wenn er eine Heirath zwiſchen ſeinem Herrn, dem Prinzen, und der Nichte des Miniſters, Mademoiſelle Martinoſi, zu Stande brächte. Dies gelang dem ſchlauen Sekretär; als er aber von Mazarin die verſprochene Belohnung forderte, lachte der Miniſter ihn nicht allein aus, ſondern zeigte die Sache auch noch dem Prinzen Conti an, der ſeinen intriganten Sekretär ſofort aus dem Hauſe jagte. Sarraſin hat ſpäter nie wieder den Heirathsvermittler ſpielen wollen. J.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN
JUL 13 1912

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google